

Anzeige

Nummer 41 – 14. Oktober 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

4 1944071006904

DIE WELTWOCHEN

NACHHALTIGKEIT
HAT NOCH NIE SO VIEL
SPASS GEMACHT.



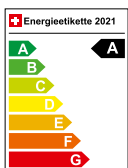
Jeep | **4xe**

ENTDECKEN SIE DIE NEUEN ELEKTRISCHEN JEEP® 4xe PLUG-IN-HYBRID-MODELLE.



Jeep® entwickelt das 4x4-Konzept weiter, indem es einen Benzinmotor mit einem Elektroantrieb kombiniert. Machen Sie sich bereit für noch effizientere Fahrten und noch bessere Performance mit den neuen Jeep® 4xe Plug-in-Hybrid-Modellen. Jetzt bei Ihrem Jeep®-Partner.

- 381 PS (Wrangler 4xe) und 240 PS (Renegade und Compass 4xe) mit 4x4-Plug-in-Hybrid-Antrieb
- 4xe – die Evolution des 4x4-Antriebs
- Null CO₂-Emissionen im vollelektrischen Modus
- Reduzierter Treibstoffverbrauch
- Höheres Drehmoment bei tiefem Tempo
- Immer verbunden mit den Uconnect™-Services



Jeep, Wrangler Sahara Plug-in-Hybrid, 2,0-l-Turbo- und Elektromotor, 381 PS (280 kW), Treibstoffverbrauch (kombiniert): 3,5 l/100 km, Stromverbrauch: 22,1 kWh/100 km, CO₂-Emissionen (Fahrbetrieb): 79 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: A.
Jeep, Compass Limited Plug-in-Hybrid, 1,3-l-Turbo- und Elektromotor, 240 PS (177 kW), Treibstoffverbrauch (kombiniert): 2,2 l/100 km, Stromverbrauch: 17,2 kWh/100 km, CO₂-Emissionen (Fahrbetrieb): 51 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: A.
Jeep, Renegade Limited Plug-in-Hybrid, 1,3-l-Turbo- und Elektromotor, 240 PS (177 kW), Treibstoffverbrauch (kombiniert): 2,2 l/100 km, Stromverbrauch: 16,7 kWh/100 km, CO₂-Emissionen (Fahrbetrieb): 54 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: A.

Jeep | **4xe**

DIE WELTWOCHEN



Nathalie Wapplers Fernsehen zum Abschalten

Regie-Desaster, schlechte Quoten, wenige Perlen: Die definitive TV-Kritik.
René Hildbrand

Ärzte im Widerstand

Hunderte Mediziner warnen vor der Kinderimpfung. *Daniela Niederberger*

Blühender Paria-Staat

Am Horn von Afrika gedeiht Somaliland ohne Entwicklungshilfe.
Pierre Heumann

Michael Maar
Warum «Harry Potter»-Schöpferin
J. K. Rowling den Nobelpreis
verdient hätte



DATEJUST

Die Datejust ist die klassische Rolex par excellence und war das erste automatische und wasserdichte Armbandchronometer, das auf dem Zifferblatt das Datum in einem Sichtfenster anzeigte. Auch weiterhin ist sie der Inbegriff eines zeitlosen Stils.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 31

BUCHERER

1888

bucherer.com

Hass, ein Plädoyer

Zugegeben, der Titel ist etwas steil gewählt. Hass ist keine Tugend. Die Menschen schämen sich eher dafür, dass sie so leidenschaftlich hassen können. Man gesteht sich das nicht so gerne ein. Es passt nicht zum Selbstbild, das wir von uns pflegen. Hassen tun meistens nur die andern. Man selber steht ja über solchen Niedrigkeiten. Selbstverständlich.

Seien wir ehrlich: Hass gehört zum Menschen wie die Liebe. Wir sind nun halt einmal ein Bündel von Leidenschaften, guten wie schlechten. Das, was wir für unser Ich halten, beschrieb der deutsche Autor Jan-Philipp Reemtsma einmal zutreffend als «Turnhalle, die von Stimmungen durchweht wird».

Eine dieser Stimmungen ist der Hass – neben vielen anderen.

Nun wollen sie den Hass verbieten. Man soll nicht mehr hassen dürfen. So lautet die jüngste Forderung jener Kreise, die sich mit der Reinigung der Spezies Mensch befassen. Sie wollen den Hass beseitigen, streichen, aus dem öffentlichen Gesprächsraum verbannen. Sie wollen den Hass auf den Index setzen.

Es vergeht kaum eine Woche, in der Zeitungen oder Politiker nicht die Abschaffung des Hasses fordern. Meistens geht es um das Internet. Das Netz, die sozialen Medien sollen vom Hass befreit, gereinigt werden. Man ruft nach Hass-Verboten. Alle sind sich einig. Wer ist schon für den Hass?

Ich! Ich fordere Fairness für den Hass. Ich plädiere fürs Hassen. Und fangen wir gleich bei mir selber an: Natürlich ist es vollkommen in Ordnung, Roger Köppel zu hassen. Ich würde es zwar vorziehen, allgemein und uneingeschränkt geliebt zu werden. Aber da sich Gefühle nicht befehlen und auch nicht «canceln» lassen, bin ich dafür, dass jede Emotion, die mein Sein oder Wirken auslösen mag, erlaubt sein und auch verkündet, geschrieben, geschrien, auf dem Netz formuliert werden darf.

Frei nach Oscar Wilde: Schlechter, als Gegenstand von Hass zu sein, ist es, Gegenstand von nichts zu sein. Hauptsache, man spricht über- und miteinander.

Etwas philosophischer formuliert: Die Hassrede ist genauso Teil des freien demokratischen Gesprächs wie die Liebeserklärung. Und genau hier liegt der grosse Irrtum der Hass-Verbieter und der Hass-Bekämpfer: Sie möchten, dass es nur noch Liebeserklärungen gibt.

Sie möchten uns die Liebe befehlen und den Hass austreiben. Ich wage die Behauptung: Das Unterfangen wird scheitern. Zum Glück. Noch nie hat es funktioniert, den Menschen zum reinen Gut- oder Bessermenschen umzubauen.

Im Gegenteil: Es endete meistens, eigentlich immer, in der Katastrophe.

Alles redet über Hass und Drohungen in den sozialen Medien. Man will regulieren und zensurieren, die meisten Politiker natürlich in die von ihnen bevorzugte linke Richtung.

Ich halte dagegen: Wo liegt eigentlich das Problem?

Bei Drohungen gegen Leib und Leben greift die Strafjustiz. Wir haben Gesetze und Staatsanwälte zuhauf. Wenn sich jemand in seiner Ehre, seiner Kreditwürdigkeit, seiner Persönlichkeit verletzt fühlt, kann er klagen. Die Gerichte werden seinen Fall verhandeln.

Doch jetzt das grosse Aber: «Hass» ist kein Straftatbestand. Menschen dürfen hassen, sie dürfen, herzlich willkommen, einen Roger Köppel hassen oder irgendjemand anders, und, ja, sie dürfen ihren Hass auch zum Ausdruck bringen. Hass ist die gefühlsmässig intensivste Form der Ablehnung, des Nichteinverständnisses. Wer hasst, sagt aus tiefster Seele nein. Das dürfen wir uns nicht verbieten lassen. Psychologen würden ergänzen: Unsere Hassgefühle

verhelfen uns zu einer besseren Selbsterkenntnis. Wer hasst, findet heraus, wer er selber ist. Und umgekehrt: Wer behauptet, nicht zu hassen, dokumentiert allenfalls einen Mangel an Ehrlichkeit sich selber gegenüber.

Man hasst, was man ablehnt. Aber man hasst auch, was man heimlich liebt. Und nicht haben kann. Darüber haben Romanciers ganze Regale vollgeschrieben. Welch ein Irrwitz, das literarische Urmotiv des Hasses aus den sozialen Medien verbannen zu wollen.

Stimmt: Zu viel Hass mag ungesund sein. Zu viel Liebe aber auch. Auf die Dosis kommt es an. Und nicht alles, was als Hass bezeichnet wird, ist auch Hass.

Hass ist zum Synonym für unerwünschte Meinungen geworden. Es ist so offensichtlich: Linke hassen nie, nur Rechte hassen. Angeblich. Welch lächerlicher Betrug, eine Beleidigung unserer Intelligenz.

Es darf kein Hass-Verbot geben. Im Gegenteil, wir sollten die Leute ermutigen, ihren Hass auf den sozialen Medien auszuleben. Das ist besser, als wenn sie zum Küchenmesser greifen oder sich eine Pistole oder ein automatisches Gewehr kaufen.

Die sozialen Medien sind Hassventile erster Güte, unfreiwillige Apparate der Triebabfuhr. Aber weil die Menschen ihren eigenen Anblick oft nur schlecht ertragen, wollen sie die Zeugnisse ihrer Hassfähigkeit vom Antlitz dieser Erde streichen.

Das ist psychologisch verständlich, aber auch realpolitisch falsch. Wer den ungefährlichen virtuellen Verbal-Hass im Internet verbietet, fördert den gefährlicheren Real-Hass in der Wirklichkeit.

Nichts ist explosiver als der unterdrückte Trieb. Wusste übrigens schon der inzwischen zu wenig gelesene Sigmund Freud.

Deshalb: Lasst den Hass raus auf den sozialen Medien, dieser Kläranlage unseres kollektiven Unterbewusstseins, dieser Toilettenwand der freien Rede. Wie jede Toilettenwand gibt auch das Internet den Blick frei auf das, was wir sind, wenn wir uns nicht so verstellen, wie wir gerne wären.

Und schliesslich: Hassende Menschen setzen sich doch selber dem Hass aus. Das müssen sie verkraften. Damit müssen sie fertig werden. Aber hören wir auf mit Richtern und Paragrafen, nur weil ein paar Leute hassen. R. K.

Chirurgen
mit Sinn
für's Schöne.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service.
pyramide.ch

Spitze für Sie



Schweizer Fernsehen, Menschen von morgen, Frankreich im Taumel, Impfwiderstand der Ärzte, Playmate Taylor Brumann

Noch kann sich das Schweizer Fernsehen recht gut halten im TV-Markt. Dennoch ist der mit Zwangsgebühren finanzierte Sender seit vielen Jahren eine Grossbaustelle. Programmliche Perspektiven fehlen weitgehend. Bei den technischen Innovationen ist der Sender in Verzug. Und das SRF-Publikum ist überaltert. Wenn junge Menschen heute noch fernsehen, planschen sie in den Kanälen der Privatsender. Der Journalist und Autor René Hildbrand beobachtet das Schweizer Fernsehen seit über fünf Jahrzehnten. Er war TV-Kritiker des *Blick* und Chefredaktor von *TV Star*. In einem umfassenden Bericht beschreibt Hildbrand den aktuellen Zustand der wichtigsten Sendungen des Schweizer Fernsehens. **Seite 18**

Der «Sternen» in Walchwil ist eine Legende der Gastronomie am Zugersee. Nun verleiht eine junge Köchin dem altehrwürdigen Lokal neuen Glanz. Noémie Bernard verbindet die Präzision der klassischen Küche mit jugendlicher Innovation. Für unsere Rubrik «Menschen von morgen» traf Reporter Thomas Renggli die 29-Jährige. Sie erzählte, wie es ist, die Chefin des eigenen Vaters zu sein, weshalb sie in der Küche pedantisch auf einen anständigen Umgangston achtet und warum ihr viele nicht glauben, dass sie beruflich mit Pfannen und Kellen hantiert. **Seite 84**



Vielseitig begabt: Model Brumann schreibt in dieser Ausgabe über den *Playboy*.

Frankreich im Taumel seiner historischen Leidenschaften: Das Covid-Debakel wird als Remake der Niederlage von 1940 inszeniert, der Streit über das Impfen und den *pass sanitaire* erinnert an die antifaschistischen Säuberungen nach 1945. Feministen, Grüne und «Antirassisten» erklären der Republik den

rhetorischen Bürgerkrieg. Der Journalist Eric Zemmour rehabilitiert Vichy und Marschall Pétain: Schwemmt ihn die Rückkehr der verdrängten Vergangenheit an die Macht? Unser Autor Jürg Altwegg geht dieser Frage nach. **Seite 34**

In der Schweiz wird mit einem kaum getesteten Impfstoff geimpft – aber über Nebenwirkungen liest man in den Medien praktisch nichts. Dass Siebzehnjährige beim Fussball umkippen – keine Meldung wert. Dass 480 Ärzte und Wissenschaftler von Aletheia vor der Impfung warnen – uninteressant. Dafür hören wir täglich vom Bundesamt für Gesundheit, die Impfung sei sicher. *Weltwoche*-Mitarbeiterin Daniela Niederberger hat sich bei Mitgliedern von Aletheia umgehört. **Seite 30**

Taylor Brumann ist vielseitig begabt: Die Schweizerin mit amerikanisch-schwedischen Wurzeln ist nicht nur als Model erfolgreich und schaffte es auf das Cover des deutschen *Playboys*. Sie hat auch Talent als Schreiberin. In dieser Ausgabe beschäftigt sich die 24-Jährige mit dem amerikanischen *Playboy*: Erstmals in seiner Geschichte zeigt das Männermagazin einen homosexuellen Mann auf dem Titelblatt. Was ist davon zu halten? **Seite 41**
Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



VIP-Arrangement: «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa» Eiger, Mönch und Wellness

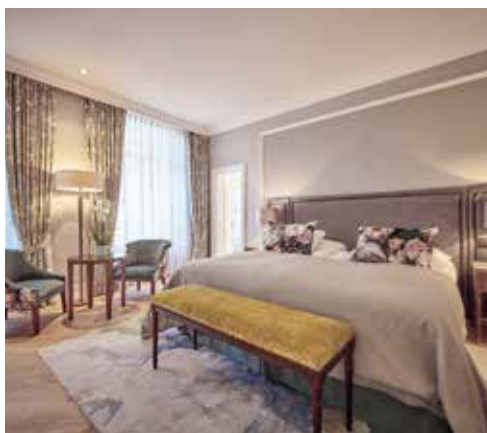
Wie wäre es mit einer Auszeit im Bademantel? Geniessen Sie Wellness der Extraklasse in der grosszügigen Spa-Oase auf 5500 Quadratmetern. Sie logieren im ehrwürdigen Grandhotel inmitten der imposanten Bergwelt des Berner Oberlands.

Zwischen dem Thuner- und dem Brienzsee gelegen, ist Interlaken der ideale Ausgangspunkt für alle möglichen Aktivitäten in der beliebten Ferienregion. Ob Wandern, E-Biken, Skifahren, Langlaufen, Schlitteln oder Gleitschirmfliegen, hier finden Sie zu jeder Jahreszeit die perfekte Kulisse.

Absolute Entspannung für Körper und Geist finden Sie im Spa «Nescens» im Stile eines römischen Thermalbads. Die Schwimmhalle mit Aussen-Solebad, Saunalandschaft, Dampfbädern sowie einem Fitness mit täglichen Kursangeboten lässt keine Wünsche offen. Das fachkundige Spa-Team verwöhnt Sie mit wohltuenden Massagen und Beauty-Anwendungen.

Auch kulinarisch begeistert das Traditionshotel seine Gäste. Von italienischen Spezialitäten bis zu Gerichten mit ausgewählten

hochwertigen Produkten aus der Region – die Menükarten der beiden Restaurants bieten viele Genussmomente. An der «Victoria Bar» können Sie den Tag optimal ausklingen lassen.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot

«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen im Superior-DZ inkl. Frühstück
- Upgrade (nach Verfügbarkeit) bei Check-in
- Gutschein à Fr. 75.– pro Person für Speisen und Getränke
- 60-minütige Wellness-Behandlung
- Nutzung des Spa «Nescens» sowie Fitnesscenter
- 10 % Rabatt auf zusätzliche Spa-Anwendungen
- Kostenlose E-Bike-Benutzung
- Parkplatz in der Tiefgarage für einen PKW

Preise (p.P. im DZ):

Fr. 664.– (statt Fr. 759.–)

Einzelbelegung: Fr. 950.– (statt Fr. 1045.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. +41 (0)33 828 28 28 oder per E-Mail an reservation@victoria-jungfrau.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Bedingungen:

Gültig vom 23. September 2021 bis 30. April 2022 auf Anfrage und nach Verfügbarkeit. Ausgenommen: 24. Dezember 2021 bis 1. Januar 2022. Buchbar bis einen Tag vor Anreise. Kostenfrei stornierbar bis 48 Stunden vor Anreise.

Veranstalter:

«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa»



TV-Kritik: Nathalie Wappler. Seite 18



Mehr Demut: Nena Schink. Seite 29



Blühendes Somaliland: Seite 42

DIESE WOCHE

- 5 Editorial
- 6 Intern
- 10 Eilmeldung
Siegeszug des Islam in Deutschland
- 11 Peter Rothenbühler
Liebe Laurence Creteigny
- 12 Tagebuch Thomas Renggli
- 15 Bern Bundeshaus
Ueli Maurer, einfach unerschütterlich
- 17 Blick in die Zeit
- 18 Grossbaustelle Schweizer Fernsehen
Analyse von René Hildbrand
- 22 Education sentimentale
- 23 Inside Washington
- 23 Personenkontrolle
- 23 News Sibylle Berg hat recht
- 24 Mörgeli Cédric, der Aufgeblasene
- 24 Schallenberg Lob des Herkommens
- 25 Peter Bodenmann
Wer geht mit wem wo ins Bett?
- 26 Sebastian Kurz Aufstieg und Fall
eines Ausnahmepolitikers
- 28 Plädoyer für die Anwälte
Peter Nobel über die «Pandora Papers»
- 29 Nena Schink
Faszination alte weisse Männer
- 30 Widerstand in Weiss
Ärzte gegen die Corona-Impfung
- 31 News Jörg Meuthen, Richard Wolff
- 32 Olaf Dinné Der erste Grüne
im deutschen Parlament
- 33 Kurt W. Zimmermann
Das fliegende Personal sitzt fest
- 34 Requiem auf Frankreich
Eric Zemmour bedient den Zeitgeist

- 36 Lifestyle-Politik im Bundeshaus
Politiker ohne Problembewusstsein
- 37 Mein Leben als Mohr
Reinhard Mohr über seinen Namen
- 38 Jolanda Spiess-Hegglin
Geldflüsse einer Netzaktivistin
- 39 Inside Washington Verloren im Weltall
- 40 Lockeres Leben mit Lücken
Grossbritannien nach dem Brexit
- 41 Mann auf dem *Playboy*-Cover
Essay von Model Taylor Brumann
- 42 Somaliland Blühender Paria-Staat
am Horn von Afrika
- 44 News Asylgrund Velofahren
- 44 Feindbild Patriotismus Streit EU–Polen
- 45 Tamara Wernli Das Sonntagsdilemma
- 46 J. D. Vance entdeckt den Trump in sich
Der Bestsellerautor will Senator werden
- 48 Schweiz macht auf Österreich
Verfilzung von Politik und Medien
- 49 Körzis Hollywood
- 50 Sklavenhandel, made in Switzerland?
Hintergrund von Judith Vitale
- 51 Thiel Trau(er)feier
- 52 Falsche Empörung Facebook im Visier
- 53 Maria Ressa Wer ist die neue
Friedensnobelpreisträgerin?
- 54 Wenn der Drache schlappmacht
Chinas Wirtschaft in der Krise
- 55 News Zynische Berner Prügel-Polizei
- 56 Lolita-Mode Fragwürdiger Trend
- 57 Anabel Schunke
Wie uns der Staat auspresst
- 58 Leserbrief
- 59 Nachrufe Abolhassan Bani Sadr,
Beat Arnold
- 60 Beat Gygi Sozis gegen bessere Löhne

LITERATUR UND KUNST

- 61 Ikone der Woche
- 62 Abdulrazak Gurnah
Der neue Literaturnobelpreisträger
- 64 Bücher der Woche
- 67 Die Bibel
- 68 Unaufdringliche Schönheit
Eröffnung des Chipperfield-Baus
- 70 Fotografie Joseph Carlucci
- 70 Film «The Last Duel»
- 71 Alben für die Ewigkeit
Cream: Disraeli Gears
- 72 Pop The Beatles
- 73 Streaming Klasse statt Kasse?
- 73 Jazz James Brandon Lewis Quartet

LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt
- 74 Unten durch
- 75 Fast verliebt
- 76 Frauen Kemi Badenoch
- 76 Was macht eigentlich? Pino Gasparini
- 77 Häuser Osinskis Spiegelkabinett
- 78 Essen
- 78 Wein
- 79 Auto
- 79 Objekt der Woche
- 80 Bei den Leuten Alles strömte an die Olma
- 82 Zeitzeichen
- 82 Fragen Sie Dania Alles, was Sie schon
immer über Sex wissen wollten
- 83 Auf einen Kaffee mit ... Piau-Voon Wang
- 84 Menschen von Morgen Noémie Bernard
- 86 Das indiskrete Interview
Michael Steiner, Filmregisseur



«Höhlenforscher-Gemeinschaft Unterwalden», Ennetbürgen NW

Aus Liebe zum Dorf, wo das Vereinsleben unterirdisch ist.

Alle bewundern das Panorama hoch oben auf dem Bürgenstock über dem Vierwaldstättersee. Abenteuerlustige Ennetbürger bevorzugen die Tiefe, erkunden gemeinsam die unterirdische Schönheit der Region und gründeten darum die Höhlenforscher-Gemeinschaft Unterwalden. Vereine gehören zum Dorfleben – wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Klein und fein mit allem, was es für den Alltag braucht. Nah und überschaubar. Einfach praktisch – und ein kleines bisschen persönlicher.

Volg
frisch und fründlich

Siegeszug des Islam in Deutschland

Neuerdings ruft in Köln der Muezzin zum Gebet. Davon war beim Bau der Moschee nie die Rede. Die Schweiz bleibt von solchen Auswüchsen verschont – dank der Minarettverbots-Initiative.

Ulrich Schlüer

Nachdem die politischen Behörden Kölns die monumentale Moschee der Türkisch-Islamischen Union schliesslich bewilligt hatten, versuchten sie anschliessend, die hochgehenden Wogen zu glätten: Die Bewilligung für den grossen Bau sei nicht zuletzt deshalb erteilt worden, weil von den muslimischen Geschlechtern gewisse Zusicherungen ergangen seien, nach denen nur eine Moschee mit einem weithin sichtbaren, den christlichen Kölner Dom demonstrativ konkurrierenden Minarett geplant sei. Sonst nichts.

Seit kurzem aber wird Köln mit dem Ruf des Muezzins von allen 35 Moscheen aus – elektronisch massiv verstärkt – beglückt. Dass die Bevölkerung darob erschrickt, liegt an der Funktion von Minarett und Muezzin in der muslimischen Welt: Das Minarett hat mit Glauben nichts zu tun. Es ist – wie das auch Präsident Recep Tayyip Erdogan wiederholt und ausdrücklich festgehalten hat – ein Symbol der Macht, des politischen Machtanspruchs. Erdogan bezeichnete Minarett auch schon als «Bajonette des Islam», also als Waffen für Kampf und Eroberung.

Kritisiert und belächelt

Der Ruf des Muezzins in Köln ist also Symbol des muslimischen Siegeszugs im einst christlichen Abendland. Als Präsident Erdogan vor einigen Jahren auf Staatsbesuch in Deutschland weilte und dabei auch eine grosse Versammlung von Muslimen besuchte, rief er seine Glaubensbrüder eindringlich dazu auf, sich jeglicher Integration ins Land des neuen Wohnsitzes zu widersetzen. Nicht Integration, vielmehr die andere verdrängende Ausbreitung des Islam ist das von Erdogan für die Muslime in Westeuropa verkündete Ziel.

Das die Öffentlichkeit überraschende – oder schockierende – Geschehen in Köln illustriert gleichzeitig, wie wichtig und richtig es war, die Minarettverbots-Initiative in der Schweiz zu starten und in der Volksabstimmung zum Erfolg zu führen. Und dies, noch bevor hierzulande wie in Deutschland bereits Dutzende oder gar Hunderte von Minaretten ihre Spit-

zen gegen den Himmel reckten. Das Konzept «Wehret den Anfängen» – damals von Initiativgegnern massiv kritisiert und belächelt – vermochte in der Schweiz den massenhaften Bau von Minaretten gerade noch rechtzeitig zu verhindern. Wenn Deutschland jetzt ob des Muezzin-Rufs in Köln erschrickt, dann muss das

Dass die Bevölkerung erschrickt, liegt an der Funktion von Minarett und Muezzin.

Land auch ohnmächtig konstatieren: Fahrlässig Zugelassenes nachträglich verhindern oder beseitigen zu wollen, erweist sich als unmöglich.

Zudienende Medien

Ob es Zufall ist, dass der Muezzin-Ruf über Köln unmittelbar nach der vernichtenden Wahlniederlage der CDU zu erschallen beginnt? Soll etwa der geschlagenen, das christliche Bekenntnis immerhin noch im Namen führenden, einst grossen und dominierenden

Partei gezeigt werden, dass die Muslime der Bevölkerung Deutschlands per Muezzin eine Zeitenwende weg vom Christentum, hin zum Islam verkünden zu müssen glauben?

Eine verbindliche Antwort auf diese Frage fehlt. Dennoch muss sie gestellt und in den politischen Zusammenhang eingeordnet werden. Die CDU hat sich von Links-Grün – und allen Links-Grün zudienenden Medien – aufzwingen lassen, dass eine Koalition mit konservativen Kräften rechts der CDU buchstäblich «des Teufels» sei. Diesem ihre Handlungsfähigkeit mit Blick auf Regierungsbildungen massiv behindernden Eingrenzungsbefehl hat sich die CDU nahezu widerspruchslos gebeugt. Ja, es war die christdemokratische Bundeskanzlerin Angela Merkel persönlich, die sich vor einigen Zeit sogar dazu herbeiliess, den auch mit CDU- und AfD-Stimmen demokratisch in jeder Beziehung rechtsgültig gewählten FDP-Ministerpräsidenten von Thüringen zum Amtsverzicht zu nötigen – zugunsten des rabiaten Kommunisten Bodo Ramelow.

Ein Weckruf?

Merkel glaubte, die CDU so vom ihr von linken Medien skrupellos nachgesagten Geruch zu befreien, in Thüringen allenfalls mit Hilfe der AfD eine bürgerliche Regierung durchsetzen zu wollen. Wenn sich eine führende Partei unter linkem Druck freiwillig ihrer politischen Gestaltungsmöglichkeiten beraubt und gar der extremen Linken zudient, dann wird sie als politische Gegnerin und politische Gestalterin offensichtlich nicht mehr ernst genommen.

Und folgerichtig folgt der Wahlniederlage der christlichen Partei der Ruf des Muezzins. Ob er in den Ohren von Konservativen noch zum Weckruf werden kann? Die Zukunft wird's weisen.



Ulrich Schlüer ist Verleger der *Schweizerzeit*, ehemaliger SVP-Nationalrat und Mitinitiant der erfolgreichen Minarettverbots-Initiative von 2009.

Liebe Laurence Cretegny

Als Präsidentin des Grossen Rats des Kantons Waadt sind Sie nicht mehr tragbar. Denn Sie sind eine Rassistin. Das sagen die Jungen Grünen des Kantons Waadt, die Sie ultimativ zum Rücktritt auffordern, mit Communiqués, Demos et cetera.

Was ist geschehen? Sie haben bei Ihrer Rede zur Verabschiedung des Staatskanzlers Vincent Grosjean dessen grosse Liebe zu Comics gewürdigt, indem Sie Zitate aus «Tintin au Congo» eingefügt haben, unter anderen den Satz einer schwarzen Mutter zu ihrem Kind: «Si toi pas sage, toi y'en sera jamais comme Tintin» (wenn du nicht lieb, du nie werden wie Tim).

Eigentlich ein harmloser Satz. Doch unverzeihlich für die Jungen Grünen, weil Sie den Spruch mit afrikanischem Akzent ausgesprochen haben, auf *petit nègre*, wie man sagt. Ich weiss nicht, was für ein Gras diese politischen Grünschnäbel geraucht haben, die doch eigentlich den Planeten retten wollen.



Viel Lärm um nichts: Grossrätin Cretegny.

Nun, es war wieder einmal viel Lärm um nichts. Sie bleiben Präsidentin, Sie haben sich sogar «für den Fall entschuldigt, dass ich jemanden beleidigt haben sollte». Die Republik ist gerettet.

Fazit: Wenn es in der Waadt wirklich so un-
gemein schwierig ist, konkrete rassistische Ver-

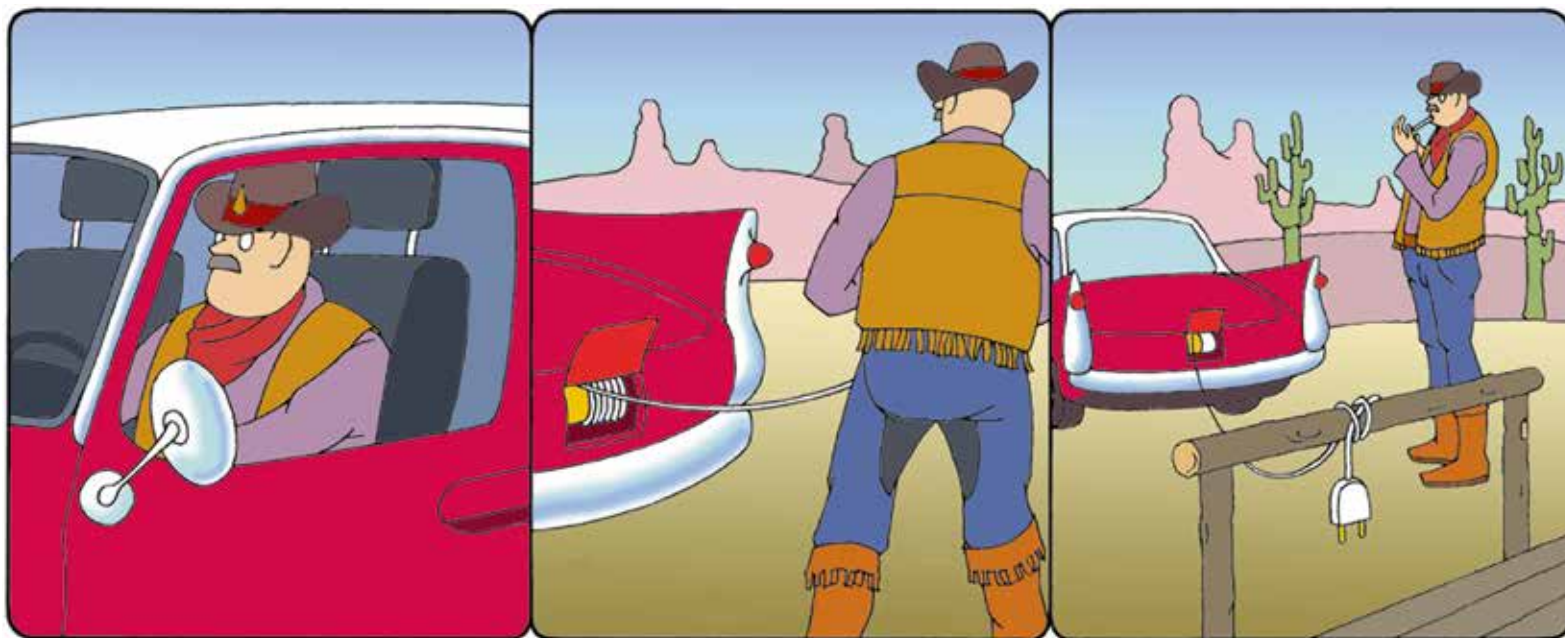
fehlungen ausfindig zu machen, dass man sich auf einen gutgemeinten Spruch der Grossratspräsidentin stürzen muss, kann ich nur sagen: glückliches Waadtland!

Tatsächlich ist die Kantonshauptstadt Lausanne heute eine der offensten Städte der Schweiz, mit einer diversen Bevölkerung, einem grossen Anteil afrikanisch-stämmiger Menschen, die hier als Anwälte, Professoren, Ärzte oder Buschauffeure voll integriert sind.

Allerdings hat Lausanne auch eine Uni, in der sich zahlreiche radikalisierte Woke-Gruppen tummeln, zum Beispiel die Association des Etudiant-e-s Afro-descendant-e-s (AEA), die als Erste die Rede der Grossratspräsidentin kritisiert und damit die Jungen Grünen inspiriert hat. Studentenfutter halt.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Thomas Renggli



Reisen bildet, sagt der Volksmund. In Covid-Zeiten trifft dies doppelt und dreifach zu. Für mich als Sportreporter war das Flugzeug früher fast wie ein zweites Wohnzimmer. Sechzehn Eishockey-Weltmeisterschaften, sechs Olympische Spiele, Dutzende von internationalen Fussballspielen. Zeitweise hatte ich mehr russische Visa im Pass als Ferientage pro Jahr. Mit der Pandemie änderte alles. Das Leben wurde gegroundet, die Eventkultur global gestrichen. Man begegnete den Interviewpartnern nicht mehr persönlich, sondern via Zoom, Whatsapp oder Livestream.

Erst Impfung und Covid-Zertifikat öffneten das Tor zur Welt wieder. Die Flugbewegungen haben zwar noch längst nicht das vorpandemische Niveau erreicht, doch mittlerweile hält man eine Linienmaschine der Swiss nicht mehr für ein Ufo. Auch ich setzte mich unlängst das erste Mal seit fast zwei Jahren wieder in einen Flieger, um vom Halbjahreskongress der Internationalen Eishockey-Föderation (IIHF) in St. Petersburg zu berichten. Dabei wurde mir schonungslos in Erinnerung gerufen, dass nichts mehr ist wie früher – abgesehen vom Ringen mit der russischen Botschaft im Zusammenhang mit der rechtzeitigen Visumsausstellung.

Impftechnisch herrschen zwischen Moskau und Schengen Zustände wie im Kalten Krieg. Die Schweiz akzeptiert den Sputnik-Impfstoff nicht. Und Russland verweigert unseren Vakzinen die Anerkennung. Dies führt dazu, dass man ohne einen negativen PCR-Test (der nicht älter ist als 72 Stunden) die Reise gen Osten nicht in Angriff nehmen kann. Und weil Testergebnisse in dieser Zeitspanne exklusiv am Flughafen Kloten erhältlich sind, führt dies zu einer Warteschlange,

die noch länger ist als jene, wenn in Wimbledon die letzten Finaltickets angeboten werden.

In Russland selber herrscht dann allerdings Tauwetter. Trotz steigender Fallzahlen scheint Präsident Wladimir Putin Covid auszublenken. Im Strassenbild sind Masken eine Seltenheit, auch in Innenräumen geben sich höchstens ausländische Gäste bedeckt. Zwar ist erst ein Drittel der russischen Bevölkerung geimpft, doch scheint man darauf zu vertrauen, dass Corona per staatlichem Dekret beendet wird. Trotzdem kriegte ich meine Dosis Corona-Prophylaxe in hoher Konzentration ab. Weil wir uns am IIHF-Kongress in einer geschlossenen Blase befanden, mussten wir uns jeden zweiten Tag testen lassen. Das war nichts Schönes für die Nase.

Wer denkt, die russischen Richtlinien seien im internationalen Vergleich streng, wird spätestens bei der Rückkehr in die Schweiz eines Besseren (oder Schlechteren) belehrt. Denn seit einigen Wochen verlangt die Eidgenossenschaft von jedem Einreisenden ein ausgefülltes Formular. Wer nicht geimpft oder genesen ist, muss ausserdem ein negatives Testergebnis vorweisen. Und wer ohne den Fackel vom Zoll erwischt wird, bezahlt 100 Franken. Widerstand zwecklos.

Doch dies konnte mein neues Reisefieber nicht lindern. So entschied ich mich mit meiner Familie, die neue Freiheit für Badeferien auf Zypern zu nutzen. Glücklicherweise war in den Medien zu lesen, dass das Covid-Zertifikat exakt den Angaben im Reisepass entsprechen müsse. Weil in der ursprünglichen Version mein zweiter Vorname (Stefan), den ich noch nie bewusst verwendet hatte, fehlte, beantragte ich ein neues Dokument. Nun schien der Weg frei nach Aphrodites Insel. Nur Zeus hatte etwas dagegen.

Als ich beim Einchecken am Terminal 2 in Kloten die Koffer aufgeben wollte und voller Freu-

de mein Covid-Zertifikat (mit dem zweiten Vornamen) zeigte, forderte mich die grimmige Frau am Schalter auf, den «Cyprus Flight Pass» zu zeigen. Ich war überrumpelt. Mit dem Handy war das Ausfüllen des entsprechenden Formulars unmöglich. Immer wieder landete ich in der digitalen Sackgasse – wo meine Legitimation für die Einreise unter den Richtlinien der Wiener Konvention gefordert wurde. Nach ungefähr einer Stunde mühsamen Tippens, einem Krach mit meiner Ehefrau (und mitleidigen Blicken der Mitreisenden) gab ich auf. Im Dschungel der Paragraphen, Bedingungen und Bestätigungen war ich verloren.

Ich wollte den Ferien goodbye sagen, als mich jemand darauf aufmerksam machte, dass mir am Schalter von Intrapass im ersten Stock geholfen werden könnte. Glücklicherweise stimmte dies. Ein rettender Engel stellte mir in vierzig Minuten die vier Flugpässe für Zypern aus – für je 50 Franken.

Mittlerweile sind wir schon vier Tage auf dieser schönen Insel. Das Wetter ist grossartig, das Meer noch immer 24 Grad warm, und das Essen im Hotel lässt nichts zu wünschen übrig. Doch der Heimflug naht – und damit die Rückkehr ins Covid-Dickicht. Gestern lag ein Brief auf dem Zimmer, in dem uns mitgeteilt wurde, dass der ominöse Flugpass nur acht Tage gültig und für die restliche Zeit ein «Cyprus Safe Pass» gefordert sei. Ich bin guten Mutes, dass wir auch diese Klippe umschiffen – und mit wehenden Fahnen nach Hause zurückzukehren.

Und die Moral von der Geschichte? Corona kennt keine Grenzen. Aber der Traum vom grenzenlosen Europa gehört mittlerweile ins Reich der Märchen, Fabeln und Alpträume.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ oder 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'651'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'356'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 905'000.-, Bezug ab Sommer 2022
www.birch-seuzach.ch



4 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Mietpreis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistacasa.ch



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'299'200.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch

Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert !



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 668'000.-, Bezug auf Anfrage
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8104 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»



3 ½ - und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirnach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 572'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistadelssole.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'078'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert !



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info




3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Gartenwohnung
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'404'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner 

You Tube 
Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:
 **SVIT Immobilien-Messe in Zürich**
18. - 20. März 2022, Kongresshaus

Stand September 2021

WELTWOCHEN

daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo* und Apple* sind Marken von Apple Inc.



Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  **WELTWOCHEN**

Ueli Maurer, einfach unerschütterlich

Egal, wie heftig das Gewitter ist, das über ihn hereinbricht: Der Finanzminister erträgt es stoisch. Der Mann ist ein Weltwunder der Gelassenheit.

Zum Ende der Herbstsession drückte die überlaute linke Sittenwächterin, Nationalrätin Jacqueline Badran (SP), dem Finanzminister eine DVD des alten Spielfilms «Anne Bäbi Jowäger» in die Hand. Der Streifen basiert auf einem Buch von Jeremias Gotthelf, das dieser im Auftrag der Obrigkeit im 19. Jahrhundert verfasst hatte. Damit wollte die Berner Regierung die Bevölkerung für die Pockenimpfung sensibilisieren. Das «Geschenk» an Maurer war eine billige Provokation einer auf Selbstdarstellung spezialisierten Politikerin.

Sie zielte darauf ab, Maurer als Impfskeptiker schlecht aussehen zu lassen. Wie komplett daneben die Zürcher SP-Frau damit lag, zeigt die Tatsache, dass der Finanzminister zweimal geimpft ist und in einem Fernsehinterview vom 8. September auf Tele Züri die Menschen zum Impfen aufforderte. Ihn unterscheidet jedoch von anderen Bundesräten, dass er die Meinung der Impfkritiker respektiert, sie öffentlich in Schutz nimmt und diese nicht zu kriminalisieren versucht. Das passt intoleranten und selbstgerechten Linken wie Badran schlecht.

Überempfindliche Linke

Mit unerschütterlicher Überheblichkeit versuchen deshalb die Genossen seit Wochen, gemeinsam mit den ihnen wohlgesinnten Medien *Blick*, *Tages-Anzeiger*, den Zeitungen von CH Media und dem Schweizer Fernsehen, Maurer ins Abseits zu schreiben. Doch nach dreizehn Jahren in der Landesregierung gibt es nicht mehr viel, was den SVP-Bundesrat aus der Ruhe bringt. Egal, was für ein Mediengewitter über ihn hereinbricht, Maurer bleibt gelassen.

Es interessiere ihn nicht mehr, was die Medien über ihn schrieben, sagen jene, die ihm nahe stehen. Das Zeitunglesen überlässt er seinem Stab, die ihm die wichtigen Artikel vorlegen. Er informiert sich über andere Kanäle, im Kontakt mit der Bevölkerung. Taucht er an einer Versammlung der SVP auf, wirkt und redet er wie ein leutseliger Kumpel, zum Beispiel bei den Treffen der drei Kantonalparteien von Zürich, Thurgau und St. Gallen in Wald.



Selbstkritik und Bürgernähe:
Bundesrat Maurer.

Maurer liess sich dabei auch in der Kutte der Freiheits-Trychler fotografieren. In seiner Rede kritisierte der Finanzminister später, dass der Bundesrat in der Krise versagt und zu sehr auf Experten gehört habe. So habe man 2020 den Shutdown beschlossen, um das Spitalsystem nicht in Schwierigkeiten zu bringen. Aber statt

Der Finanzminister liess zuerst die Medien sich austoben, bevor er auf coole Art reagierte.

die Zeit zum Aufbau zusätzlicher Intensivbetten zu nutzen, habe man Betten abgebaut. Maurer schloss sich bei dieser Kritik mit ein. Aber die Genossen empfanden seine Rede wohl als Angriff auf ihren Halbgott, den Schweizer Gesundheitsminister Alain Berset.

Die Linke reagiert im Moment überempfindlich, wenn jemand am Lack ihrer Magistraten kratzt. Fakt ist indessen, dass die SP-Bundesräte keinen guten Lauf haben. Simonetta Sommaruga hat als Umweltministerin mit dem CO₂-Gesetz an der Urne eine historische Schlappe erlitten. Berset hat eine Liebesaffäre am Hals,

die politisch alles andere als ausgestanden ist. Seine Corona-Impfkampagne ist ausserdem ein Reinform. Weil es ihm nicht gelungen ist, die Menschen vom Impfen zu überzeugen, hat er mit einer Zertifikatspflicht einen faktischen Impfwang eingeführt. Maurer hat dagegen mit der Finanzhilfe für die Geschädigten der Corona-Pandemie im Zusammenspiel mit Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) einen ausgezeichneten Job gemacht.

Ein paar Runden mit dem Velo

Um von den eigenen Unzulänglichkeiten abzulenken, versuchte man deshalb, Maurers Auftritt in Wald zum Skandal hochzustilisieren. Er habe mit seiner Rede vor der SVP-Versammlung und dem Posieren in der Kutte der massnahmenkritischen Freiheitstrychler das Kollegialitätsprinzip geritzt, trompetete zum Beispiel SP-Fraktionschef Roger Nordmann. Dann gab es einen kläglichen Versuch, die Geschichte über eine offizielle Anfrage der SP während der Herbstsession noch mehr aufzublähen, indem man von Bundespräsident Parmelin eine öffentliche Massregelung Maurers wegen seiner Kritik am Bundesrat verlangte. Dieser tat der Linken den Gefallen aber nicht.

Die Kampagne gipfelte in einer Zeitungssente der CH Media, Maurer stehe kurz vor dem Rücktritt. Obschon die Geschichte im Konjunktiv geschrieben war, sprangen alle anderen Medien sofort auf die Story auf. Der *Tages-Anzeiger* brachte seitenlang bereits Nachfolger ins Spiel. Der Hintergrund der Fake News war, dass Maurer am SVP-Fraktionsausflug gefehlt hatte. Daraus auf Rücktrittsabsichten zu schliessen, darauf muss man allerdings erst einmal kommen.

Der Finanzminister liess zuerst die Medien sich austoben, bevor er auf coole Art reagierte. Nein, er habe nicht die Absicht zurückzutreten. Er habe wegen einer Reihe von Terminen nicht am gesamten Fraktionsausflug teilnehmen können. Weil das Wetter dann schön gewesen sei, habe er das ausnützen wollen, um mit dem Velo ein paar Runden zu drehen. Und die Pointe: Er schliesse nicht aus, dass er noch einmal für eine Wiederwahl kandidiere. Typisch Maurer.

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–
Telefon +41 43 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



BLICK IN DIE ZEIT

Michael Maar



Du spazierst an einem milden Herbstabend durch den Wald und trittst auf eine Lichtung. Dort erscheint plötzlich ein Zwerg vor dir. Er ist in ein fliederfarbenes Gewand gehüllt und hält einen Zauberstab in der Hand. Vermutlich Elfenbein mit Drachenherzfaser. Er richtet diesen Stab auf dich und erklärt, du hättest einen Wunsch frei.

Als verantwortungsbewusster Literaturkritiker schiebst du sofort alle persönlichen Wünsche beiseite. Du sagst dir: So, einen Wunsch habe ich frei? Was mache ich damit? Du vergibst den bedeutendsten Literaturpreis! Du allein entscheidest darüber.

Wem würdest du ihn geben? Für die Entscheidung bräuchte ich keine Sekunde.

Die diesjährige Wahl des Literaturnobelpreis-Komitees war wieder keine Überraschung. Eine Überraschung wäre es gewesen, hätte man den Namen gekannt. Das Unerratbare ist das Typische für die Stockholmer Entscheidungen.

Wenn man die Liste der Preisträger des letzten Jahrzehnts durchsieht – welches Prinzip mag hier gewaltet haben? Kraut und Rüben? Würfeln, leicht ideologisch gezinkt? Gerne unter Berücksichtigung des Übersetzers des anschliessend erfolgreich Gekürten? Nicht immer wesentlich schienen jedenfalls die wahre literarische Qualität, die Macht der Sprache, die Magie der Kunst.

Magie? Sie ist seit jüngstem ersetzt worden durch den Shitstorm.

Die Autorin, die ihre ersten Bücher auf Geheiss des Verlegers noch mit dem Vornamen «J. K.» veröffentlichen musste,

damit man ihr das Geschlecht nicht am Namen ablese – Joanne K. Rowling, seit je Feministin und Opfer sexistischer Gewalt, die sie fast in die Arme der Dementoren getrieben hätte –, Rowling hatte sich auf Twitter über die Formulierung: «people who menstruate» mokiert.

Da gebe es doch ein anderes Wort dafür? «I'm sure there used to be a word for those people. Someone help me out. Wumben? Wimpund? Woomud?»

Das war nun entschieden zu viel. Meinte sie *women*? Frauen? Hielt sie das natürliche Geschlecht für eine Realität?! Entrüstet wand-

Hätte ich einen Wunsch frei, würde ich J. K. Rowling den Literaturnobelpreis verleihen.

te sich die Transgender-Gemeinde von Rowling ab, dann die Schauspieler, die durch sie berühmt geworden waren.

Berühmt geworden durch Rowlings Magie. Sieben Bände «Harry Potter»: Niemand seit J. R. R. Tolkien hat uns einen solchen Kosmos erfunden. Niemand hat seine oder ihre Gegenwelt so farbenreich ausgepinselt. Niemand hat so viele unvergessliche Figuren geschaffen.

Genügt es, wenn wir den Halbriesen Hagrid, den Hauself Dobby und den sinisteren Severus Snape anführen? Die Grossfamilie Weasley und die Dursleys mit ihren knausrigen Weihnachtsgeschenken für Harry (Zahnstocher; Papiertaschentuch)? Den Fast kopflosen Nick, der zu seinem stillen Gram seit seiner uneleganten Hinrichtung vor 500

Jahren nicht in den Eliteklub der Geisterkollegen, «Jagd der Kopfloren», aufgenommen wird?

Die wundersame Briefvermehrung im ersten Band, die Bohnen aller Geschmacksrichtungen, darunter Ohrensalm, die schwebenden Kerzen in Hogwarts, der Phönix Dumbledores, der sich immer wieder aus der Asche erhebt, Hermiones Trick, zwei Schulstunden gleichzeitig zu belegen (mit Hilfe des «Time Turner»-Kettchens), die schwarze Messe Lord Voldemorts – nichts davon wird man je vergessen.

Niemand hat seine Leser so auf die zarte Folter gespannt und mit so vielen Plot-Pointen überrascht. Niemand hat barock blühende Fantasie so zwingend mit cartesianischer Logik zusammengespannt. Niemand hat uns so zum Träumen gebracht.

«Der Literaturnobelpreis geht an Joanne K. Rowling!»

Der Zwerg nimmt meine Entscheidung stumm entgegen, verbeugt sich und disappariert. Jetzt muss er nur noch nächsten Herbst in Stockholm erscheinen und das Komitee mit dem Imperius-Fluch belegen.

Michael Maar ist ein deutscher Germanist, Schriftsteller und Literaturkritiker. Zuletzt von ihm erschienen: «Die Schlange im Wolfspelz. Das Geheimnis grosser Literatur». Rowohlt, 2020. 656 S., Fr. 49.90

Manfred Loimeier über seine Begegnung mit dem neuen Literaturnobelpreisträger Abdulrazak Gurnah: S. 62

Grossbaustelle Schweizer Fernsehen

Es holpert viel und funkelt wenig.

René Hildbrand

SRF-Direktorin Nathalie Wappler hat es in zweieinhalb Jahren Amtszeit nicht geschafft, beim Schweizer Fernsehen Pflöcke einzuschlagen. Dabei wäre das nach ihrem noch schwächeren Vorgänger Ruedi Matter ein Leichtes gewesen. Gegen die links-grünen Macher der Informationssendungen gibt sie sich machtlos. Wenn man den Sumpf austrocknen will, darf man nicht die Frösche fragen. Lieber killt Wappler trotz Milliardenbudget ohne Not beliebte Formate. Wie steht es um die übriggebliebenen Sendungen?

«Tagesschau» und «10 vor 10»

Jeden Morgen stehen über 500 Leute auf, um beim Gebührenfresser SRF mit Sendungen wie «Tagesschau», «10 vor 10», «Rundschau» oder «Club» linken Journalismus zu machen. Die Hauptnachrichtensendung sollte eine Navigation durch den Tag sein. Doch das System ist kaputt. Es wird falsch gefahren. Beharft werden nur linke Politiker. Beispiele gibt es ohne Ende.

Kürzlich brachte die «Tagesschau» einen minutenlangen Bericht über ein Grüppchen hungerstreikender Klimaaktivisten im Berliner Regierungsviertel. Diese wollten Gespräche mit den Kanzlerkandidaten erpressen. ARD-«Tagesschau» und «Heute» (ZDF) war die Mini-Demo nicht einmal eine Kurzmeldung wert.

Nachdem Thierry Burkart am 3. Oktober zum neuen FDP-Chef gewählt worden war, sagte ein eingleisiger TV-Bundeshausredaktor: «Burkart wirkt wie ein Parteipräsident aus einer vergangenen Zeit.» In dem Bericht über das Jubiläum des Swissair-Groundings vernahmen die Zuschauer, dass damit der Niedergang der FDP begann.

In beiden Sendungen fehlt selten ein Beitrag über (wirtschaftlich) benachteiligte Frauen. Nichts darüber, dass bei Novartis bis in eineinhalb Jahren jede zweite Kaderposition mit einer Frau besetzt sein wird. Höchstens bei «SRF Börse» vernahmen die Zuschauer, dass die Verwaltungsräte der grössten Schweizer Firmen immer weiblicher werden.

Kürzlich in «10 vor 10» gehört: «James Bond hat dazugelernt, was den Umgang mit Frau-

en betrifft.» Am kärglichsten ist die «Tagesschau» seit Jahrzehnten regelmässig samstags und sonntags. Gewerkschafter arbeiten nur ungern am Wochenende. «Tagesschau» und «10 vor 10» haben mit gutem Journalismus noch so viel gemeinsam wie Mutter Teresa mit Dolly Buster.

Die Moderatoren. Bei allen gilt: korrekt sprechen und betreut denken. Franz Fischlin ist bei der «Tagesschau» ein sicherer Wert. Der Berner wird von den älteren Zuschauern gemocht. Junge schauen die Sendung nicht mehr. Florian Inhauser kommt seit Jahren so gekünstelt rüber, als würde er gerade für eine kleine Rolle in einem Kellertheater in der Lüneburger Heide vorsprechen. Das «würd» nie besser. Ansprechend: Andrea Vetsch und Cornelia Boesch.

Ein grosses Talent gibt es bei «10 vor 10»: Bigna Silberschmidt. Die Ostschweizerin hatte sich ihre Sporen bei «Schweiz aktuell» abverdient. Die kompetente Frau spricht eine klare Sprache, ist adrett und brillant vor der Kamera. Im Auftritt überzeugt auch Arthur Honegger. Der linke Mann hat wenigstens Humor. Eine Fehlbesetzung: Franziska Egli. Sie ist nicht authentisch. Ein bisschen Glitzer und (zu lange) künstliche Wimpern genügen für Bildschirmpräsenz



bei «Gesichter & Geschichten», nicht aber bei einem Nachrichtenmagazin.

Ein Problemfeld bei allen SRF-Info-Sendungen: die menschlichen Stimmen. Früher war eine angenehme Sprechweise auch bei SRF eine Voraussetzung für die Lizenz zum Moderieren. Längst passé. Der Sender könnte auf eine grosse Zahl von Profisprechern zurückgreifen. Aber nein, viele Journalisten sprechen ihre Beiträge selber. Auch die, die dafür stimmlich völlig ungeeignet sind. Manche sollten weit davonrennen, wenn irgendwo ein Mikrofon hängt. Beispiel: Inlandkorrespondentin Mirjam Spreiter. Sie und ein paar weitere ihrer Kollegen könnten ein Fall für die Foniatrie sein. Die Zuschauer von «Gesichter & Geschichten» müssen regelmässig die grelle Püppchenstimme einer Moderatorin ertragen.

«Arena»

Sandro Brotz versucht etwas zu sein, was er nicht ist. Er bezeichnet sich als Brückenbauer. Nur die wenigsten wollen über diese Brücke gehen. Sie ist kürzer, als der Fluss breit ist. Der Moderator erinnert vielmehr an einen pensionierten Zahnarzt, der alle Brücken hinter sich abgebrochen hat. Bei Brotz ist es immer fünf nach zwölf, das Glas halbleer statt halbvoll. Wenn er mit linken Gästen redet, bekommt er Krampfadern vom Balztanzen. So wie seine Kollegin Barbara Lüthi im «Club». Viele der noch wenigen treuen Zuschauer denken wehmütig an die Moderatoren Patrick Rohr, Reto Brennwald und Jonas Projer zurück.

«Rundschau»

Die über fünfzigjährige Sendung hat eine grosse Zukunft hinter sich. Das Politmagazin war bis vor wenigen Jahren ein respektables Format. Hier war Brotz besser platziert. Inzwischen ist aus der «Rundschau» eine beliebige Sendung geworden. «Enthüllungen» wie jene über die Crypto AG und viele weitere, vor allem immer wieder gerne solche über Mängel in der Armee, waren nicht nachhaltig. Inzwischen kümmert sich das Magazin um das Leben von Hennen. Moderator Dominik Meier ist ein gehemmter



Das Glas ist halbleer:
«Arena», Moderator Brotz.



Gehemmter Softie: «Rundschau»,
Moderator Dominik Meier.



Regie-Desaster: «Club»,
Moderatorin Barbara Lüthi.



Perle: «Einstein»,
Moderator Tobias Müller.

Softie. Seine Kollegin Nicole Frank erinnert an eine ausgestiegene *Emma*-Redaktorin.

«Schweiz aktuell»

Die bei den Senioren beliebte Nachrichtensendung berichtet über die Ereignisse in den Re-

gionen. Sie tut das ausgewogener und weniger ideologisch als die «Tagesschau» und «10 vor 10». Das Format bietet immer wieder anregende Themenwochen und Entdeckungsreisen. Die besten Schrittmacher vor der Kamera: Michael Weinmann, Mario Torriani und Katharina Locher. Eine aus dem Unterengadin stammende Jungmoderatorin begrüsst und verabschiedet die Zuschauer regelmässig in rätoromanischer Sprache. Das ist wirklich nicht nötig.

«Club»

Vor allem in der ersten Phase der Pandemie hat Barbara Lüthi ein paar lobenswerte Sendungen gemacht. Ansonsten: «äh, ähm». Lange Rede, wenig Sinn. Die meisten Sendungen sind so interessant wie ein zweistündiges Referat über saure Milch. Rhetorische Nebelkerzen sind Trumpf. Und viel Freude am lauten Nachdenken. Die Studio-Deko ist grässlich. Die Sendung 20 Minuten zu lang. Immer mehr Zuschauer nehmen den Notausgang. Bei SRF weiss man es noch nicht: Die Talkshow gehört zu den performativen TV-Genres. Die lieblose Regie beim «Club» verdient einen Riesenkaktus. Keine andere Talkshow wird schlechter inszeniert. Die Kameraeinstellung ist starr, Mienenspiele werden nie nah gezeigt. Kein Schwenk auf die Hände von Gästen. Genau dasselbe Regie-Desaster herrscht bei der «Arena».

«Einstein»

Das Wissensmagazin ist die Perle im SRF-Programm. Die Themen aus allen Wissensbereichen reichen von Ernährung bis zu emotionaler Intelligenz und superschlauen Tieren. Moderator Tobias Müller ist Supertalent und Sympathieträger gleichzeitig.

«Gredig direkt»

Kennen Sie Urs Gredig? Das ist der Mann mit dem gewissen Nichts. Er erinnert viele an jemanden, den sie gar nicht kennen. Bei Roger Schawinski wusste man nie, ob etwas passiert. Bei Gredig weiss man, dass nichts passiert. Der stieselige Moderator verwendet in seiner würz- und spannungslosen Sendung die fünf gleichen Lieblingsfragen wie seine Kolleginnen von «Gesichter & Geschichten»: «Wie gehen Sie damit um?» «Was macht das mit Ihnen?» «Wie nehmen Sie das wahr?» «Wie stark macht Sie das betroffen?» «Was löst das in Ihnen aus?» Die meisten Gredig-Sendungen fangen schwach an und lassen dann stark nach. Trotzdem strahlt der Mann mit seinem krankhaft vorseilenden Gehorsam wie ein leckgewordenes Atomkraftwerk.

In Gredigs quotenarmen Sendungen gibt es keinen Humor, ausser unfreiwilligen. Der Moderator leidet an Gefallsucht im Endstadium. Dennoch hatte seine reumütige Rückkehr vom Wirtschafts-TV CNN Money Switzerland zu SRF einen Vorteil: Die Zuschauer wurden Patrizia Laeri los. Sie wurde Gredigs Nachfolgerin – und durfte beim Pleitesender das Licht ausmachen.

Inzwischen ist die Zuschauerzahl von «Gredig direkt» zur besten Sendezeit unter 60 000 und auf einen einstelligen Marktanteil gefallen. Bei solchen Zahlen gingen die Bützler Buebe nicht mehr auf die Bühne. «Gredig direkt»: Die Zuschauer haben längst bemerkt, dass sie sich diesen Talk unbedingt nicht merken müssen.

«Eco Talk»

Nach vierzehn Jahren und fast 600 Sendungen wurde das mangelfreie Wirtschaftsmagazin «Eco» im Sommer von der TV-Direktorin aus dem Programm geschmissen. Ein Skandal. Das Format wurde von Zuschauern und Wirtschaftsvertretern gleichermaßen geschätzt. Reto Lipp darf – mit grossem Verlust bei der Quote – nur noch «Eco Talk» machen. Auch die erfolgsgekrönte Dok-Reihe «Netz Natur» hat die TV-Chefin beseitigt. Der hochengagierte Biologe Andreas Moser machte in diesem Genre eine der besten Sendungen im deutschsprachigen Fernsehen.

«Kassensturz»

Der «Kassensturz» war einst eine nützliche Konsumentensendung. Das ist längst passé. Grosse Storys gibt es nicht mehr. Heute sind Tests von Menstruationstassen und Wildblumensaatgut angesagt. Moderator Ueli Schmezer hat gekündigt. Der Oberlehrer wechselt zur Migros-Klubschule. Jetzt bleibt nur noch Kathrin Winzenried. Jeder «Kassensturz»-Zuschauer weiss, was diese Frau mit alten, ausgetragenen Kleidern macht: Sie trägt sie.

«#SRFglobal»

Das Auslandsmagazin floppt. Moderator Sebastian Ramspeck ist Spezialist für analytische Verrenkungen. Wer fesselnde Reportagen aus aller Welt sehen will, schaut den ARD-«Weltspiegel» oder das ZDF-«Auslandsjournal».

«Telesguard»

Die regionale Informationssendung für 33 000 Rätoromanen läuft zur prominenten Sendezeit im Programm von SRF 1. Das Format erreicht gerade mal 20 000 Zuschauer. Die meisten von ihnen sind hochbetagt. Zu den Lieblingswörtern in den «Telesguard»-Beiträgen gehört ein Begriff, den jeder Schweizer versteht. Er lautet: *subvenziuns*. Radiotelevision Svizra Rumantscha (RTR) hat für das bisschen Fernsehen und Radio sage und schreibe 130 Vollzeitstellen. Die SRG, die Behörde mit eigenen Sendern, sponsert dem Kanton Graubünden Arbeitsbeschaffungsprogramme. Es wäre kostengünstiger, wenn der Sender jedem seiner Zuschauer täglich per E-Postautobus eine CD zustellen würde.

RTR residiert in einem Palast in Chur. Vor fünfzehn Jahren wurde das über 26 Millionen Franken teure Sendezentrum bezogen. Initiant des luxuriösen Medienhauses war der damalige SRG-Generaldirektor Armin Walpen. Als Gegen Geschenk wurde im Prachtbau ein fürstlicher

Saal auf seinen Namen getauft. «Telesguard»: Saft abdrehen oder endlich im Programm von SRF 2 verstecken.

Die Korrespondenten

Von siebzehn TV-Auslandkorrespondenten verdienen nur vier eine Top-Note: Alexandra Gubser (Frankreich), Pascal Weber (USA), Jonas Bischof (Nahe Osten) und Jens Korte (freier Börsenkorrespondent New York). Vor und nach den Wahlen in Deutschland konnten es aufmerksame Zuschauer erneut konstatieren: Bettina Ramseier liefert aus Berlin nur Berichte ohne News-Wert. Die Zuschauer werden von jedem Printmedium oder Onlineportal besser bedient. Bei den Bundeshauskorrespondenten verdienen nur zwei ein «sehr gut»: Nathalie Christen und Andy Müller.

Der Chefredaktor

Wie der Herr, so das Gescherr. Tristan Brenn ist seit sieben Jahren SRF-Chefredaktor. Bevor er beim Fernsehen anfang, hatte er nur die Redaktionen der Lokalmedien *Bünder Tagblatt* und Radio Grischa von innen gesehen. Haben wir schon einmal einen politischen Kommentar des Emsers gehört? Nein. Selbst als seine Partnerin Barbara Lüthi kürzlich für den «Club» ein Statement über die Corona-Berichterstattung des Senders benötigte, schickte er seinen Stellvertreter vor die Kamera. Die einzige ausgewogene Sendung ist nur noch «Meteo». Sowie das «Wort zum Sonntag». Ab und zu.

Das waren noch Zeiten, als kluge liberale Köpfe wie Erich Gysling, Peter Studer und Filippo Leutenegger den Informationsbereich führten. Tristan Brenn ist in der Klemme: sinkende Einschaltquoten bei steigenden Kosten. Der Newsroom kann erst nächstes Jahr in Betrieb genommen werden – mit zwei Jahren Verspätung. Die Reparaturarbeiten kosten Hunderttausende von Franken. Pro Monat.

Unterhaltung

Zwei Sendungen räumen ab: «SRF bi de Lüt» – und «Happy Day». Die die besten Elemente der Samstagabend-Show mit Röbi Koller wurden aus ausländischen Formaten zusammengeklaut. Am meisten zieht – wie früher schon bei «Benissimo» – die Swisslos-Million-Verlosung. Ansonsten verkümmern in der SRF-Unterhaltung Ideen oft an Unterernährung. Früher gabs noch Sitcoms im Programm. «Fascht e Familie» von Charles Lewinsky schrieb Fernsehgeschichte. Wie steht es mit den Aushängeschildern? Zum Glück hat Roman Kilchsperger nach dem Weggang seine Frau Viola Tami dienstlich am Leutschenbach gelassen. *Tami*, ist diese Frau gut. Moderatorin, Schauspielerin, Sängerin – ein Multitalent. Dass die von ihr präsentierte Ausscheidungs-Show «Stadt, Land, Talent» bei den Quoten floppte, lag nur am Konzept. Eine TV-Persönlichkeit ist auch Angélique Beldner, die sich als Quizmoderatorin



Analytische Verrenkungen: «SRFglobal», Moderator Sebastian Ramspeck.



In der Klemme: SRF-Chefredaktor Tristan Brenn.



Räumt ab: «Happy Day», Moderator Röbi Koller.



Schlechteste Quoten: Schweizer «Tatort».

regelmässig von der «Tagesschau» erholt. Die Fans von Volksmusik- und Schlagersendungen werden seit Jahren sträflich vernachlässigt. Wenn doch mal ein Volksmusik-Grüppchen in einer Samstagabendsendung auftreten darf, erobert es die Herzen der Zuschauer. Das Appen-

zeller Familien-Trio «Tüüfner Gruess» (Vater mit zwei Buben) gewann am vergangenen Samstag das Finale der Show «Stadt Land Talent». Sagen, was ist: immer besser wird die Late-Night-Show von und mit Dominic Deville.

Kultur

Eine Sendung wie der «Kulturplatz» ist in dieser Analyse vernachlässigbar. Sie gehört zum Pflichtstoff eines Zwangsgebühren-Senders. Die Zuschauerzahlen sind im tiefen Keller. Wer will schon sehen, wie sich Moderatorin Eva Wannemacher permanent selbst inszeniert. Hoffentlich hat sie mehr Erfolg mit ihrem privaten «Labor für Sinnlichkeit, Sexualität und Lebensfreude». Quotenarm sind auch der «Literaturclub» und die sonntäglichen «Sternstunden». In diesem Gefäss finden sich mitunter Glanzstücke.

Mit den Krimiserien «Der Bestatter» und «Wilder» hatte SRF zwei Quotenrenner. Jetzt muss auch noch «Wilder» dranglauben. Nach den letzten Folgen im Januar 2022 ist Schluss. Die gerade ausgestrahlte Serie «Neumatt» lief gut, wurde aber verrissen. Der *Tages-Anzeiger* nannte den Achtteiler «einen Klischeereigen» und betitelte ihn als «Gothelf auf Koks».

Keine Baustelle, sondern ein Trümmerfeld ist bei SRF der seit jeher der «Tatort». Gähnen. Miserable Drehbücher und neu mit zwei unerträglichen Protagonistinnen, die als Zicken ticken. SRF hat es nie nur annähernd geschafft, ein Kommissaren-Duo mit Erfolgspotenzial zu etablieren – so wie es die Zuschauer aus den Folgen von München, Köln, Münster oder Wien kennen. Der Schweizer «Tatort» (kostet mindestens zwei Millionen Franken) bringt regelmässig die schlechtesten Quoten hervor. Die Hauptdarstellerinnen würden besser in die Corona-Passionsspiele des Zürcher Schauspielhauses passen. Nur logisch, wenn die ARD-Chefs immer wieder Pickel bekommen, wenn sie eine SRF-Folge programmieren müssen.

Sport

Die Abteilung erfüllt ihre Pflicht und überträgt vom Fussball noch die Brosamen, die für sie übriggeblieben sind. Die Rechte an den Schweizer Top-Ligen hat sich bis 2025 «Blue TV» gesichert. Auch bei der Champions League wurde die SRG von der Swisscom ausgebootet. Die Rechte der Hockeymeisterschaft gehören bis 2027 Sunrise/UPC (My Sports). Ob das Schweizer Fernsehen ab nächster Saison überhaupt noch Bilder bekommt, hängt derzeit in der Luft.

Die tägliche Sendung «Sport aktuell», einst mit dem Schweizer Fernsehpreis ausgezeichnet, wurde von der TV-Direktorin ebenfalls kaltgemacht. Rainer Maria Salzgeber und Sascha Ruefer sind die letzten beiden Stars, die noch geblieben sind. Ihre bestqualifizierten Kolleginnen und Kollegen haben einen Platz an der Sonne gesucht – und längst gefunden. Wen wundert's.



VIP-Spezial «Musikreise nach Hamburg»

Hansestadt mit Ohrenschmaus

Die weltoffene Hafenmetropole ist berühmt für ihre Sehenswürdigkeiten und kulturellen Höhepunkte. Zu den Hauptattraktionen zählt die Elbphilharmonie mit ihrer spektakulären Architektur und der aussergewöhnlichen Akustik. All das ist auf dieser Kurzreise mit Augen, Ohren und Gaumen zu geniessen.

Willkommen in einer der faszinierendsten Städte Deutschlands. Als Erstes steht eine Stadtrundfahrt auf dem Programm. Aussenalster, Michel, Rathaus, Reeperbahn und Hafen mit Speicherstadt sind einige der Stationen. Abends wird in aussergewöhnlicher Kulisse gespeist: Das authentische Restaurant «Schifferbörse», das schon oft als Filmkulisse genutzt wurde, verwöhnt seine Gäste mit Köstlichkeiten aus dem Meer. Genächtigt wird im 4-Sterne-Hotel ganz in der Nähe vom Bahnhof Dammtor.

Die Hafencity besuchen wir am zweiten Tag. Nirgendwo sonst berühren sich das alte und das neue Hamburg so harmonisch wie hier. Dem Mittagslunch im Traditionsrestaurant «Kajüte» folgt ein Rundgang durch die historische Speicherstadt. Hier liegt noch immer der Duft von Kaffee, Tee oder Gewürzen in der Luft. Am Abend kommen wir in den einmaligen Genuss eines Konzerts im Grossen Saal

der Elbphilharmonie. Es gastiert die Starsopranistin Sonya Yoncheva mit Orchester.

Was wäre Hamburg ohne Hafenrundfahrt? Dieser können wir uns fakultativ am Vormittag des dritten Reisetages anschliessen und dabei den Duft der grossen, weiten Welt erschnuppern. Nach dem Mittagessen in einem ausgewählten Restaurant besichtigen wir zur finalen Krönung dieses Ausfluges die traditionelle Kaffeerösterei Burg mit Kaffeeverkostung.

Zum Rückflug nach Zürich starten wir am Nachmittag – mit schönen, wertvollen Erinnerungen an die erlebnisreiche Zeit in Hamburg.

BUCHEN OHNE RISIKO

Reisebuchungen für 2021 können Sie bei uns – ohne Angabe von Gründen – bis 60 Tage vor Reisebeginn kostenlos stornieren!

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezial «Musikreise nach Hamburg»

Reisetermin:

21. bis 23.11.2021:

Starsopranistin Sonya Yoncheva mit Orchester

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Gebühren und Hoteltransfer
- 2 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Radisson Blu»
- Abendessen «Schifferbörse»
- Mittagsimbiss «Kajüte»
- Stadtrundfahrt
- Ausflug «Hafencity und Speicherstadt»
- Beste Konzertkarte (Kat. 1) in der Elbphilharmonie
- Qualifizierte, diplomierte Reiseleitung

Preise (pro Person im Doppelzimmer):

Mit Weltwoche-Abo: ab Fr. 1295.–

Für Nichtabonnenten: ab Fr. 1595.–

Zuschlag für November-Termin Fr. 80.–

Hafenrundfahrt und Kaffeerösterei Fr. 90.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Erster Schnee auf der Seelenlandschaft

Wenn sich das Ich anfühlt wie die Trompete von Chet Baker.



Die lieblichen Stimmen sind fortgezogen in den Süden.

Es ist still geworden da draussen, wo die Bäume sich verfärben, des Grases Grün verblasst, das letzte bisschen Sommer verfriert. Auf meine Seelenlandschaften fiel schon der erste Schnee, kalt drang er in meine noch warme Erde. Ich sitze da, in gefütterter Jacke, blicke ins Draussen, bin von Rilkescher Schwermut, Schnupfen hab ich auch. Draussen ist dunkel schon und erst halb neun, «und in den Nächten fällt die schwere Erde aus allen Sternen in die Einsamkeit». So ist das, «als welkten in den Himmeln ferne Gärten».

Kaum mehr swingender Vogelgesang fliegt durch die Luft, in der nur noch das hässliche Gekrächze der Raben dröhnt. Die lieblichen Stimmen sind fortgezogen in den Süden. Ich wünschte mir, ich wäre ein Zugvogel auf dem Flug in ein von der Sonne getränktes Land. Ich mochte Winter noch nie, ich bin kein Wintermensch, und auch die paar Tage, an denen die Sonne scheint, die Lichtlosigkeit verdrängt und den Schnee sprenkeln lässt, ändern daran nichts.

Einsame Wärme

Immer, wenn der Winter in der Luft liegt, verliere ich all die Dinge, die ich im Sommer gefunden geglaubt habe. Ganz banale Dinge; die Schönheit der Welt, Kraft, Zuversicht, das Gegenteil von Vergänglichkeit, Leichtigkeit, das Streicheln der Meere, die Symphonie des Wellenschlags, die angenehme Seite der Kühle, mich. Es gab Tage, da fühlte ich mich gar unsterblich.

Ich weiss, dass es sich bloss um sentimentale Übergangsschmerzen handelt, um die üblichen Neurosen eines Romantikers. Sie fühlen sich an wie die Trompete von Chet Baker im Song «You Can't Go Home Again», eine gehauchte, brüchige Trompete ist es, die mit einsamer Wärme gegen eine sternlose Winternacht anspielt.

Ich brauche jedes Jahr länger, um mich im Haus des Winters einzurichten, um innerhalb von Wänden zu sein und nicht jenseits davon. Als ob ich ein Ikea-Regal wäre, das in Einzelbestandteilen daliegt und das ich erst zusammenbauen muss, und gelegentlich komme ich mit der Gebrauchsanweisung nicht klar und muss das bereits Zusammengebaute wieder zerlegen, weil ich nicht in der Lage war, zu erkennen, was vorne und was hinten ist.

So habe ich eine Sommer- und eine Winteridentität, und Frühling und Herbst sind Transitionsstadien des Werdens und Vergehens. Manchmal in diesen Herbsttagen, die schon ein unschmuckes Winterkleid tragen, frage ich mich, was zur Hölle mich jedes Mal in eine Art sanfte Auslöschung schickt, ausser ich mich selbst natürlich. Warum ich dann nur noch eine dunstige Ahnung habe, wer und was und weshalb ich bin. Ich weiss dann nur noch, wo ich bin. Obwohl ich geübt darin bin, erstaunt es mich doch immer wieder, wie fremd man sich selbst werden kann, wie wenig man sich kennt.

Vielleicht sollte ich in solchen Momenten meine Koffer packen und einen Winter lang der Sonne hinterherfahren, zuerst südwärts, dann

immer westwärts; Mittelmeer, Kanarische, dann Kapverdische Inseln, die Karibik, durch den Panamakanal in die Südsee, dann Asien, Malediven, Seychellen und dann zurück in den Spätherbst der Schweiz. Dem Fremden entgegen, um die Unzulänglichkeit der eigenen Fremdheit hinter sich zu lassen. Vielleicht.

«Bist du sicher?»

Eine Garantie, Antworten auf Fragen an das eigene Ich zu bekommen, ist das jedoch auch nicht. Natürlich könnte man Freunde und Familie zu Rate ziehen, die wissen fast alles, bis auf die paar wesentlichen Geheimnisse, die jeder mit sich rumträgt. Ich glaube, ich rufe Facebook an, die wissen wohl inzwischen am besten, wer ich bin, was mich umtreibt, was ich glaube, liebe, hasse und was mich sonst so in Wallung bringt.

Im Zuge des siebenstündigen Shutdowns des grössten Menschenkenners der Welt habe ich erfahren, dass Algorithmen einen besser verstehen als man sich selbst. Nach nur zehn Likes kennen die einen besser als ein Bekannter. Nach siebzig Likes besser als ein Freund. Nach 150 besser als ein Familienmitglied. Und nach 300 besser als der Lebenspartner.

Vielleicht mache ich mich auf zum Server, der mein Ich kennt. Drückte dort einen Knopf an einer Metalltür und sagte durch die Gegensprechanlage: «Hallo, ich bin's, der Bahnerth, und ich suche Antworten bezüglich meiner selbst.» Dann kämen zuerst ein Knistern und dann die Frage: «Bist du sicher?»

PERSONENKONTROLLE

Calmy-Rey, Macron, Müller, Mathys, Bertschi, Noser, Gössi, Prinz William, Prinz Andrew, Königin Elizabeth, Mussolini



Fahnenflucht: Micheline Calmy-Rey.

Micheline Calmy-Rey, Feinfühlige, offenbart dem *Tages-Anzeiger* folgende Beobachtung: Sie habe in den letzten Wochen bei ihren Auftritten in Paris atmosphärische Spannungen zwischen Frankreich und der Schweiz festgestellt. Ganz besonders der Entscheid des Bundesrats, einen amerikanischen Kampfjet statt eines französischen zu beschaffen, habe Präsident **Emmanuel Macron** verstimmt. Für Frankreichs Irritation darüber habe sie Verständnis, so Calmy-Rey. Uns irritiert, dass ein früheres Regierungsmitglied dem Bundesrat in den Rücken fällt. (hmo)

Philippe Müller, Demonstrantenschreck, wäscht seine Hände in Unschuld nach der Prügelorgie der Berner Polizei gegen einen Zertifikatsgegner. Es gebe keine Vorgaben zum konkreten Einsatz bei Demonstrationen, so der kantonale Sicherheitsdirektor. Die Polizei verhalte sich neutral und agiere nach rechtsstaatlichen und verhältnismässigen Grundsätzen. Man dürfe selbstverständlich für jedes Anliegen demonstrieren. Allerdings friedlich und in Absprache mit den lokalen Behörden. Unbewilligte und gewalttätige Demos seien aber illegal und würden durch das Gesetz in keiner Weise geschützt, findet der FDP-Mann. Eines ist damit aber noch nicht geklärt: Wieso sieht man auf allen Videofilmen und Bildern immer nur Berner Polizisten Gewalt anwenden? (hmo)

Patrick Mathys, Schwarzmaler, vollführt gewagte rhetorische Kunststücke. Seit vielen Wochen, bereits vor der Ausweitung der Zertifikatspflicht, zeigen alle relevanten Indikatoren nach unten: Todesfälle von Covid-Infizierten, positive Tests, Belegung der Intensivstationen, Reproduktionszahl – alles hat sich seit Anfang September mehr als halbiert. Die erfreuliche Entwicklung hält BAG-Mann Mathys aller-



Liberaler als die FDP: Hans-Jörg Bertschi.

dings nicht davon ab, die Zukunft düster zu malen: Die Zahlen würden sich wohl bald «auf relativ hohem Niveau» stabilisieren oder sogar ansteigen. Daher sei nicht an Lockerungen der Massnahmen zu denken. Nach dieser Logik ist die Pandemie nie zu Ende. Denn vielleicht werden ja die Zahlen wieder steigen. (fsc)

Hans-Jörg Bertschi, Freiheitsheld, darf sich freuen: Die von ihm mitgegründete Unternehmergruppierung Autonomiesuisse erhält den jährlichen Liberal Award des Zürcher Jungfreisinns. Damit wird der Einsatz von Autonomiesuisse gegen das Rahmenabkommen gewürdigt. Pikant: Es waren ausgerechnet FDP-Vertreter wie **Ruedi Noser** und **Petra Gössi**, welche den EU-Vertrag durch alle Böden verteidigten. Zeitenwende bei den Liberalen. (fsc)

Prinz William, Vorzeigepinz, hadert mit seinem Onkel. Der wegen Sex-Vorwürfen von US-Behörden vorgeladene **Prinz Andrew** sei eine «Bedrohung» für die königliche Familie, liess der Zweite der Thronfolge verlauten. Prinz Andrew wurde von **Königin Elizabeth** aller royalen Pflichten entbunden und lebt in seinem Anwesen Royal Lodge im Windsor Great Park praktisch unter Hausarrest. Dort renne er vor Langeweile «die Wände rauf», sagte ein Vertrauter. (ky)

Rachele Mussolini, Enkelin, hadert mit ihrem Nachnamen. Es habe sie viel Mühe gekostet, bis sie nicht wegen ihres Grossvaters anerkannt worden sei, sondern wegen ihrer eigenen Arbeit, sagte die Kommunalpolitikerin nach ihrer Wiederwahl in den Stadtrat von Rom. «In der Schule deutete man immer mit dem Finger auf mich, aber dann hat Rachele über den Nachnamen triumphiert.» (ky)

Sibylle Berg hat recht

Via CH Media hat Sibylle Berg ihr Engagement für ein Nein zum Covid-Gesetz am 28. November angekündigt. Die prononciert linke Schriftstellerin hält das Coronavirus nicht für harmlos und befürwortet das Impfen grundsätzlich. Ihre Kritik gilt dem Covid-Zertifikat. Dieses führe zu einer unheilvollen Spaltung der Gesellschaft und setze ein gefährliches Präjudiz für den «Überwachungsstaat».

Arrivierte Kulturschaffende, die sich offen zum Corona-Regime äussern, lassen sich an einer Hand abzählen. In linken Kreisen gilt Kritik am Zertifikat wahlweise als «Hetze», «Schwurblererei» oder «rechts-extrem». «Oh je, Sibylle», stöhnte Mike Müller auf Twitter. «Echt jetzt, Sibylle»,



Irritation von links: Autorin Berg.

klönte sein Kumpel Patrick Frey, «du weisst schon, mit wem du dich da ins Lotterbett legst.» Schriftsteller Thomas Meyer belehrt: «Dank des Covid-Zertifikats können kulturelle Veranstaltungen endlich wieder fest programmiert werden.» Viktor Giacobbo flötet ins gleiche Horn.

Die kleinlaute Larmoyanz des *Justemilieu* spricht Bände. Dabei ist Sibylle Berg nur konsequent. Schon im Juni mobilisierte die Schriftstellerin gegen das Polizeigesetz – an der Seite der Verfassungsfreunde notabene, die das Referendum erst ermöglicht hatten. Dabei ist der «Überwachungsstaat» ein altes linkes Thema. Offenbar aber nur von Fall zu Fall, wie wir jetzt erfahren.

Samurai im Reduit

Wie immer man zur Volks-Zertifizierung steht: Es geht um Kernfragen des Zusammenlebens und der Bürgerrechte, die jeden Intellektuellen elektrisieren müssten. Doch von einer Kontroverse ist nichts zu spüren – *nada*, nicht einmal ein laues Windchen. Die Samurai des geistigen Gefechts haben sich ins Reduit verkrochen und hoffen auf Hilfe von Vater Staat.

Die Corona-Krise hat viele Schwächen unserer Gesellschaft zur Kenntlichkeit entstellt. Das jämmerliche Versagen unserer Intelligenzija gehört in diese Kategorie.

Alex Baur

Cédric, der Aufgeblasene

Welch Jammer für die Menschheit, dass die Eingebildeten so selbstsicher sind und die Gescheiten so voller Zweifel. Denn an Minderwertigkeitskomplexen leiden immer die falschen Leute. Der bekennende Atheist Cédric Wermuth wollte einst die Religion aus dem öffentlichen Leben verbannen. Seine Religion ist der Glaube an sich selber. In der Sendung «Doppelpunkt» mit Roger Schawinski auf Radio 1 strotzte der SP-Co-Präsident nur so vor Selbstvertrauen.

Wermuth hat lange studiert. Doch so wenig, wie man eine Frau nach ihrem Alter fragt, so wenig fragt man einen studierten Jungsozialisten nach seinen Semestern. Wermuth nennt sich einen «absoluten Berufspolitiker», der sich überdies bei der «Haus- und Familienarbeit» voll engagiert. Er verlangt von sich selber nicht die absolute Leistung, heftet sie sich aber an die Brust. Wermuth will «die Gesellschaft so organisieren, dass sie mehr Freiheit bringt für Einzelne». Dabei haben sozialistische Organisation und individuelle Freiheit so viel miteinander zu tun wie ein Steueramt mit einer Wellnessoase.

Bezüglich Olaf Scholz tut Wermuth so, als habe er den deutschen Sozialdemokraten persönlich ins Kanzleramt getragen. Einen Widerspruch zwischen seinem Gratulationsflug nach Berlin und seiner Forderung nach einem Verbot für Europaflüge sieht er nicht: Schliesslich sei sein Zeitplan eng bemessen und seine Zusammenarbeit mit der SPD eine «Investition», die sich «für das ganze Land lohnen» wird.

«Wir müssen die Konzerne zwingen, anders zu produzieren», schnarrt der Zwingherr, der ausser Worten und Buchstaben noch gar nie etwas produziert hat. Und weiter in Wermuths Originalton: «Niemand muss in diesem Land loyal sein zum Staat Schweiz.» Das tönt wie eine Handlungsanweisung an Alain Berset. Auch dies äussert der SP-Chef ironiefrei: «Ich will den Planeten retten für die zukünftigen Menschengenerationen.» Cédric, der Retter ist da. Er rettet unseren Planeten. Mit unseren Moneten. Irgendwie glaubt jeder krähende Hahn auf jedem dampfenden Miststock, die Sonne sei seinetwegen aufgegangen.

Christoph Mörgeli

Lob des Herkommens

Österreichs neuer Bundeskanzler Alexander Schallenberg hat von mütterlicher und väterlicher Seite illustre Vorfahren.

Über die Persönlichkeit, die Karriere und den Geburtsort Bern des neuen Regierungschefs unserer befreundeten Alpenrepublik Österreich ist schon viel geschrieben worden. Weniger zu reden gaben die Familien, denen Alexander Schallenbergs Eltern entstammen. Halten wir es für einmal mit dem Zeitgeist und beginnen bei der mütterlichen Linie: Schallenberg's Mutter war die Tochter von Alfred Schaefer-Hunziker, dem «Meteor» (Robert Holzach) des schweizerischen Finanzplatzes. Der neue Kanzler Österreichs ist also ein halber Schweizer – und was für einer, zumindest den Genen nach. Denn der Jurist Alfred Schaefer absolvierte eine Bilderbuchkarriere vom Rechtskonsulenten bis zum Ehrenpräsidenten der Schweizerischen Bankgesellschaft (heute UBS).

Schaefer machte die Bankgesellschaft zum landesweit grössten Geldinstitut und gilt als bedeutendster Schweizer Vertreter seiner Branche im 20. Jahrhundert. Er stammte aus einer mittelständischen Bauunternehmerfamilie aus Aarau. Die Krise der dreissiger Jahre zwang zu harten Massnahmen. In den Jahren des Zweiten Weltkriegs hatte der rasch aufsteigende Schaefer den Riecher, die braun kontaminierten Positionen in Deutschland mehr oder weniger elegant zu liquidieren. Umso begeisterter packte er die Chancen der globalisierten Nachkriegszeit. Er galt als vertrauenerweckender Bankier mit weitem Horizont, kulturell und geschichtlich interessiert, ein «Monsieur» mit akkurat gezogenem Scheitel und einem Zwicker auf der Nase. Der Aktivdienst hat den Kavallerieobersten und überzeugten Patrioten massgebend geprägt.

«Bürgerlicher seit Geburt»

Wenn Bundeskanzler Schallenberg kürzlich gegenüber *Profil* sagte, er sei «Bürgerlicher seit Geburt», stimmt dies nur in Hinsicht auf seine politische Überzeugung. Er gehört zwar nicht gerade dem «Hochadel» an – wie mitunter zu lesen war –, hiesse aber ausserhalb Österreichs immerhin Graf Alexander von Schallenberg. Der väterliche Grossvater wohnte nach dem Ersten Weltkrieg in Prag, durfte jedoch seine Adelspartikel nicht mehr führen. Schon 1165 soll ein Thomas von Schallenberg einem

Ritterturnier in Zürich beigewohnt haben. Der Stammsitz derer von Schallenberg lag im oberösterreichischen Kleinzell im Mühlkreis. Ein «Obrister-Proviantmeister» Georg Christoph erhielt 1636 vom Kaiser das Freiherrendiplom: «Mit seiner Gemahlin, Even von Hoheneck, bekam er zwey Söhne, welche 1666 von dem Kayser Leopold in den Grafen-Stand versetzt worden.»

Der neue Bundeskanzler ist der erste Adlige auf diesem Posten. Zuvor war er Aussenminister, und auch in dieser Funktion gab's bislang kein nobilitiertes Personal. Sein gräflicher Vater Wolfgang brachte es aber bereits zum Generalsekretär im Aussenministerium. Vor 1918 war der Grafentitel so ziemlich Voraussetzung für den Posten eines Ministerpräsidenten in Österreich-Ungarn, etwa Graf von Beust, Graf Andrásy, Graf von Aehrenthal, Graf von Berchtold und Graf Czernin. Jetzt wird sich Kanzler Schallenberg beweisen müssen, getreu dem Sprichwort: «Wenn aus Dir selbst nicht Adel spricht, so nützen tausend Ahnen nicht.» Christoph Mörgeli

liebe ist...



... dein wundervoller
Heimwerker-Mann.

Wer geht mit wem wo ins Bett?

Touristisches Geotracking: Man müsste endlich die roten Socken in den Alpen orten.



In den USA leben 330 Millionen Amerikanerinnen und Amerikaner. In der Schweiz 8,6 Millionen Schweizer und Schweizerinnen. Auf gut 38 Einwohner der USA kommt knapp ein Bewohner der Schweiz. Das ist die entscheidende Hausnummer.

Pro Kopf der Bevölkerung stossen die USA fast dreimal so viel CO₂ aus wie die Schweiz. Und mehr als doppelt so viel wie die dauerbösen Kohle-Chinesen. Und nur auf den Ausstoss pro Kopf kommt es an, wie die SVP – für einmal zu Recht – immer wieder betont.

Wenn die USA bis 2050 klimaneutral werden wollen, müssen sie jedes Jahr 100 Gigawatt (GW) Solarstromleistung zubauen. Viele trauen das den Yankees nicht zu. Aus meiner Sicht völlig zu Unrecht.

Das historische Vorbild: Im Zweiten Weltkrieg bauten die Amerikaner in einem unglaublichen Tempo unter anderem Kampfflugzeuge, Panzer und Kettenfahrzeuge. Auch für Stalin und die Russen. Die Yankees können Serienproduktion, wenn sie wollen.

Was bedeutet das absehbare Solartempo der USA für die Schweiz? Wenn wir gleich schnell sein wollen, müssen wir jedes Jahr 2,5 GW zubauen.

Unser Vorteil: Weil wir energieintensive Produkte, wie etwa Elektroautos und Stahl, fast ausschliesslich importieren, geht bei uns mit dem ökologischen Umbau alles viel schneller. Unter einer Bedingung: Wir produzieren den Winterstrom dort, wo die Hälfte des Solarstroms im Winter anfällt. Das heisst, auf mehr als 2000 Metern über Meer. Hier kann man pro Kilowatt installierter Leistung vier-

mal so viel Winterstrom ernten wie auf den schrägen Dächern im Zürcher Kreis 4 oder auf den Pultdächern der «Zureich»-Goldküsten-Protzwillen.

Wenn wir das Konzept Sommaruga, das Konzept «Hüsli im Mittelland ineffizient veranstalten», umsetzen, brauchen wir drei- bis viermal länger, brauchen wir drei- bis viermal mehr Solarzellen, um gleich viel Winterstrom zu produzieren. Ökonomisch und ökologisch ein 80-Milliarden-Super-GAU mit Ansage.

Wenn wir es in der Schweiz gut machen, sind wir – Ami-Tempo vorausgesetzt – innerhalb von knapp zehn Jahren mehr als klimaneutral. Und können kostensparend die Atomkraftwerke abstellen, mit Elektroautos über die Alpenpässe blochen und flächendeckend Luft-Wasser-Wärmepumpen installieren.

Hans Weiss und Raimund Rodewald kontrollieren seit Jahr und Tag den Alpenraum. Selbst Scheunen und Ställe soll man verfallen lassen müssen, anstatt dass wenigstens die Einheimischen diese zu Null-Energie-Stübli umbauen dürfen.

Die beiden faktischen Freunde der Atomenergie werden jetzt alles unternehmen, um bifaziale Freiflächenanlagen im Alpenraum zu verhindern. Ihnen war, ist und bleibt das Gletschersterben so lang wie breit. Dabei ist schneller Klimaschutz der beste Landschaftsschutz. Die Mehrheit der Grünen und ein Drittel der SP vertrauen Hans Weiss und Raimund Rodewald bisher, sind faktisch noch immer deren Geiseln. Hier wird, sobald politisch jemand gezielt in diese Eiterbeule sticht, ein

politisches Erdbeben die rot-grüne Schweiz erschüttern.

Ins Zentrum der kommenden Debatte wird unter anderem die Frage rücken: Wie viele Einheimische und Gäste, wie viele rote Socken bewegen sich heute wandernd in jenen alpinen Gebieten, die sich bestens für Solarenergie eignen?

Die Tourismusvereine wollen neu dank Geotracking feststellen, wer in den Ferien mit wem wo genau die Nacht verbringt. Beim einmal mehr aufmerksamen «Kassensturz» läuten zu Recht die Alarmglocken ob so viel touristischem Schnüffelstaat.

Anders sieht es in Sachen Solarenergie aus. Die Swisscom und deren Scheinkonkurrenten könnten – kontrolliert durch Hanspeter Thür – anonymisiert feststellen, wie viele Gäste in den letzten drei Jahren von den Alpen oberhalb von Gondo Richtung Italien gewandert sind – und umgekehrt. Gefühlt sind mehr scheue Wölfe unterwegs als rote Socken.

Eigentlich wäre dies das Thema für Thierry Burkart und seine vier Vizepräsidenten Andrea Caroni, Johanna Gapany, Philippe Nantermod und Andri Silberschmidt. Die sehen leider taffer aus, als sie es sind. Und *capo* Burkart hockt für das Fernsehen auf den Bock eines Wasserstoff-Lastwagens. Dümmer geht es nimmer, weil koreanische Wasserstoff-Lastwagen dreimal mehr Strom verbrauchen als die Schweizer 40-Tonnen-Elektrobrummer von Futuricum – die Reichweiten-Weltmeister.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Aufstieg und Fall eines Wunderkinds

Sebastian Kurz ist ein politisches Ausnahmetalent, keine Frage. Am Ende zerstörten ihn die Kräfte, die ihn emporgehoben hatten.

Michael Fleischhacker

Wien

Am vergangenen Wochenende ist in Wien der hellste Stern der europäischen Konservativen verglüht. Es ging atemberaubend schnell. Noch am Dienstagabend hatten sich in Berlin die konservativen Verlierer der deutschen Bundestagswahl in ihrer Ratlosigkeit einen wie Sebastian Kurz gewünscht. Am Mittwochmorgen wurden im Auftrag der zentralen Wirtschafts- und Korruptionsstaatsanwaltschaft Büroräume im Bundeskanzleramt, im Finanzministerium und in der Zentrale der Österreichischen Volkspartei (ÖVP) durchsucht.

Noch am Freitagabend erklärte der Bundeskanzler in den Hauptnachrichten, dass er nicht daran denke, zurückzutreten. Am Samstagabend in den Hauptnachrichten erklärte Sebastian Kurz, dass er auf das Amt verzichten werde, um eine Fortsetzung der Regierung aus ÖVP und Grünen zu ermöglichen und damit in dieser krisenhaften Zeit für Stabilität zu sorgen.

Bedingungsloses Vertrauen

Am Montag wurde der bisherige Außenminister Alexander Schallenberg als neuer Bundeskanzler angelobt. Am Dienstag verlas derselbe eine knappe Regierungserklärung im Nationalrat, Sebastian Kurz wurde zum Klubobmann, also zum Fraktionsvorsitzenden der ÖVP, gewählt. Seit Mittwoch, genau eine Woche nach dem jähen Einschlag des Strafverfolgungsmeteoriten im Paralleluniversum des Bundeskanzleramtes, steigt die Zahl derer, die den zweimaligen Ex-Kanzler eigentlich nie wirklich persönlich gekannt haben wollen, sprunghaft an.

Das hat damit zu tun, dass immer mehr Menschen, auch immer mehr hohe ÖVP-Funktionäre, den Volltext der 104-seitigen Anordnung zur Hausdurchsuchung durchgelesen haben werden. Wer das getan hat, wird, und so sieht das auch der eine oder andere Beschuldigtenvertreter, kaum einen Zweifel daran haben, dass es zu Verurteilungen wegen Untreue und Bestechung im engsten Umfeld des Kanzlers kommen wird. Auch wenn es vermutlich für die



Er kann nicht zurück: österreichischer Politstar Kurz.

Strafverfolgungsbehörden nicht einfach sein wird, den ehemaligen Bundeskanzler als «Bestimmungstäter» dingfest zu machen, also als denjenigen, zu dessen Nutzen und in dessen Auftrag die inkriminierten Handlungen gesetzt wurden: Dem Schritt zur Seite, als den die ÖVP den Wechsel ihres Superstars vom Kanzleramt ins Parlament zunächst sehen und verkaufen wollte, wird kein Schritt zurück folgen.

Das hat nichts mit «linken Zellen» in der Korruptionsstaatsanwaltschaft zu tun, die ein besonders angriffiger ÖVP-Mandatar identifiziert zu haben glaubt. Es hat auch nichts mit einer Hetzjagd der linken Medien auf den konservativen Messias zu tun, wenngleich der aktivistische Furor, mit dem sich massgebliche Repräsentanten des öffentlich-rechtlichen Rundfunks am Sturz ihres langjährigen Feindbildes weiden, mehr als nur befremdlich ist. Kurz kann nicht zurück, weil das, was in seinem engsten Umfeld passiert ist, die Fortsetzung einer politischen Spitzenkarriere einfach nicht erlaubt.

Es ist dieses engste Umfeld des Sebastian Kurz, das sowohl seinen Aufstieg ermöglicht

hat als auch für seinen Sturz verantwortlich ist. Seit er 2011 im Alter von knapp 25 Jahren Staatssekretär für Europa und Integration wurde – 2013 folgte die Ernennung zum Außenminister der Republik –, geht er seinen politischen Weg gemeinsam mit einer eingeschworenen Gruppe, mit der er schon als Vorsitzender der ÖVP-Jugendorganisation gearbeitet hatte. Be-

Er hatte immer einen Instinkt für das, was man einen modernen Konservativismus nennen könnte.

dingungsloses Vertrauen und unausgesetzte Kommunikation innerhalb dieses engen Zirkels boten in einer Partei, die seit Jahren von internen Reibereien geplagt worden war, die Voraussetzung für den Durchmarsch an die Spitze.

Den entscheidenden Schritt plante das verschworene Team 2016, als die Volkspartei unter Kurz' Vorgänger Reinhold Mitterlehner ein weiteres Mal als Juniorpartner in einer «gros-

sen Koalition» mit den Sozialdemokraten zerrieben zu werden drohte. Man musste der Partei und der Öffentlichkeit klarmachen, dass die ÖVP nur mit Sebastian Kurz die Chance hatte, sich aus der tödlichen Umarmung zu befreien. Das bewerkstelligte man, wie die bisher vorliegenden Ermittlungsergebnisse nahelegen, durch frisierte, per Scheinrechnungen vom Finanzministerium bezahlte Meinungsumfragen, die im Gegenzug zu hochdotierten Inseratenschaltungen in der Tageszeitung *Österreich* veröffentlicht wurden.

Zugleich sabotierte man erfolgsträchtige Projekte der SPÖ-ÖVP-Koalition. Reinhold Mitterlehner, dem von den Putschisten in einer familiär äusserst schwierigen Zeit auch auf persönlicher Ebene übel mitgespielt worden war, gab auf. Kurz übernahm im Frühsommer 2017 den Parteivorsitz, rief Neuwahlen aus, gewann sie, schmiedete eine Koalition mit der Freiheitlichen Partei (FPÖ) unter Heinz-Christian Strache und wurde im Dezember als Bundeskanzler angelobt.

Die Kurz-Truppe blieb auch im Kanzleramt bei ihrem Modus Operandi. Man besetzte die Ministerämter mit Personen, die bereit waren, sich der zentralen Steuerung der politischen Kommunikation durch den *inner circle* im Kanzleramt unterzuordnen. Obwohl im österreichischen System weitgehende Eigenverantwortung der Minister ohne Richtlinienkompetenz des Bundeskanzlers vorgesehen ist, hatte jede Äusserung eines ÖVP-Fachministers die *message control* des Kurz-Teams zu durchlaufen, die politische Agenda für jedes ÖVP-geführte Ressort wurde in den Strategierunden rund um den jungen Kanzler bestimmt und den jeweiligen Fachministern zur Exekution überlassen. Das war unheimlich effizient, und auch kritische Beobachter rechneten angesichts dieser geballten Kommunikationsmacht und des beklagenswerten Zustands der Opposition damit, dass die Ära Kurz mindestens ein Jahrzehnt dauern würde.

Disziplin und Nervenstärke

Auch als die unter dem Namen Ibiza-Video legendär gewordenen Aufnahmen publik wurden, in denen der spätere Vizekanzler Strache kurz vor der Nationalratswahl 2017 mit einer angeblichen Oligarchin über versteckte Parteienfinanzierung, Aufträge und den Kauf der grössten Zeitung im Land sprach, reagierte das Team Kurz schnell und effizient: Man beendete die Koalition, ging erneut in Neuwahlen und gewann erneut.

Sebastian Kurz und sein Aufstieg sind ohne die verschworene Gruppe, deren Mitglieder nun als Beschuldigte geführt werden, nicht denkbar. Der von seinen politischen Gegnern wiederholt geäusserte und sich jetzt, nach seinem Sturz, zum beherrschenden Narrativ verdichtende Vorwurf, es handle sich beim jungen Ex-Kanzler um ein reines Marketingprodukt,



das von einer professionell, aber skrupellos arbeitenden Maschinerie in den politischen Markt gepusht wurde, greift dennoch zu kurz.

Kurz ist nicht nur ein Ausnahmetalent, was die politische Kommunikation betrifft, er verfügt auch über einen wachen Verstand und die notwendige Disziplin und Nervenstärke für eine politische Führungskraft. Und er hatte auch immer einen sicheren Instinkt für das, was man einen modernen Konservatismus nennen könnte. Er kombinierte eine restriktive Migrationspolitik mit zumindest rhetorisch liberaler Wirtschaftspolitik, arrangierte sich mit dem katholisch-korporatistischen Teil des konservativen Spektrums, setzte sich von der österreichischen Vergangenheitspolitik durch eine bedingungslose Pro-Israel-Politik ab und verschrieb sich auf allen Ebenen einer nichtlinken Agenda, was sich auch in einem weitgehenden Nichtverhältnis zum linksliberal dominierten künstlerisch-intellektuellen Milieu äusserte.

Was sich an der steilen Karriere und dem jähen Sturz des gerade erst 35 Jahre alt gewordenen und schon zweifachen Ex-Kanzlers nachzeichnen lässt, ist die Ambivalenz des Begriffs «Geschlossenheit» im politischen Betrieb. So unabdingbar bedingungsloses Vertrauen und unablässige Kommunikation für den Erfolg im politischen Ökosystem sind, so gross ist die Gefahr der Hermetik, die sich vor allem in einem von jungen, ehrgeizigen Männern dominierten Milieu recht schnell in Richtung Allmachtsfantasie entwickeln kann.

Die Chat-Protokolle, die jetzt an die Öffentlichkeit gelangten, offenbaren ein Mass an Niedertracht und Menschenverachtung, das unabhängig von jeder weltanschaulichen Präferenz schwer zu ertragen ist. Auch dass sich weder Kurz noch sonst jemand aus der Gruppe bemüsstigt fühlte, sich für diese rein menschlichen Fehlleistungen zu entschuldigen, lässt tief blicken.

Die Härte und mitunter auch Arroganz, mit der das System Kurz operierte, ist aber auch

eine trotzige Reaktion auf den Spott, den diese jungen Leute in ihren frühen politischen Tagen zu ertragen hatten: Im Gegensatz zu den coolen Vertretern eines sich intellektuell gebenden linksliberalen Bohémien-Biotops wurden sie von so gut wie allen Medien als gestreifte Ralph-Lauren-Hemden und Leinensakkos tragende Schnösel ridiculisiert, *rich kids*, die sich wichtig machen wollten. Als Kurz 2011 zum Integrationsstaatssekretär ernannt wurde, schlug ihm aus der Mehrzahl der Medien ein Ausmass an Häme entgegen, das objektiv grenzwertig war. Kurz und die Seinen wollten es denen zeigen, und zwar mit allen Mitteln.

200 Millionen Euro Werbegeld

Schliesslich und nicht zuletzt ist die Geschichte vom Aufstieg und Fall des Sebastian Kurz auch ein Lehrstück über die Gefahren einer zu engen Verzahnung von Politik und Medien. In Österreich pumpen die öffentlichen Hände jedes Jahr ohne nachvollziehbare Kriterien deutlich mehr als 200 Millionen Euro an Werbegeld in einen durch die Dominanz der grossen digitalen Plattformen dysfunktional gewordenen Medienmarkt.

Das schafft Begehrlichkeiten auf beiden Seiten, und wenn sich jemand entschliesst, sich mit diesem Hebel ohne grosse Rücksichten an die Macht zu bringen und dort zu halten, kommt es zu den Grenzüberschreitungen, die jetzt zum Rücktritt des österreichischen Bundeskanzlers geführt haben. Nicht, dass das ein Vorgehen entschuldigen könnte, das strafrechtlich relevant ist, aber auch ohne kriminelle Energien befinden sich Politik und Medien in einem solchen System der Abhängigkeiten beständig am Rand der Korruption.

Schweiz macht auf Österreich: Seite 48

VALUES WORTH SHARING

«Auf die LGT kann ich mich verlassen – auch in schwierigen Zeiten.»

Peter Bollmann,
LGT Kunde seit 2009



lgt.ch/values

Plädoyer für die Anwälte

Die vagen Vermutungen um die «Pandora Papers» verunglimpfen einen ganzen Berufsstand. Nur die schwarzen Schafe sollten dem Volkszorn verfallen. Alles andere ist falsch.

Peter Nobel

Wir durften es wieder lesen: Anwälte, die Offshore-Strukturen (Gesellschaften und Trusts in Ländern ohne Steuerbelastung) betreuen, sind amoralische Mitglieder unserer Gesellschaft, die an den Pranger gestellt werden müssen. Sie sollen Gesetzeslücken geschickt benützen, um Geldwäschern dienlich zu sein. Wir müssten uns schämen. Nun hat Pandora in der Sage von Hermes auch die Verlogenheit erhalten, und so darf man sich fragen, was denn wahr und was bloss Fake News sind.

Erstens wird die Beziehung zu den Klienten durch das Anwaltsgeheimnis als eines der Berufsgeheimnisse strafrechtlich geschützt (Art. 321 StGB). Das ist schon manchem Angeschuldigten zugutegekommen und wird von der Rechtsprechung als wichtiger Pfeiler des Rechtsstaates hochgehalten. Der Staatsmaschinerie gegenüber braucht es eine verlässliche Gegenkraft. Dieses Anwaltsgeheimnis darf aber kein Deckmantel sein für halb- oder ganz kriminelle Aktivitäten. Auch die Reputation ist sodann wichtig, wie bei Shakespeare: «oft got without merit, and lost without deserving» («Othello», II, 3, 267).

Gewissenhaft und unabhängig

Der Anwalt braucht eine Zulassung (Anwaltspatent) und untersteht in der Schweiz einer relativ strikten kantonalen Aufsicht, die seit dem Jahr 2000 aber durch das Anwaltsgesetz weitgehend bundesrechtlich geordnet ist. Es ist hier neben den fachlichen Anforderungen schon Voraussetzung für die Eintragung ins Anwaltsregister, dass keine strafrechtliche Verurteilung vorliegt, die mit dem Anwaltsberuf nicht zu vereinbaren ist (Art. 8 Abs. 1 lit. b).

Der Anwalt hat seinen Beruf sodann sorgfältig, gewissenhaft und unabhängig auszuüben (Art. 12; Berufsregeln). Das tut die weit überwiegende Mehrheit der rund 13 000 in der Schweiz tätigen Anwälte, was auch die Aufsichtspraxis zeigt, die gewissenhaft erfolgt, aber wenig spektakuläre Ergebnisse liefert.

Im Finanzbereich tummelt sich nur eine beschränkte Anzahl der Anwälte. Hier gibt es auch schwarze Schafe. Aber nicht jede Platzie-

rung in einer Offshore-Struktur ist mit verbrecherischen Absichten verbunden. Es gibt dafür auch viele legitime familiäre und geschäftliche Gründe der Diskretion, ja auch der legitimen Steueroptimierung. Gerade viele der so beliebten Start-ups pflegen auch Letzteres.

Es gilt auch zu bedenken, dass Geldwäscherei allgemein und für alle im Strafgesetzbuch verboten ist. Die Strafandrohung ist drei Jahre Freiheitsstrafe und in schweren Fällen fünf Jahre



«Wichtiger Pfeiler des Rechtsstaates»: Professor Nobel.

(Art. 305bis StGB) – da gibt es keine Gesetzeslücke. Als Vortaten, also das zu waschende Geld produzierende Taten, gelten seit 2016 nicht nur Verbrechen, sondern auch qualifizierte Steuer- vergehen (Abs. 1bis) – das heisst nach schweizerischer Auffassung: Steuerbetrug.

Wer berufsmässig fremde Vermögenswerte annimmt, aufbewahrt, anlegen oder übertragen hilft und damit als Finanzintermediär tätig ist, hat sodann mit der nach den Umständen gebotenen Sorgfalt den wirtschaftlich Berechtigten festzustellen (305ter Abs. 1 StGB).

Diese nach den Umständen gebotene Sorgfalt ist in der Vereinbarung über die Standesregeln zur Sorgfaltspflicht der Banken (VSB)

und dem Geldwäschereigesetz festgehalten. Hier gibt es Ausnahmen für die Anwälte, die mit dem Anwaltsgeheimnis zusammenhängen. Das Geldwäschereigesetz entbindet die Anwälte von der Meldepflicht bei Geldwäschereiverdacht in Fällen, die dem Anwaltsgeheimnis wirklich unterstehen.

Die VSB erlaubt es den Anwälten, der Bank die Identität ihrer Klienten nicht bekanntzugeben, sondern mit dem sogenannten Formular R zu erklären, dass die Vermögenswerte im Rahmen eines genuinen Anwaltsmandates eingebracht würden. Dieses Formular enthält Beschränkungen, indem anwaltlich-geschäftstypische Transaktionen identifiziert werden und dann auch zu erklären ist, dass das Anwaltsgeheimnis für eine berufsspezifische Abwicklung beansprucht wird.

Eine unzutreffende Erklärung stellt eine Urkundenfälschung dar. Das Anwaltsgeheimnis kann nicht als Deckmantel für Vermögensverwaltung oder Geldtransfers durch einen Anwalt verwendet werden. Ich habe auch kein schlechtes Gewissen, dass ich seinerzeit diese Lösung mit Daniel Zuberbühler konzipierte.

Gesetzliche Ordnung genügt

Das Bundesgericht hat in ständiger Rechtsprechung das Anwaltsgeheimnis auch beschränkend zugespitzt und zu Recht geschlossen, dass es nicht angerufen werden dürfe, wenn es um Tätigkeiten gehe, die auch ein Treuhänder oder eine Bank bewerkstelligen könne. Das gilt auch für das Zeugnisverweigerungsrecht. Die Vermögensverwaltung stellt sicher keine Tätigkeit dar, die vom Anwaltsgeheimnis geschützt wird.

Ich trete in keiner Weise für Nachlässigkeit bei der Geldwäschereiabwehr ein, doch meine ich, dass nicht ein Berufsstand mit vagen Vermutungen zur Tätigkeit weniger verunglimpft werden sollte. Die gesetzliche Ordnung genügt. Die schwarzen Schafe sind zu verfolgen, und nur diese sollten dem Volkszorn verfallen.

Peter Nobel ist Anwalt und Rechtsprofessor in Zürich, spezialisiert auf Kapitalmarkt- und Wirtschaftsrecht.

Faszination alte weisse Männer

Warum ich mir vom feministischen Feindbild gerne die Welt erklären lasse.

Nena Schink

Mir ist es Beruf, Berufung und Vergnügen, weisse Männer über sechzig zu interviewen. Auch wenn ich sie lieber als alte, weisse Männer bezeichne. Ich werde nie begreifen, wieso zahlreiche Feministinnen sie in den letzten Jahren zunehmend zum Feindbild stilisiert haben. Die deutsche Autorin Sophie Passmann schrieb gar einen Bestseller über dieses feministische Ärgernis.

Was die schrillen Frauenrechtlerinnen mit ihrem Faible für gendergerechte Sprache entsetzen dürfte: Meine spannendsten Gesprächspartner waren allesamt Männer – und allesamt im fortgeschrittenen Alter, ohne den Herrschaften zu nahe treten zu wollen.

Können Frauen alte weisse Männer sein?

Den Geschlechterkampf halte ich für überhitzt, und es fehlt mir in den Reihen meiner Generation an Demut: Demut vor Erfahrung, Demut vor Expertise. Demut vor dem Alter. Demut vor Lebensleistung.

Übereifrige Feministinnen, die in der Gesellschaft Stempel verteilen, sind mir zuwider, zu hysterisch. Wobei der alte weisse Mann nicht ausschliesslich für Frauen ein Graus ist.

Der Riccardo Simonetti, einer der erfolgreichsten Influencer Deutschlands, schockierte mich erst vor wenigen Tagen. Der 28-Jährige warb in einer Instagram-Story mit den folgenden Worten für mehr Respekt: «Was ich ganz schlimm finde, das sind keine alten weissen Männer, die ganz weit weg von uns wohnen» – wow, mehr Respekt einzufordern, während man sich selbst respektlos verhält; das schaffen wahrlich die wenigsten. Doch woher stammt dieses skurrile Feindbild «alter weisser Mann» überhaupt? Das wollte ich kürzlich von meinem journalistischen Vorbild Jan Fleischhauer wissen. Dem Mann, dem Passmann einst attestierte, ein alter weisser Mann zu sein.

Fleischhauer erklärte mir gewohnt pointiert: «Es ist eine Anlehnung an «angry white man». Die Wahrheit ist doch, dass man umso mehr mit seinem Alter hadert, je älter man wird. Wir Männer reden da nicht so gern drüber, aber nichts fürchtet ein Mann mehr, als abgehängt zu sein.



«Demut vor Lebensleistung»:
Journalistin Schink.

Alter weisser Mann ist ein politisches Schreckgespenst», so Fleischhauer.

Doch die Theorie des alten weissen Mannes wäre ja kein paradoxes Wunderwerk der Identitätspolitik, wenn sie nicht auch das andere Geschlecht miteinschliessen würde. Dazu Fleischhauer: «Die Frage ist ja, inwieweit ist ein alter weisser Mann überhaupt an das Geschlecht gebunden? «Alter weisser Mann» ist mehr ein Label für Charakteristika. Man bekommt das Label, wenn man verstockt ist und sich auf dem Erreichten ausruht. Es können also auch Frauen alte weisse Männer sein.»

Das mag in der Theorie stimmen. Doch in der Praxis missbrauchen Feministinnen den alten weissen Mann für ihren Geschlechterkampf. Für mich ist die Sache eindeutig: Der alte weisse Mann wurde erschaffen, weil diese Personengruppe zuvor noch kein Stigma getragen hat. Sprich: Er wird dafür diffamiert, dass er noch nie leiden musste.

Die alten weissen Männer sollen sich jetzt endlich auch einmal diskriminiert fühlen. Sie sollen wissen, wie es sich anfühlt, alltägliche Nachteile zu erleben. Der Ansatz hat wenig mit den Lehren des Feminismus gemein und erinnert vielmehr an: Lernen durch Leiden.

Jan Fleischhauer bewundert übrigens Alice Schwarzer und seine Freundin Ildikó von Kürthy. Über von Kürthy sagt er: «Absolute Selfmade-frau. Sie schreibt einen Bestseller nach dem ande-

ren. Die hat ein Haus in der teuersten Gegend von Harvestehude. Nicht, weil sie geerbt hat, wie es der Name vermuten lässt. Sie hat alles selbst verdient.» In seiner Stimme schwingt Anerkennung und Respekt mit. Das Geschlecht spielt keine Rolle. Er respektiert ihre Lebensleistung. Ich ahne: Sie könnte auch ein alter weisser Mann sein – Fleischhauer würde dasselbe sagen.

Auffrischende Rettung

Für mich macht es keinen Unterschied, ob jemand alt, jung, männlich oder weiblich ist. Meine Vorbilder sind neben Fleischhauer: Kultjournalist Gabor Steingart, die frühere Präsidententochter Ivanka Trump, Bundeskanzlerin Angela Merkel und der Unternehmer Thomas Strüngmann. Fern jeglicher Identitätspolitik ziehen mich Menschen an, die sich nicht in eine Schublade stecken lassen, die keine Follower sind und auch mal anecken.

Während ich diese Zeilen schreibe, leuchtet mein Handy auf. Unter meinem letzten Foto auf Instagram kommentierte jemand: «Danke, dass du mal in Österreich warst. Du warst die optische und auffrischende Rettung inmitten der Herren mit schütterem Haupthaar.»

Beim Lesen schüttelt es mich. Wir leben wahrlich in verrückten Zeiten, wenn es schon eine Auszeichnung ist, jung und weiblich zu sein, sassen doch in der angesprochenen Talk-Runde bei Servus TV neben mir hochrangige österreichische Journalisten. Langsam beschleicht mich das Gefühl, dass die alten weissen Männer Unterstützung benötigen. Vielleicht sollte ich bei Bild-TV in der Zukunft mal eine reine Ü-60-Männerrunde moderieren. Mal sehen.

Jetzt starte ich erst mal meinen Tag, mit dem Podcast «Redezeit», wo die 32-jährige RTL-Chefreporterin Franca Lehfeldt mit dem achtzigjährigen Kultjournalisten Heiner Bremer das politische Geschehen diskutiert. Prädikat: hörenswert, weil – unter anderem – ein alter, weisser Mann dabei ist.

Nena Schink, 29, ist *Bild*-Journalistin, Moderatorin und Bestsellerautorin. Zuletzt erschienen von ihr: *Ich bin nicht grün – Ein Plädoyer für die Freiheit*. Finanzbuch-Verlag, 192 S., Fr. 28.90

Ärzte im Widerstand

Hunderte Mediziner in der Schweiz wehren sich gegen die Corona-Impfung. Ohne Erfolg – obwohl schon 29 Kinder und Jugendliche in Europa nach der Impfung starben.

Daniela Niederberger

Mehr als 480 Ärzte und Wissenschaftler fordern, dass die Schweiz mit dem Impfen gegen Corona aufhört. Die Impfstoffe würden verharmlost und seien unsicher. Ihnen angeschlossen haben sich 1900 Krankenschwestern und Pfleger sowie über 3200 Personen aus anderen Berufen – Ingenieure, Lehrerinnen, Unternehmer. Rund 5600 Menschen umfasst das Netzwerk Aletheia, das sich für «eine ehrliche Wissenschaft» und «eine wahrheitsgetreue Berichterstattung» einsetzt. Und stündlich werden es mehr.

Quellenangaben fehlen noch

Wer sind diese Leute? Was heisst «wahrheitsgetreu und ehrlich»? Ein Neurologe mit jahrzehntelanger Erfahrung und eigener Praxis sagt: «In meiner täglichen Arbeit und im Gespräch mit Kollegen nehme ich diese angeblich furchtbare «Seuche» nicht wahr. Wenn ich nicht in den Zeitungen läse, dass eine schreckliche Krankheit umgeht, würde ich nichts merken.» Von seinen Patienten erkrankten bisher 35 an Corona. «Die Familie, die es am schlimmsten traf, litt eine Woche an Fieber, Kopfschmerzen und Husten.» Sein erster Corona-Toter war ein 83-jähriger Mann, doppelt geimpft. «Es scheint aber auch klar, Covid macht bei jenen, die es wirklich trifft, schwerere Symptome als die Grippe.»

Ein Kinderarzt hat in seiner Praxis in den letzten zwanzig Jahren «Abertausende von Impfungen verabreicht. Jeder Mutter, die ihr Kind nicht gegen Keuchhusten und Kinderlähmung impfen will, erkläre ich, wie wichtig die Schutzimpfung ist. Ich bin für Impfungen, aber für sichere Impfungen.» Er ist seit rund einem Monat bei Aletheia, weil «da Ärzte sind, die sich für wissenschaftliche Erkenntnisse und gegen Panikmache einsetzen». Mit einem Impfstoff, der nicht erprobt und noch in der experimentellen Phase ist, dessen Langzeitfolgen man nicht kennt, will er kein Kind impfen. Er fühlt sich dem ärztlichen Grundsatz



«Zeitalter der Gegenaufklärung».

«Primum non nocere» (Erstens nicht schaden) verpflichtet.

Aletheia verlangte im Juli in einem offenen Brief an Swissmedic die Sistierung der befristet zugelassenen Impfstoffe. Zwar antwortete die Zulassungsbehörde, aber «leider ist keine unserer Fragen zu Sicherheit, Wirksamkeit und Notwendigkeit der Covid-19-Impfstoffe [. . .] beantwortet worden», schreibt Aletheia. So erkläre Swissmedic etwa in einem Report zum Impfstoff von Pfizer/Biontech, es sei aufgrund aktueller wissenschaftlicher Erkenntnisse und internationaler Verträge akzeptabel, dass keine Genotoxizitätsstudien durchgeführt wurden. Genotoxizität meint die Schädigung der Erbsubstanz DNA. Aletheia bittet Swissmedic, Quellenangaben zu den erwähnten «wissenschaftlichen Erkenntnissen» nachzureichen.

Weiter schreibe Swissmedic, das Toxizitätsprofil des Impfstoffes sei akzeptabel unter Berücksichtigung der pandemischen Lage. «Im Umkehrschluss heisst das, dass die Toxizität

[die Giftigkeit] unter normalen Umständen nicht akzeptabel wäre. Da Covid-19 für Jugendliche und Kinder um ein Vielfaches harmloser ist als die jährliche Grippe, kann bei dieser Altersgruppe mit 100-prozentiger Sicherheit nicht von einer pandemischen Lage gesprochen werden», schreibt Aletheia.

In der Zwickmühle

29 Kinder und Jugendliche bis siebzehn Jahre sind in Europa nach der Corona-Impfung gestorben – an Herzinfarkten, Embolien, allergischen Schocks. 146 schwebten in Lebensgefahr, rund 3400 erlitten schwere Nebenwirkungen wie Hirnschläge, Herzmuskelentzündungen, Thrombosen (Stand 11. Oktober). Dies ist nachzulesen in der Datenbank Eudravigilance, wo Verdachtsfälle von Arzneimittelnebenwirkungen gemeldet werden können. Insgesamt starben rund 7000 Menschen nach der Impfung, bei über 560 Millionen Impfdosen. In der Schweiz wurden 2601 schwere Nebenwirkungen und 145 Todesfälle gezählt.

Der Arzt Urs Guthäuser ist einer der Gründer von Aletheia; er ist Chirurg und Sportmediziner mit jahrzehntelanger Praxis. Er sagt: «Man weiss, dass nur 1 bis 3 Prozent der Nebenwirkungen gemeldet werden, die Dunkelziffer ist also riesig. Der Aufwand einer Meldung ist für einen Arzt gross.» Und für Private noch grösser. «Eigentlich müsste man die Nebenwirkungen aktiv verfolgen, weil die Impfungen noch in der klinischen Phase sind. Die laufenden Studien werden erst Ende 2022 abgeschlossen sein. Unterdessen impft man die gesamte Erdbevölkerung! Und nicht zu vergessen: gesunde Leute; nicht etwa Schwerkranke, denen man als letzte Hoffnung etwas Riskantes gibt.»

Guthäuser umschreibt die Zwickmühle, in der er sich befindet, so: «Laut Kantonsarztamt muss ich die Impfung empfehlen. Tue ich das nicht, kann das sanktioniert werden.» Doch auf der anderen Seite ist ein Arzt gemäss FMH verpflichtet, Patienten über die möglichen Risiken

aufzuklären. «Wenn ich diese aber aufzähle: Herzinfarkt, Thrombosen, allergischer Schock, Autoimmunreaktionen, Langzeitschäden wie Krebs – wie reagiert der Patient vis-à-vis darauf? Er steht auf und geht. Und fragt er mich: «Können Sie mir das empfehlen», dann sage ich als ehrlicher Arzt: nein. Unterschlage ich aber die Nebenwirkungen und der Patient wird geschädigt, kann er mich einklagen.» Und jetzt noch Kinder impfen? «Eine Katastrophe», sagt der Kinderarzt.

Aletheia ist der Ansicht, es sei übertrieben gewesen, die Leute einzusperren. Wie hätte man die vulnerablen Menschen denn sonst schützen sollen? Der Kinderarzt: «Ganz einfach, wie bei jeder Grippewelle: Hände waschen und sicher nicht mit einer Erkältung einen Besuch im Altersheim machen.» Stattdessen habe man die alten Menschen wegen der Massnahmen «ohne Trost, allein und verlassen krepieren lassen. Nicht mal Hunde lässt man so sterben. Das muss man aufarbeiten!» Und die fehlenden Spitalbetten? «Jeden Winter, wenn ich ein Kind ans Kinderspital überweisen will, heisst es oft: «Wir haben keinen Platz.» Das ist nicht neu.»

Nun tun sich also 480 Ärzte und Wissenschaftler zusammen, der Verbund wächst in kurzer Zeit auf über 5200 Menschen. Sie wollen eine Debatte, sie verschicken einen offenen Brief an den Bundesrat, die Kantonsregierungen und die Medien. Sie halten eine Pressekonferenz ab. Und – nichts. Warum? «Das ist die grosse Frage», sagt Aletheia-Mitbegründer Guthauser. «Wir haben die Medien x-mal angeschrieben; nie wurde etwas aufgenommen. Ein Netzwerk unserer Grösse müsste eigentlich in die «Arena» des Schweizer Fernsehens eingeladen werden», sagt er. «Vielleicht fehlen den Verantwortlichen die Argumente.»

«Wir werden diffamiert»

Die Mitglieder von Aletheia, gutgebildete Leute, vertrauen den Medien nicht mehr; das sei Angstmache pur. «Statt dass man uns zuhört, werden wir diffamiert», sagt Guthauser. Der Kinderarzt: «Wie ist es möglich, dass in den grossen Medien keine Gegenstimmen zu hören sind? Das sollte sich jeder fragen! Die Presse stellt keine kritischen Fragen, recherchiert nicht. Das Volk wurde in kurzer Zeit gefügig gemacht. Es wird ihm erzählt, die Impfgegner seien die Feinde. Und es funktioniert. Das ist erschreckend.»

Hochkarätige Forscher wie Nobelpreisträger Luc Montagnier, der ehemalige Pfizer-Manager Mike Yeadon, John Ioannidis, Professor an der Stanford-Universität, der emeritierte Professor Sucharit Bhakdi: «Solche Leute werden ignoriert oder lächerlich gemacht», sagt er. Sie werden auf Google «korrigiert» und faktengecheckt. Guthauser: «Wissenschaft lebt von

These, Antithese, Synthese. Dazu braucht es Streitgespräche.»

«Wir leben im Zeitalter der Gegenklärung», sagt der Neurologe. «Wissenschaftliche Standards werden über Bord geworfen, rationales Denken wird vernachlässigt, und stattdessen werden Emotionen geschürt. Seine Meinung offen zu sagen, kann gefährlich werden.» Er will, wie andere, nicht mit seinem Namen in der Zeitung stehen. Wer die offizielle Impfdoktrin hinterfragt, wird bestraft. Der Kanton Bern sanktionierte gemäss *Sonntagszeitung* zwei Ärzte, die sich gegen die Corona-Impfung aussprachen, der Appenzell Ausserrhoder Kantonsarzt wurde wegen eines Leserbriefs entlassen, und Medbase beendete die Zusammenarbeit mit einem kritischen Arzt.

Wer hat das Geld?

Wie man jemanden auch noch fertigmachen kann, zeigt das Beispiel des kanadischen Immunologen und Impfstoffentwicklers Byram Bridle. Er wurde in einem Radiointerview gefragt, ob es einen Zusammenhang gebe zwischen der Impfung und Herzmuskelentzündungen bei jungen Männern. Er konnte es nicht ausschliessen. Nachher war es für ihn, «als sei eine Atombombe auf meine Welt gefallen». Binnen 24 Stunden wurde eine verleumderische Website in seinem Namen eröffnet, ein Fake-Twitter-Account, und es wurden vertrauliche ärztliche Informationen über seine Eltern veröffentlicht. Wer hat das Geld und die Manpower für so etwas?

Er erzählte dies an einer Pressekonferenz im Juni, die auf Youtube zu sehen war – mittlerweile nicht mehr beziehungsweise weit unten als Screen-Aufnahme mit türkischen Untertiteln. Die Google-Tochter Youtube zensuriert oder, wie sie es nennt: entfernt «gefährliche Falschinformationen» bezüglich Corona. Was an Bridles Martyrium eine Falschinformation sein soll, ist unklar. Immer mehr Mediziner wollen sich nun den Mund nicht mehr verbieten lassen. Unter #wissenschaftstehtauf stellen ehemalige Chefärzte und Professoren, Psychiater und Immunologen der Propaganda deutliche Worte entgegen.



Jörg Meuthens verbrannte Erde

Bernd Lucke, Frauke Petry, jetzt Jörg Meuthen: Die AfD verliert schon wieder einen Parteichef. Allen ist gemeinsam, dass die Medien sie am Ende als gemässigt stilisierten, nachdem sie sie anfangs als gemeingefährlich diffamiert hatten. Gemeinsam ist ihnen auch, dass sie für ihren Rückzug die Wehrmacht nach Stalingrad zum Vorbild nahmen: Prinzip verbrannte Erde.

Meuthen gelang dies zuletzt erneut nach der Wahl, als er seine Partei-«Freunde» Alice Weidel und Tino Chrupalla vor versammelter Hauptstadtpresse desavouierte. Nach dem Motto: «Ihr werdet schon sehen, was ihr davon habt, wenn ihr mich nicht mehr habt.» Stimmt. Die AfD hat mehr ohne ihn. In der Partei hätte er nur noch mehr Schaden angerichtet.

«Selbstverständlich» will Meuthen seine politische Arbeit fortsetzen. Als Europaabgeordneter. Ein Mandat, das er der Partei verdankt. Selbstverständlich bezieht er dort monatlich 13 571.39 Euro. Nicht eingerechnet 324 Euro Tagegeld bei Sitzungswochen. So viel verdient er als Professor der Volkswirtschaftslehre nicht.

Wolfgang Koydl

Richard Wolff auf Putins Spuren

So viel vorweg: Der 1. April wurde nicht in den Oktober verlegt. Doch die Meldung, die vergangene Woche vom Tiefbauamt der Stadt Zürich versandt wurde, tönt wie Breaking News aus Absurdistan: Künftig soll mit künstlichem Nebel die Sommerhitze in der Stadt Zürich gemildert und das Klima für die Bevölkerung erträglicher gemacht werden. Departementsvorsteher Richard Wolff will die Outdoor-Klimaanlage ab Juli 2022 beim Turbinenplatz testen. Danach soll sie in anderen Stadtteilen zum Einsatz kommen.

Womöglich orientiert er sich dabei an Wladimir Putin und Xi Jinping. Auch sie pflegen mit künstlichen Mitteln in die Wetterküche einzugreifen. Vor wichtigen Feiertagen oder Staatsanlässen werden in Russland und China die Regenwolken mit Silberiodid vom Himmel gesprengt. Der Lösungsansatz verfolgt allerdings das konträre Ziel von Wolff. Putin und Xi Jinping wollen die Sonne scheinen, nicht das Stimmvolk im Regen stehen lassen.

Thomas Renggli

Grün sei nur der Firnis

Olaf Dinné war der erste Grüne, der in ein deutsches Parlament gewählt wurde. Bis heute setzt er sich für Umweltsachen ein. Seine Ex-Partei verachtet er.

Wolfgang Koydl

Wenn alles mit rechten Dingen zugeht, wäre Olaf Dinné ein angesehener Parteipatriarch der Grünen. Ja, kühn gedacht, hätten sie sogar ihre Stiftung nach ihm benennen können, und nicht nach Heinrich Böll. Dinné war schliesslich der erste Grüne, der in ein deutsches Parlament gewählt wurde – 1979 in die Bremer Bürgerschaft. Damit begann ein Aufstieg, der die Partei an die Schwelle der Regierungsverantwortung in Berlin geführt hat.

Doch da im Leben nicht alles mit rechten Dingen zugeht, wird der muntere 85-Jährige von seiner einstigen Partei verschwiegen und verfehmt. Zum 40-Jahr-Jubiläum des Bremer Wahlerfolgs brach in der Partei gar ein Streit darüber aus, ob man den Pionier überhaupt einladen sollte. Denn Dinné hat längst mit seiner Partei gebrochen, und Stolz über den Erfolg des von ihm mit zur Welt gebrachten Wunderkindes empfindet er schon gar nicht: «Ich verachte sie, ich wünsche ihnen die Pest an den Hals», sagt er und streicht sich eine Portion selbstgemachten Ziegenkäse auf den Pfannkuchen.

Villa Kunterbunt

Die Milch für den Käse stammt von seinen Ziegen, die hinter dem Haus grasen – eine charmant unordentliche Villa Kunterbunt, prall gefüllt mit Büchern, Bildern und Erinnerungen. Ringsherum erstrecken sich Schrebergartenkolonien. Die einstige Kuhweide auf einer Weser-Insel inmitten von Bremen wurde nie bebaut.

«Weltanschaulich grün» ist Olaf Dinné noch immer, ausserdem keiner, der sich in eine Schablone pressen lässt. Er ist ein Querdenker, im alten, guten Sinn des Worts. Einer, der sich querlegt, wenn in seiner Heimatstadt eine Allee gefällt oder ein Apartment-Block in ein historisches Quartier geklotzt werden soll. Querulant nennen ihn die einen, prinzipientreu die anderen. Letztere Eigenschaft führte zum Bruch mit den Grünen. Sein Vorwurf, der sich aus Erfahrungen speist: Grün sei nur der Firnis. Tatsächlich sei es eine krypto-kommunistische Kadertruppe, die Umweltschutz und Klima nur als Vorwand nutze. «Unsere Partei wurde von

den Linken übernommen und umgedreht», erinnert sich Dinné.

Zu Beginn war die grüne Bewegung in Deutschland alles andere als links. Ihre Vertreter kamen aus der CDU, der CSU, aus dem Naturschutz, und auch einige alte Nazis waren dabei. Andere, wie Dinné, stiessen von den Sozialdemokraten dazu. Die radikale Linke, die von der DDR unterstützt wurde, war der sozialisti-



«Nach hinten losgegangen»: Polit-Pionier Dinné.

schen Tonnenideologie verpflichtet, der es nur um die Steigerung der Produktion ging, ohne Rücksicht auf Verluste. Ausserdem war sie bedingungslos für die Kernkraft.

«Die Linke hat uns anfangs bekämpft», erzählt Dinné. «Als Jünger von Hermann Löns haben sie uns beschimpft.» Löns war ein nationalistischer Heimatdichter der Kaiserzeit, der bei den Nationalsozialisten grosse Popularität genoss.

Während andere Parteien stolz auf ihre Gründer sind, hüllen sich die Grünen bei diesem

Kapitel ihrer Geschichte in Schweigen. Dabei hätten sie mit der charismatischen Petra Kelly, dem liberalen Schriftsteller Carl Amery oder dem Umweltschützer Herbert Gruhl durchaus herausragende Persönlichkeiten zu bieten. Doch daran will eine linke Partei nicht erinnert werden, und links wurden die Grünen schon bald nach ihrer Gründung als Bundespartei im Januar 1980. Der Bundeskongress in Karlsruhe lehnte noch den Antrag ab, dass Mitglieder kommunistischer Organisationen, die K-Gruppen, gleichzeitig Mitglied bei den Grünen sein konnten. Doch der nächste Kongress drei Monate später hob dieses Verbot auf.

«Das ist DDR 2.0»

Die Folgen waren unmittelbar zu spüren. Die Mitgliederzahl schoss binnen zweier Monate von 2800 auf 12 000. Der Verfassungsschutz rieb sich die Augen. Quasi über Nacht waren die K-Gruppen verschwunden. «Der rote Sumpf wurde zum grünen Sumpf», resümiert Dinné. Rasch übernahmen die Roten Schlüsselpositionen. Joschka Fischer, Jürgen Trittin, Winfried Kretschmann, Antje Vollmer – die neuen Parteiführer hatten alle einen kommunistischen Hintergrund. «Trittbrettfahrer», schnaubt Dinné. «Sie haben den Umweltschutz nach links gedreht und ideologisiert.»

Aber gilt das für die heutige Führungsgarnitur? Robert Habeck trug noch kurze Hosen, als Dinné gegen die kommunistische Übernahme focht, und Annalena Baerbock war noch nicht geboren. «Aber sie sind in dem linken Klima sozialisiert worden», urteilt Dinné. «Sie sind im linksgrünen Sumpf aufgewachsen.» Dazu kommen Programm und Attitüde der Partei: «Das ist DDR 2.0», meint Dinné. «Globale Ziele verkünden, aber vor Ort machen sie nur Scheisse. Ich verachte sie als Heuchler. Und ihre bevorzugte Methode sind Verbote, Verbote und Befehle.»

Bereut er es, Geburtshelfer dieser Partei gewesen zu sein? «Na ja, das Projekt ist nach hinten losgegangen. So hatten wir uns das nicht vorgestellt. Ja, ich schäme mich sogar ein wenig, dieses Projekt mitbegründet zu haben.»

Das fliegende Personal sitzt fest

Ein schöner, alter Brauch stirbt aus. Chefredaktoren werden nicht mehr fristlos entlassen.



Heute beginnen wir mit etwas Nostalgie. Es ist ein Blick zurück in eine Zeit, als die Jahreszeiten bei den Zeitungen noch ein zeitlicher Faktor waren.

Der Oktober zum Beispiel hatte es früher jeweils in sich. Wenn die Blätter fielen, dann flogen bei den Blättern auch die Chefredaktoren, und zwar fristlos.

Auch der April hatte es früher in sich. Wenn es wärmer wurde, dann wurden bei den Blättern auch die Chefredaktoren verheizt, und zwar fristlos.

Dazwischen, während der Winter- und der Sommermonate, konnten sich Chefredaktoren relativ sicher fühlen. Gefeuert wurde man im Frühling oder im Herbst.

Das saisonale Ritual hatte einen einfachen Grund: Im Oktober und im April erscheinen jeweils die neusten Leserzahlen der Zeitungen und Zeitschriften, die von einem neutralen Umfrageinstitut erhoben werden. Sinkende Auflagen und sinkende Leserzahlen liefern den Verlagen dann jeweils den Grund, sich von einem erfolglosen Chefredaktor oder einer erfolglosen Chefredaktorin zu trennen.

Auch in diesem Oktober wurden wieder die neusten Leserzahlen publiziert. Es waren schreckliche Resultate darunter. Innerhalb nur eines Jahres verlor zum Beispiel die *Schweizer Illustrierte* 20 Prozent ihrer Leserschaft, beim *Sonntagsblick* waren es 15 Prozent, bei der *NZZ* lag das Minus bei 14 Prozent und bei der *Aargauer Zeitung* bei 13 Prozent.

Die Chefredaktoren der taumelnden Blätter müssen dennoch keine Sorge um ihren Job haben. Es kommt nicht mehr drauf an.

Auflagen und Leserzahlen haben als Erfolgskriterien für Chefredaktoren ausgedient. In der Pressebranche hat man sich damit abgefunden, dass ein guter Chefredaktor den Rückgang allenfalls etwas verzögern und ein weniger begabter Chefredaktor den Sinkflug allenfalls etwas beschleunigen kann. Mehr ist nicht drin.

Chefredaktoren werden nicht mehr daran gemessen, ob sie extern, also bei den Lesern, erfolgreich sind und dort ihr Blatt verkaufen. Sie werden stärker daran gemessen, ob sie intern, also im Verlag, erfolgreich sind und dort

Es war die Zeit, als man glaubte, dass ein Chefredaktor die sinkende Auflagekurve umbiegen könnte.

die nötigen Strukturprogramme umsetzen.

Chefredaktoren werden denn nicht mehr gefeuert, auch wenn ihnen die Leser in Scharen davonlaufen. Nur noch ganz selten gibt es Ausnahmen von dieser Regel. Einziges Beispiel aus letzter Zeit ist Luzi Bernet, der in diesem Frühling – wann denn sonst – als Chefredaktor der *NZZ am Sonntag* fristlos abgesetzt wurde. In seinen vier Jahren im Amt hatte er die Leserzahl des Blattes um fast 40 Prozent in den Keller gefahren. Das wurde dann selbst der langmütigen *NZZ*-Spitze zu viel.

Bernet ist damit ein letzter Ausläufer des schönen, alten Brauchs, nach dem Chefredaktoren zur Spezies des fliegenden Personals gehören. Die Meisterschaft in diesem Fach hatte früher immer der *Blick*.

In den zwanzig Jahren zwischen 1996 und 2016 beispielsweise verbrauchte der *Blick* ein volles Dutzend an Chefredaktoren. Für die Nostalgiker unter uns nennen wir kurz die Namen der zwölf Damen und Herren, die sich in dieser Zeit auf dem helvetischen Boulevard die Zähne ausbissen: Wigdorovits, Meister, Lehmann, de Schepper, Cavalli, Weissberg, Walder, Grosse-Bley, Bleicher, Lüchinger, Mayer, Röthlisberger. Ihre durchschnittliche Halbwertszeit lag bei einem Jahr und neun Monaten.

Es war die Zeit, als man noch daran glaubte, dass ein neuer Chefredaktor die sinkende Auflagekurve des Blatts wieder nach oben umbiegen könnte. Es war ein Wunderglaube. In den zwanzig Jahren zwischen 1996 und 2016, unter zwölf Chefs, sank die Auflage des *Blicks* von 330 000 auf 120 000 Exemplare.

Dann, Anfang 2017, übernahm Christian Dorer den *Blick*. Er braucht inzwischen nur noch ein gutes Jahr, bis er der dienstälteste Chefredaktor in der Geschichte des Blattes ist. Bisheriger Rekordhalter ist der legendäre Peter Uebersax aus den achtziger Jahren.

Dorer wird Uebersax locker überholen. Chefredaktoren werden nicht mehr entlassen, wenn die Leser der Druckauflage sich aus dem Staub machen. Ungleich wichtiger ist, dass der *Blick*-Chef die Online- und TV-Aktivitäten des Titels ausbaut und die Kosten unter Kontrolle hat.

Als Dorer vor fünf Jahren übernahm, lag die verkaufte Auflage des *Blicks* bei 120 000 Stück. Inzwischen sind es 90 000 Stück. Doch solche Nebensächlichkeiten interessieren inzwischen niemanden mehr. Der Chefredaktor von heute sitzt felsenfest im Sattel.

Requiem auf Frankreich

Die Grande Nation fürchtet ihre Auflösung. Eric Zemmour liefert die Erzählung dazu. Der Journalist wird im Land immer beliebter. Seine Chancen auf die Präsidentschaft steigen.

Jürg Altwegg



Rückkehr des Verdrängten.

Entscheiden die Kastrationsängste der Franzosen die Präsidentschaftswahl im kommenden Frühjahr? «Mit der Verhaftung von Dominique Strauss-Kahn in New York gingen tausend Jahre monarchistischer und patriarchaler Kultur zu Ende», schreibt Eric Zemmour in seinem neuen Bestseller, mit dem er seine Kandidatur lanciert. Der Verteidigung des «ersten Geschlechts» war schon sein erstes Buch gewidmet. Die Auflösung der alten Nation ist seine Obsession geblieben: «Der französische Suizid».

Dieser geht auf die Niederlage der «stärksten Armee der Welt» gegen Hitler zurück. 1940 ist das Trauma der französischen Geschichte. Auf Regierungsebene kooperierte das Land mit den Deutschen. Doch dank Charles de Gaulle und der Résistance – die militärisch eher unbedeutend war, aber der Nachkriegsgesellschaft ihre Moral und Doppelmoral stiftete – konnte es nach vier Jahren Kollaboration und einheimischem – französischem – Faschismus zur Siegermacht mutieren. Auf dem «troisième voie» huldigte de Gaulle der Illusion und Nostalgie vergangener Grösse. Während der

«trente glorieuses», der dreissig glorreichen Nachkriegsjahre, und bis zum Sozialisten Miterrand ging es gut. Die deutsche Wiedervereinigung aber drängte Frankreich an den Rand des Kontinents, der Euro zwang es zum Bruch mit seiner etatistischen Wirtschaftspolitik.

Ein Jahr lang glückte alles

Die Bewältigung eines Traumas führt über seine Wiederholung – und wie es Karl Marx prophezeite: Die Geschichte wiederholt sich als Farce. Den ersten Gewinn einer Fussball-WM 1998 in Paris feierte Frankreich als Neuaufgabe des «Siegs» von 1945. Die multikulturellen Kicker wurden zum antifaschistischen Stosstruppunternehmen gegen Jean-Marie Le Pen verklärt. Von ihnen erhoffte man sich einen neuen Gesellschaftsvertrag aus dem Geist der Résistance.

Es war ein Eigentor: Noch vor der nächsten WM kam Le Pen in die Stichwahl. Sie wurde zum Remake der Machtübernahme von Pétain stilisiert – und diese diesmal verhindert. Jacques Chirac gewann mit 80 Prozent. Es war die letzte Wiederwahl eines Präsidenten.

«France is back», staunte die Welt, als Emmanuel Macron auf der Bühne erschien. Trump und Putin machten ihm ihre Aufwartung in Paris. Ein Jahr lang glückte alles, was Macron anfasste. Auch für Macron, den selbsternannten Göttervater Jupiter, wurde der Fussball zur Hybris: Nach dem Sieg in Moskau sprang er von seinem Sitz, als hätte er im Gegensatz zu Napoleon und Hitler, dem Vor- und Feindbild seiner Politik, den Russlandfeldzug gewonnen. Die Gelbwesten brachten seine Reformen zum Stillstand. Seit da setzte Macron auf die Erinnerungspolitik und die Neuaufgabe des Duells mit Marine Le Pen – in der Überzeugung, dass er es nur gewinnen könnte.

Er zelebrierte den Ersten Weltkrieg und drei De-Gaulle-Jubiläen. Jetzt steht Algerien auf der Agenda. Die Wahl im Frühling fällt mit dem Ende des Kriegs vor sechzig Jahren zusammen. De Gaulle war an die Macht zurückgeholt worden, um die Kolonie zu behalten – er entliess sie in die Unabhängigkeit. In Algerien putschten die Generäle gegen ihn. Das Volk, dem er das Friedensabkommen umgehend zur Abstimmung vorlegte, unterstützte ihn mit 91 Prozent.

Mit Algerien ist die Aussöhnung schwieriger als mit Deutschland. Macron wirbt um die Algerienfranzosen («pieds-noirs»), die ins Mutterland zurückkehren mussten. Er anerkennt den Verrat an den «Harkis», die es im Krieg mit den Franzosen hielten. Anfang Oktober führte die «Zusammenarbeit des Erinnerns» zum Clash, Algier zog seinen Botschafter aus Paris ab und verbietet nun das Überfliegen seines Territoriums nach Mali. Aus der Türkei wirft Erdogan Frankreich vor, in Algerien einen «Genozid an den Muslimen» begangen zu haben.

Historischer Spuk

In der Lesart des Nachkriegs als Trauma, Verdrängung und Rückkehr des Verdrängten fehlte nur noch der Krieg. Macron erklärte diesen Covid-19. In der Groteske der Wiederholung wurde der Zusammenbruch des «besten Gesundheitssystems der Welt» zum Debakel von 1940. Ausgangssperre, Ausweispflicht, illegal geöffnete Restaurants erinnern an die Besatzung. Immer tiefer versinkt das Land in der Regression. Deren Symptome sind die Infantilisierung der Bürger durch die zunehmend autoritäre Regierung und die ideologischen Verirrungen, die keineswegs nur die Impfgegner heimsuchen.

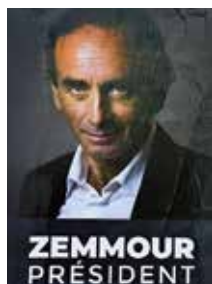
Zur Erinnerung: Die ersten, die sich in einer NS-Diktatur wähten, waren die Aufständischen des Mai 68. Sie solidarisierten sich mit Daniel Cohn-Bendit – «Wir sind alle deutsche Juden» – und hielten die Polizisten für Nazis: «CRS = SS». Bevor sie sich antisemitisch gebärdeten, waren die Gelbwesten von Regierungskreisen als «braune Pest» beschimpft worden.

Der historische Spuk führt zu Debatten und Gesinnungsprozessen, wie es sie seit den «antifaschistischen Säuberungen» nicht mehr gegeben hat. Wegen «Gefährdung menschlichen Lebens» wird Gesundheitsministerin

Eric Zemmours Programm ist die Antithese zur «Dekonstruktion».

Agnès Buzyn vom Gerichtshof der Republik angeklagt. Unverzeihlicher als das Masken-Debakel und die Lügen aber war, dass sie erklärte, Marine Le Pen wäre beim gleichzeitigen Gedenken zum 75. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz Ende Januar 2020 «nicht willkommen». Zur Erinnerung: Marine Le Pen hat den Front national entnazifiziert und wegen antisemitischer Provokationen den eigenen Vater ausgeschlossen – der einst Schallplatten mit Nazigesängen verkauft hatte.

Joe Biden hat die «Grande Nation» ihrer letzten Illusionen beraubt. In Paris nennen Diplomaten den gecancelten U-Boot-Deal mit Australien einen «Dolchstoss». Nie führten Frankreich und Amerika Krieg gegeneinander. Das heimliche Motiv des Antiamerikanismus von de Gaulle bis Mitterrand war der Undank für die Befreiung von 1945, die man im Irrglauben an den Résistance-Mythos nicht wahrhaben konnte. Im Herbst 2021 muss sich Frankreich der Wahrheit, die es 1945 verdrängte, stellen: allein und geschwächt. Vom amerikanischen Freund verraten, von den europäischen Verbündeten beim Aufbau einer europäischen Armee tragischerweise im Stich gelassen.



Nostalgie: Politstar Zemmour.

Die linken und rechten Souveränisten fordern den Austritt aus der Nato, den de Gaulle vollzogen hatte. Macron hat ihr den «Hirntod» bescheinigt. Jetzt schweigt er. Es gibt keine heilige Allianz als Reaktion auf die Demütigung. Der rhetorische Bürgerkrieg geht weiter. Die Regression hat auch einen Prozess der Verwilderung und Radikalisierung ausgelöst. Am Ende des Lockdowns schwappte die «Black Lives Matter»-Bewegung auf Frankreich über. Es kam zum Zusammenschluss mit dem «Islamogauchisme» und dem «Ökofeminismus». Für «Raubtiere» hält Sandrine Rousseau, Kandidatin der Grünen für die Präsidentschaft, die weissen Männer: «Sie beuten die Körper der Frauen, die Schwarzen und die Natur gleichermaßen aus.» Sie ist «mit einem dekonstruierten Mann verheiratet».

Mythen und Lebenslügen

«Dekonstruktion» ist das neue Schlagwort. Der Philosoph Jacques Derrida prägte den Begriff 1967. Das Verfahren war für die schwierige Aufarbeitung der Mythen und Lebenslügen nach 1945 tauglich. Vor den Verschwörungstheorien lehrte uns dieses postmoderne Denken, dass es keine Wahrheit gebe und die Strukturen faschistisch seien. Nichts entgeht der «Dekonstruktion». Dekonstruiert werden die Nation und das Patriarchat, die Geschlechter, Normen und die Regeln – «die Macht» schlechthin. Alle wollen ihr Opfer sein. Macron predigt die «Dekonstruktion der Geschichte».

Eric Zemmours Programm ist die Antithese zur «Dekonstruktion». Die Verhaftung von Strauss-Kahn hat er zur symbolischen «Kastration aller Franzosen» überspitzt. Mit der «grosen Umvolkung» schürt er die Angst vor einer neuen Niederlage, Invasion und Besatzung – diesmal im Namen des Islamismus, der einst von den Intellektuellen der antitotalitären Aufklärung mit dem Nationalsozialismus verglichen wurde. Das Schicksal der Frauen

in Afghanistan allerdings kümmert die «Ökofeministinnen» keinen Deut.

Zemmour mobilisiert die Männer. Bei den Grünen unterlag Rousseau schlussendlich überraschend gegen Yannick Jadot. Die Sozialistin Anne Hidalgo, die ihrem männlichen Gegner in der Partei eine Debatte verweigert, fällt zurück. Und bereits hat Zemmour in den Umfragen Marine Le Pen überholt – die Politikerin notabene, die am mutigsten gegen das Patriarchat und die Unterdrückung der muslimischen Frauen kämpft.

Revolution gegen Reaktion

Das emblematischste TV-Duell der kommenden Präsidentschaftswahl hat bereits stattgefunden: zwischen zwei Männern – Zemmour und Jean-Luc Mélenchon vom linksradikalen «Unbeugsamen Frankreich», das sich als Sammelbecken der Woke-Bewegung profiliert. «Sie werden die Muslime nicht aus diesem Land vertreiben», schleuderte Mélenchon Zemmour entgegen. Er schwärmt von einer multikulturellen «Republik der Kreolisierung» und spricht von Integration. Zemmour will die Assimilierung und hält sie für unmöglich. Es geht in Frankreich um die erneuerte linke Utopie – aus dem Geist der Dekonstruktion, die zur Ideologie geworden ist – gegen die nostalgische Sehnsucht nach Vichy, Pétain, den Kolonien und der vergangenen Grösse: Revolution gegen Reaktion.

Der Jude und «pied-noir» Eric Zemmour, dessen Eltern aus Algerien vertrieben wurden, verkörpert die Nostalgie und den Widerstand gegen die Auflösung der Nation. Der Titel seines Buchs ist optimistischer als die apokalyptischen Programme seiner Gegner: «La France n'a pas dit son dernier mot» – frei übersetzt: Noch ist Frankreich nicht verloren.

LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi

Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich

Tel. 044 202 12 11

www.la-casa-del-habano.ch

Lifestyle-Politik im Bundeshaus

Astronomische Corona-Schulden, unsichere AHV-Renten, drohende Stromlücke: Die Schweiz steht vor gewaltigen Herausforderungen. Doch diese sind in Bern kaum ein Thema.

Marcel Odermatt

Das Ja des Souveräns zur «Ehe für alle» sei «historisch» gewesen, sagten Volksvertreter. Nach der Verschärfung des Regimes für Waffenexporte sprachen die Befürworter von einem «grossen Tag». Und seit Wochen wird das Covid-Zertifikat zur eigentlichen Schicksalsfrage des Landes emporstilisiert. Dabei ist die Mehrheit der Schweizer offen und tolerant, die Rüstungsindustrie kein bedeutender Wirtschaftsfaktor, und impfen konnte sich längst, wer das wollte.

Doch Politiker lieben diese Lifestyle-Themen. Sie können die Schweiz in Gut und Böse einteilen, moralisieren und so tun, als beschäftigten sie sich mit einer entscheidenden Materie. Aber das Wichtigste: Sie lenken davon ab, welche wirklich zentralen Probleme tatsächlich angegangen werden müssten.

Wer soll zahlen?

Nehmen wir die Finanzpolitik: Bis Ende September bewilligte alleine der Bund fast 25 Milliarden Franken Ausgaben im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie. Davon sechs Milliarden für Kurzarbeitsentschädigungen. Im Jahr zuvor gab das Parlament 15 Milliarden aus. Für weitere 17,5 Milliarden wurden Bürgschaften und Garantien eingegangen.

Während die Verantwortlichen und die Medien epische Debatten führen, wie noch mehr Menschen das Vakzin gespritzt bekommen sollen, und Personen wie SVP-Magistrat Ueli Maurer, die sich erdreisten, kritische Positionen einzunehmen, wochenlang gebastet werden, bleibt es hier mucksmäuschenstill.

Dabei gäbe es Entscheidendes zu diskutieren: Wie sollen diese astronomischen Schulden abgetragen werden? Wen trifft es, wer soll zahlen? Welche Generation wird am stärksten zur Kasse gebeten werden? Worauf muss der Staat verzichten, damit die Finanzen eines Tages wieder ins Lot kommen?

Vor ähnlichen Herausforderungen steht das Land bei der Stromversorgung. Experten sprechen von einer Stromlücke und warnen, dass

Bern

es in der Schweiz schon in wenigen Jahren zu Versorgungsengpässen kommen könnte. Das wäre dann ausgerechnet in der kalten Jahreszeit, wenn die Produktion aus Solarenergie und Wasserkraft nicht in die Gänge kommt.

Einen Vorgeschmack erleben die Konsumenten bereits dieser Tage. Die Energiekosten explodieren in Europa. Wie die Lifestyle-

Die Kampfflieger-Abstimmung ist schwieriger zu gewinnen als jene über die «Ehe für alle».

Parlamentarier auf das drohende Debakel reagieren, das gravierende Auswirkungen für jedermann hat, steht in den Sternen.

Riesiger Murks

Eine Herkulesaufgabe wartet auch bei der Verteidigung. Die Linke sammelt im Moment Geld und Unterschriften für eine Initiative gegen den Kauf des US-Kampffjets. Nach dem Zufallsmehr bei der Abstimmung vor einem Jahr geht es für die Armee wieder um alles.

Lehnen die Stimmbürger das Flugzeug ab, steht die Luftwaffe vor dem Aus und damit über kurz oder lang auch die Armee. Die bewährte, zentrale Staatssäule der immerwährenden bewaffneten Neutralität würde hinfällig, die Schweiz nähme Anlauf in eine ungewisse Zukunft.



„können Sie rausgehen, oder soll ich den Wagen behalten?“

Es braucht von Armeebefürwortern eine Kraftanstrengung, um das zu verhindern. Diese Abstimmung ist schwieriger zu gewinnen als jene über die «Ehe für alle».

Eine der grössten Baustellen ist die Altersvorsorge: ein Dossier, das im Bundeshaus herumgereicht wird wie eine heisse Kartoffel. Da kommen die Corona-Seuche und ihre Debatten gerade richtig. Doch die Lebenserwartung steigt und steigt. Trotzdem arbeiten die Menschen nicht länger – eher im Gegenteil.

Ein riesiger Murks ist nötig, um das Rentenalter für Frauen anzuheben. Zu hohe Pensionsversprechen an viele Ruhestandler verursachen eine riesige Umverteilung auf Kosten späterer Generationen.

1995 stimmte die Bevölkerung der 10. AHV-Revision zu. Seither sind alle Reformversuche jämmerlich gescheitert. Entweder schob das Stimmvolk den Riegel, oder schon National- und Ständerat taten das.

Wie diese Blockade gelöst werden soll, ist unklar. Der erste Schritt wäre, dass die Volksvertreter aus ihrer Komfortzone kommen.

Ohne Gegenleistung

In der Europapolitik herrscht seit dem Aus des Rahmenabkommens zwar vordergründig Ruhe. Aber der Frieden ist trügerisch. In der Herbstsession bewilligte das Parlament eine Zahlung von 1,3 Milliarden Franken ohne Gegenleistung an die Europäische Union.

Im National- und Ständerat sind jene, die sich gegenüber der EU gerne unterwürfig zeigen und sich mit ihr um jeden Preis gut stellen wollen, in einer grossen Mehrheit. Ob die Lifestyle-Politiker die Nerven behalten können?

Die Beispiele zeigen, welche Herausforderungen auf Bundesbern warten. Sie harren darauf, endlich angegangen zu werden.

Die Frage, die sich stellt, ist, ob das derzeitige Personal im Bundeshaus aus den richtigen Leute besteht, um hier Lösungen zu finden. Die Beobachtungen in jüngster Zeit lassen einen daran zweifeln.

Mein Leben als Mohr

Plötzlich gilt mein Familienname als rassistisch.

Soll ich ihn wirklich ablegen, wie mich Freunde und Kollegen halb im Ernst fragen?

Reinhard Mohr

Berlin

Eigentlich fing alles ganz harmlos an. Ich wurde im Mai 1955 als unschuldiger Säugling Reinhard Martin Mohr geboren, hatte eine schöne Kindheit und wurde im Sandkasten von anderen Fünfjährigen beim Backförmchenwerfen allenfalls mal als «Möhrchen» verunglimpft. Putzig. Obwohl ich nie Stammbaumforschung betrieben habe, ist klar, dass unser Familienname seit Jahrhunderten existiert – so wie der vieler anderer hellhäutiger Mohren aus dem Siedlungsgebiet der alten Germanen nördlich des Limes.

«Du Mohr!»

Wann ich den Mohr in mir zum ersten Mal bewusst bemerkt habe? Was das «mit mir gemacht» hat? Ob ich Opfer oder Täter dieser angeblich abwertenden, diskriminierenden und beleidigenden Bezeichnung aus dem 15. Jahrhundert bin? Offen gesagt: keine Ahnung!

Eines aber steht fest: Noch nie, seit ich lebe, ist mein Familienname so oft in der Zeitung gestanden wie in den vergangenen Monaten – allerdings nicht nur in der Autorenzeile. Im Gegenteil: Überall heisst es, der Mohr müsse weg, weil er rassistisch sei – ob als Süssspeise «Mohr im Hemd», «Mohrenstrasse» oder auf dem Schild einer alteingesessenen Apotheke gleichen Namens, oft als Huldigung an den heiligen Mauritius.

Selbst im einst beschaulichen Zürich tobt der Kulturkrieg um «Mohrenkopf»-Cafés und historische Mohrendarstellungen an Hausfassaden. Auch hier soll der «Mohr» für immer aus dem Stadtbild verschwinden.

Der Furor dieser postkolonial-sprachpolitischen Säuberungsaktionen steht im merkwürdigen Kontrast zu meiner persönlichen Erfahrung. Im ganzen Leben hat mich kein Mensch je auf meinen Familiennamen angesprochen, weder während des Studiums noch in der linken Frankfurter Sponti-Szene noch im multikulturellen Frankfurter Bahnhofsviertel, wo ich zehn Jahre lebte, noch im



«Was sind eigentlich Othellos?»

hanseatisch kühlen Hamburg, und in Berlin schon gar nicht. Nicht einmal im linksautonomen Kreuzberg, wo jede Abweichung von der politischen Korrektheit militant geahndet wird. Und noch nie habe ich gehört, dass ein dunkelhäutiger Mensch in der U-Bahn oder im Bus von zwanzigjährigen Rechtsradikalen mit dem Ausruf «Du Mohr!» attackiert wurde – übrigens ganz im Gegensatz zu «Du Jude!»

Bildung und Mobbing

Ja, es gab erboste Leser meiner Artikel, die mich wahlweise «Renegat» oder «Kriegstreiber» nannten, «Reaktionär» oder «Profi-Abtrünniger» – nur als «Mohr» wurde ich

«50 Cent» oder «Kanye West» kann ich mich schlecht nennen, das wäre cultural appropriation.

niemals beleidigt. Der einzige schale Witz auf meine Kosten zog sich von der Sexta bis ins Erwachsenenalter – das berühmte Zitat aus Friedrich Schillers Drama «Die Verschwörung des Fiesco»: «Der Mohr hat seine Arbeit getan, er kann gehen.»

Auch dieser abgestandene Versuch, Bildung und Mobbing miteinander zu verzahnen, hinterliess bei mir keine nachhaltige Traumatisierung. Intuitiv war mir klar: Mein Name ist purer Zufall. Er hat nichts weiter zu bedeuten. Andere heissen Laschet, Scholz oder Hasenfratz-Schreier – ein berühmter Mainzer Dach-

decker und Fastnachtssänger («Humba Tärä») hiess sogar Ernst Neger und wird heute noch verehrt.

Das alles ist sehr verwirrend, und immer wieder fragen mich Freunde und Kollegen halb im Ernst und halb spöttisch, wann ich denn nun meinen Namen ändere. «50 Cent» oder «Kanye West» kann ich mich schlecht nennen, denn das wäre mindestens eine *cultural appropriation*, also eine verbotene Aneignung schwarzer Kultur.

Semantische Talibanisierung

Bedenkt man noch, dass ich ein alter weisser Mann bin, der nicht einmal ein Trainingscamp mit praktischen Übungen in *critical whiteness* absolviert hat, verschärft sich das Problem. *Critical whiteness* heisst, sich mit seiner Weisheit – nicht Weisheit – kritisch auseinanderzusetzen, am besten unter Anleitung einer PoC, Person of Color, zu deutsch: einer farbigen Person. Der *Spiegel* fragte vor einiger Zeit weisse junge Männer, wann sie ihr Weisssein zum ersten Mal bewusst wahrgenommen hätten und was das, eben, «mit ihnen gemacht» habe.

Der eine oder andere schien regelrecht schockiert gewesen sein, als er plötzlich bemerkte, dass er ein gesunder, gutaussehender, gebildeter, privilegierter junger weisser Mann war. Dieser Schuldkomplex ruft geradezu danach, lebenslang abgearbeitet zu werden.

Für mich hiesse das: *critical Mohrness* in Tateinheit mit *whiteness* und *oldness* als Lebensaufgabe. Doch angesichts der überbordenden semantischen Talibanisierung in Teilen unserer Öffentlichkeit wende ich mich doch lieber dem endemischen Phänomen der *critical stupidity* zu.

Bei all dem kommt es aber auch zu lustigen, erkenntnispraktisch aufschlussreichen Momenten, so am vergangenen Sonntagmorgen beim Brötchenholen in der Bäckerei im linksgrünen Prenzlauer Berg. Während ich zahle, fragt die Kundin neben mir: «Was sind eigentlich Othellos?» Die Verkäuferin antwortet kurz und knapp: «Mohrenköpfe.»

Geldflüsse einer Netzaktivistin

Es kracht im Verein von Jolanda Spiess-Hegglin. Die Nationalrätinnen Tamara Funicello und Greta Gysin sind Knall auf Fall vom Präsidium zurückgetreten. Liegt es an den Finanzen?

René Zeyer

Gerade hatten die Co-Präsidentinnen des Vereins Netz courage einen Zwischenbericht unterzeichnet. Alles super, alles bestens, alles gut unterwegs.

Eine Woche später der Paukenschlag: Doppeltücktritt per sofort. Plötzlich decken sich die Vorstellungen der Nationalrätinnen Tamara Funicello (SP, BE) und Greta Gysin (Grüne, TI) nicht mehr «mit den Vorstellungen der Geschäftsführerin» Jolanda Spiess-Hegglin. Wer die Verhältnisse in dem Verein kennt, ist darüber wenig erstaunt.

Kleiner Konzern

Seitdem Spiess-Hegglin durch ein feuchtföhliches Beisammensein an einer Zuger Politikerfeier in die Schlagzeilen geriet, will sie ihre Privatsphäre schützen und in Ruhe gelassen werden. Das tut sie so lautstark und auf allen Kanälen, dass sie damit inzwischen ihren Lebensunterhalt bestreiten kann.

Sie ist in verschiedenen Funktionen, meistens als Geschäftsführerin, bei einem kleinen Konzern tätig, der sich um ihren Verein Netz courage herum gebildet hat. Dazu gehört die Denunziationsmaschine Netz Pig Cock, Netz Misogyny, Winkelried & Töchter GmbH, Netzambulanz und Netzambulanz 2021.

Für dieses «Kompetenzzentrum» in Sachen *gender-based cyber violence* (GBCV), also für die «langfristige Bekämpfung digitaler Gewalt gegen Frauen», hat sie beim Eidgenössischen Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann (EBG), angesiedelt im Innendepartement von Bundesrat Alain Berset (SP), eine Finanzhilfe von 191 800 Franken beantragt – und das Steuergeld bekommen. Da solche Finanzhilfen nur bis zu einem Betrag von maximal 50 Prozent der Gesamtkosten ausgerichtet werden, belaufen die sich laut Antrag auf 401 800 Franken.

Nach Berufung auf das Öffentlichkeitsgesetz rückte das eidgenössische Gleichstellungsbüro nun den Antrag samt Beilagen heraus. Allerdings bleibt man verwirrt zurück, wenn man Zweck, Zielsetzung, Leistung, Leistungsmessung und ähnliche Kleinigkeiten



Viele Fragen: Spiess-Hegglin, Funicello, Gysin (v. l.).

erfassen will. Klar ist nur: Das Geld wurde für zwei Jahre gesprochen. Und die neunzehn Seiten (plus Beilagen) sind angefüllt mit pseudo-soziologischem Jargon.

«Think-Tank à la Avenir Suisse»

Schon alleine die Definition der Betroffenen ist absurd: «Gewalt an Frauen ist entsprechend inklusive, respektive inkludierend, als Gewalt an Menschen, die Gewalt erleben, weil sie sich ganz und/oder teilweise als weiblich identifizieren, ganz und/oder teilweise als weiblich gelesen werden und/oder weiblich sozialisiert wurden, zu verstehen. Die Definition von <Frau(en)> lautet demzufolge: Frau(en), inter, nonbinäre und Transmenschen.»

Schwer verständlich ist auch, was mit dem Geld angestellt werden soll. «NetzAmbulanz 2021 soll punkto Online-Gewalt (GBCV) zum schweizweiten Kompetenzzentrum avancieren», heisst es in dem Gesuch. Man wolle eine «Soforthilfestelle» werden, ein «Think-Tank à la Avenir Suisse», «Teil eines Multiprojekts» und ein «Netzwerk», das «Expertise und Beratung» anbiete.

Warum das alles nötig sein soll? *Gender-based cyber violence* habe in den letzten Jahren rasant zugenommen, wird behauptet und das Ganze im Gesuch mit hübschen Grafiken untermalt. Nur ist es völlig unerfindlich, woher die zugrundeliegenden Zahlen kommen.

Nur einmal macht Netz courage den Fehler, absolute Zahlen zu nennen. Man habe eine Umfrage durchgeführt, von der sich «97 Datensätze» (!) auswerten liessen. Da der Fragebogen «frei zugänglich» gewesen sei, könne eine «Rücklaufquote nicht exakt bestimmt werden».

Auf die Frage nach möglichen Risiken des Projekts lautet die Antwort: «Das Hauptrisiko wird momentan vor allem darin gesehen, dass die Zunahme an Fällen überproportional sein wird.» Das ist so schwierig zu behaupten wie zu bestreiten, da es keine Fallstatistiken gibt.

In der Beilage «Organisation» sind leider alle Namen eingeschwärzt, was noch verständlich sein mag, allerdings auch alle Qualifikationen der Mitarbeiter, was doch überascht. Man kann ihr lediglich entnehmen, dass neben der «projektleitenden Person» –

Adresse 300 Meter Luftlinie vom Wohnsitz Spiess-Hegglin entfernt – sieben weitere Mitarbeiter auf der Payroll stehen.

Aus dem «Budget» geht vor allem hervor, dass Ausgaben von 401 800 Franken haargenau Einnahmen von 401 800 Franken gegenüberstehen, darunter angeblich 150 000 Franken «Eigenleistungen». Hinzu kommen insgesamt 60 000 Franken vom Präsidentschaftsdepartement des Kantons Basel-Stadt, vom Lotteriefonds des Kantons Zug und von der Stadt Zug.

Verblüffende Zahl

Nach lauter öffentlicher Kritik an den undurchsichtigen Verhältnissen hat Netzcourage Ende September blitzartig einen «EBG-Zwischenbericht», ein «Kommunikationskonzept» und einen «Code of Conduct» ins Netz gestellt. Den Zwischenbericht hatten noch die damaligen Co-Präsidentinnen Funicello und Gysin unterzeichnet. Auch hier eine verblüffende Zahl: «Im Zeitraum zwischen

Höchste Zeit, dass der Bund hinschaut, wie hier Steuergelder eingesetzt werden.

März und September 2021 haben wir insgesamt 67 Personen unterstützt.»

Wogegen? Die sogenannte «strafrechtliche Relevanz» von Handlungen gegen die unterstützten Opfer äussert sich so, dass in gerade einmal 11 Fällen ein Strafantrag gestellt wurde. Also in 56 nicht.

Bezüglich der Auflagen, die das eidgenössische Gleichstellungsbüro dem Verein nach der öffentlichen Kritik mitgab, ist man laut Zwischenbericht nicht wirklich weitergekommen. So ist eine Prüfung durch die Zertifizierungsstelle für Non-Profit-Organisationen (Zewo) «geplant» – für Sommer 2022.

Der geforderte Einsatz von «qualifiziertem Fachpersonal» wird mit folgender Begründung als erfüllt erachtet: «Jolanda Spiess-Hegglin, Geschäftsführerin #Netzcourage, arbeitet als Projektleiterin 70 Prozent für die #NetzAmbulanz und ist zuständig für Fälle mit Öffentlichkeitsrelevanz und/oder medialer Komponente.»

Es gibt nur noch eine weitere konkrete Zahl in dem Bericht: Bislang wurden seit März dieses Jahres rund 110 000 Franken ausgegeben, grösstenteils für «Personalkosten». Bei der geforderten Dokumentation der bezahlten Arbeitsstunden hapert es dann schon wieder: «Aufgrund der vielen Personalwechsel und Neuverteilung der Rollen ist eine einheitliche Dokumentation der Arbeitszeit erst ab Juni 2021 möglich.»

Es stellen sich also viele Fragen: Gibt es eine Abtrennung von persönlichen Kosten der Geschäftsführerin, klar aufgeschlüsselte Personal-

kosten, konkrete Tätigkeiten mit Leistungsnachweis oder zumindest eine Erfassung von bezahlten Arbeitsstunden? Gibt es Leistungsversprechen, Zielsetzungen, klar definierte Mittel zu deren Erreichung? Herrscht Transparenz, wie sie angesichts der Verwendung von Spenden- und Steuergeldern für jeden Verein selbstverständlich ist, zumal wenn er das Zewo-Prüfsiegel erwerben will?

Machen wir es kurz: Nichts davon ist hier vorhanden. Wie heisst es im Antrag? «Die Volatilität des Aufgabengebiets verlangt eine gleitende Budgetierung.» Trotzdem teilt Greta Gysin mit, Transparenz sei ein «zentrales Anliegen von Tamara Funicello und mir».

«Eher Richtung Gnadenhof»

Es gibt weitere Fragezeichen. Nachdem Spiess-Hegglin zum zweiten Mal einen Prozess krachend verloren hat, beklagt sie, dass die Auseinandersetzungen vor Gericht sie rund 300 000 Franken gekostet habe. Das zahle kein «reicher Onkel. Sondern mein Mann und ich, privat, mit unserem Ersparnen». Weder ihre Anwältin noch Spiess-Hegglin selbst wollten Stellung nehmen, wie genau diese gigantische Summe zusammengekommen sei.

Die Kämpferin gegen Hass und Hetze veröffentlichte dafür die Fragen auf Twitter und Facebook, um ihre Fan-Gemeinde zur üblichen Schnappatmung zu treiben (Duftmarke: «Der hat das Hirn in der Eichel, ekelhaft»). Und sie hetzte sogar selber mit. Der Fragesteller sei «zackdoof», teilte sie in den sozialen Medien mit, dazu «altersmässig eher Richtung Gnadenhof».

Höchste Zeit, dass der Bund hinschaut, wie hier Steuergelder eingesetzt werden.



INSIDE WASHINGTON

Verloren im Weltall

Präsident Joe Biden wünscht sich dieser Tage wohl, er könnte Vizepräsidentin Kamala Harris auf den Mond schiessen. Planet Trump kann sich vor Freude über das «abgespacete» Kindervideo der Vizepräsidentin kaum einkriegen. Zur Feier der sogenannten Weltraumwoche ist Harris in die geheimnisvolle Finsternis des Weltraums eingetaucht.

Nachdem sie monatelang wie vom Erdboden verschwunden war, bekundet die «erste Frau» im Staat mit grossen Augen ihre frischentdeckte Liebe zur Weltraumforschung. «Ich liebe die Vorstellung, das Unbekannte zu erkunden», schwärmt Harris in einem Video mit Kindern. «Und dann gibt es andere Dinge, die wir noch nicht kennen oder entdeckt haben», so die nationale Grenzbeauftragte, die sich dem Migrationsdesaster am Rio Grande noch keine Sekunde gewidmet hat und sich stets aus dem Staub macht, wenn eine neue Krise ausbricht.

Die fünf staunenden Kinder, die in dem Video «Entdeckungsreise mit Vize Harris» auftreten durften, haben sich als bezahlte Schauspieler entpuppt. Einer der Darsteller-Knirpse sagte einem lokalen Nachrichtensender, dass Harris «mir das Gefühl gegeben hat, auf gleicher Augenhöhe zu sprechen». Erschwerend kommt hinzu, dass die Produktionsfirma des neunminütigen Videos Sinking Ship Entertainment heisst – was perfekt zu den Zustimmungswerten ihres Chefs Joe Biden passt.

Die *New York Post* bezeichnet Harris' Auftritt als «durchgeknallt» und «bizarr». Eine Videomontage mit dem Titel «Ich, wenn ich mich bei einer Mikrodosis verrechnet habe und mittags völlig auf dem Trip bin» wurde auf Twitter bereits über eine Million Mal angeklickt. Und Tim Murtaugh, der ehemalige Kommunikationsdirektor der Trump-Kampagne, twitterte begeistert: «Das wird ja immer besser.»

Amy Holmes

Den Briten geht es gut

Die Vorstellung von den darbenenden Brexit-Briten ist für viele reizvoll – aber falsch. Versorgungsengpässe sind auf der Insel nichts Neues. Das Land funktioniert.

Rolf Hürzeler

Folkestone

Die Rolltreppe hoch im Asda-Supermarkt des Küstenstädtchens Folkestone, und man steht vor einem Plakat. Mit blauem Filzschreiber hat ein Angestellter in etwas ungelener Handschrift einen Hinweis an «die liebe Kundschaft» geschrieben: «Wegen Lieferproblemen sind derzeit nicht alle Artikel lieferbar. Wir tun unser Bestes.»

Das ist nicht zu viel versprochen. Auf den ersten Blick sind die Gestelle gefüllt wie eh und je. Erst bei genauerem Hinschauen zeigen sich Lücken: Zweiliterflaschen eines schottischen Mineralwassers fehlen, eine Cola-Marke ist verschwunden, das Gestell mit unverpackten Karotten ist leer, die Auswahl an heimischen Äpfeln war schon grösser. Ein weiterer Engpass zeichnet sich beim Bratspeck ab. Die Bauern klagen über die fehlenden Schlachter aus Polen.

Schlangen sind verschwunden

Richtig, es fehlen Artikel im Angebot von Asda, aber von Mangelwirtschaft kann keine Rede sein. Anders beim Benzin, als die Lieferketten für Treibstoff eine Weile lang unterbrochen waren. Die Schlangen vor den Tankstellen waren während etlicher Tage lang. Sie sind indes auch in dem vom Versorgungsengpass am meisten betroffenen Südosten kürzer geworden oder verschwunden. Offenkundig haben die Transportunternehmer ihre Treibstofflager wieder gefüllt, die Privatkundschaft scheint mehr oder weniger versorgt zu sein. Selbst wenn Leute gerne sagen, sie nutzen jetzt vermehrt den öffentlichen Verkehr.

Wer glaubte, die oppositionelle Labour-Partei stürze sich mit Furor auf die Versorgungslücken, sah sich getäuscht. Ihre Exponenten bezichtigten an der Parteikonferenz den konservativen Premierminister Boris Johnson und sein Kabinett lieber der Frauenfeindlichkeit und des Rassismus. Dahinter steckte die stille Hoffnung, dass diese Anwürfe beim Wahlvolk besser ankommen als der Fingerzeig auf eine Mangelwirtschaft, die niemanden gross zu stören scheint. Denn die Briten kennen das Phänomen seit Jahrzehnten; selbst die landesweite

Versorgung mit Treibstoff war in den letzten Jahren verschiedentlich unterbrochen – oftmals wegen Arbeitskonflikten. Da schweigen gewiefte Labour-Aktivistinnen lieber höflich.

Klopapier-Reflex

Das ist der Stand der Dinge in der Grafschaft Kent des Vereinigten Königreichs im Jahr eins des Brexits. Wer auf dem Kontinent glaubt, nun habe die grosse Stunde der EU-Freunde geschlagen, sieht sich getäuscht. Einzig der ansonsten abgeklärte und weise Labour-Abgeordnete Hilary Benn aus einem Wahlkreis in Leeds empfahl seiner Parteiführung doch, ihre Strategie auf den Brexit zu richten. Aber im Grunde weiss auch er, dass eine Vielzahl von Gründen zu den zeitweiligen Engpässen beitrug. Und dass der Brexit für die meisten so weit zurückliegt wie die Schlacht bei Waterloo.

Am Anfang der Krise stand eine Warnung der Treibstoffgruppe BP, dass sie ihr Tankstellen-

netz nicht mehr flächendeckend versorgen könne. Das führte zu einem Klopapier-Reflex wie im Frühjahr letzten Jahres, als die Briten zu Hamsterkäufen neigten. Nicht nur an den Tankstellen, auch in den Supermärkten deckten sich viele ein, als klopfte demnächst Schmalhans an die Tür.

Der Hinweis von BP mag ungeschickt gewesen sein, aber er war nicht aus der Luft gegriffen. Tatsächlich fehlen dem Land Fachkräfte: zu wenig Lastwagenchauffeure, zu

*Die gewiefte
Labour-Aktivistin
schweigen lieber höflich.*

wenig Geflügel- und Schweineschlachter. Das soll niemand kleinreden. So stehen einzelne Landwirtschaftsbetriebe am Abgrund, wie die Landwirtin Kate Morgan aus Yorkshire mit einem rührenden Appell an Boris Johnson im BBC-Fernsehen deutlich machte. Sie könne ihre Schweinefarm schliessen, wenn die Tiere nicht bald den Metzgern zugeführt würden. Kate Morgan hat als Bäuerin das Pech, dass die von der Regierung versprochenen Verbesserungen nicht von einem Tag zum andern greifen.

Heiliger Truthahn

Dazu gehört eine regulierte Zuwanderung. Die Arbeitgeber sollten nicht mehr unbesehen auf billige Arbeitskräfte aus dem Osten setzen. Es gelte vielmehr, eigene Fachleute auszubilden und diese anständig zu bezahlen. Was vernünftig tönt, lässt sich nicht umgehend umsetzen. So hat die Regierung jetzt vorübergehend Einwanderungskontingente für Lastwagenchauffeure und Landwirtschaftsfachkräfte freigegeben. Nach dem Brexit und mit der Pandemie sind viele Arbeitnehmer nach Osteuropa zurückgekehrt und dort geblieben. Die Briten wissen, Stand jetzt, dass sich die Lage bald weiter entspannen wird. Der für viele heilige Truthahn hat sich zu früh gefreut, dass er diese Weihnachten seinem Schicksal entkommen wird.



„Was soll das heißen – Sie haben kein Wasser?!...“

Fast ikonenhaft

Bretman Rock, 23, ist der erste homosexuelle Mann auf dem *Playboy*-Cover. Die Inszenierung ist gelungen.

Taylor Brumann

Endlich ist ein Mann auf dem amerikanischen *Playboy*-Cover. Sonst verbindet man damit ja nur halbnackte Frauen mit grossen Brüsten. Und dann ist es erst noch ein Mann, der völlig aus der Reihe tanzt: Bretman Rock, 23, homosexuell. Sehr cool!

Ganz ehrlich, mich hat das Cover überrascht. Ich dachte erst, es sei ein Witz. Nicht weil es schlecht wäre, sondern weil ich es für eine Fotomontage hielt.

Das Titelbild an und für sich finde ich ästhetisch, sehr schön, fast schon ikonenhaft. Mir gefällt vor allem, dass es schwarz-weiss ist, nicht wie sonst im *Playboy*. Ich liebe farblose Bilder, dieses Altmodische, Edle.

Rock sieht auf dem Cover richtig *fashionable* aus, nicht typisch *Playboy*, dann wäre er viel nackter. Er trägt ja relativ viel für den *Playboy*-Stil. Trotzdem steht er oben ohne da. Es wirkt aber nicht so entblösst wie bei Frauen.

Rock weckt einen Haute-Couture-Geist. Am Bild gibt es nichts auszusetzen, ausser dass es eben nicht *Playboy-like* ist. Fotografisch ist die Inszenierung super, nur passt es halt nicht zur Marke. Das Cover könnte gradeso gut von der *Vogue* sein, ein Fashion-Editorial.

Power im Ausdruck

Der *Playboy* kommt damit noch weiter weg vom Porno-Image, diesem leicht vulgären Ruf. Alles wird noch ästhetischer, zahmer. Ich glaube, die Leute wollen das. Während sich viele privat längst Videos auf Pornhub.com reinziehen, wird die Gesellschaft konservativer, prüder. Der *Playboy* ist nicht mehr hardcore-sexy, sondern edel-sexy.

Rock finde ich nicht sexy, er zieht mich null an – Geschmackssache. Sicher, seine Strümpfe, der Body sind heiss. Aber mich begeistert mehr, wie stark er sich gibt, die Power in seinem Ausdruck. Das macht sein Auftreten attraktiv.

Mir imponiert seine Ausstrahlung, sein Statement, das er als Homosexueller platziert. Zuvor kannte ich ihn nicht, auch wenn er als Influencer über eine grosse Reichweite verfügt. Viele können sich mit ihm identifizieren, wohl weil er dazu steht, homosexuell zu sein.



Starke Persönlichkeiten: Playmate Rock (l.), Autorin Brumann.

Mit diesem Bild verkörpert er klar den femininen Teil der Schwulenbewegung, die laszive Haltung, den Look. Ich bin mir sicher, ein solcher Typ wurde bewusst gewählt. Sie sind es, mit denen

Frauen wünschen sich ja alle einen besten schwulen Kollegen, mit dem sie shoppen gehen können.

Frauen am ehesten *connecten* – Frauen wünschen sich ja alle einen besten schwulen Kollegen, mit dem sie shoppen gehen können. So was würde Rock sicher machen. Dass er diesen und nicht den männlichen Teil der Homosexuellen repräsentiert, ist ein Statement für Diversität.

Wie weit geht der *Playboy*?

Wie viele das Heftli kaufen, weiss ich nicht. *Playboy*-Kunden stehen auf Frauen. Dass da jetzt ein Mann kommt, obendrein schwul,

finde ich zwar cool, weil es weltoffen ist, aber das Zielpublikum wird wohl abgeschreckt.

Auf Twitter schrieb Rock: «I'm a bunny, bitch!» Uns beide, als *Playboy*-Bunnys, eint, dass wir voll zu unserem Körper stehen. Dass wir – ich als Frau und er als was auch immer er sich identifiziert – starke Persönlichkeiten sind. Er vielleicht noch mehr als ich, ihm sehe ich diese *fuck you*-Mentalität förmlich an. Ihm ist es total egal, was andere denken. Er macht, was er will.

Wie weit der *Playboy* noch geht? Keine Ahnung. Sicher ist nur: Bald werde ich im amerikanischen *Playboy* zu sehen sein. Die Fotos wurden in Lissabon gemacht. Ich warte nur noch, bis sie erscheinen. Und wer weiss: Vielleicht *shooten* Rock und ich bald zusammen.

Taylor Brumann ist Model. Im Mai dieses Jahres war die Schweizerin mit amerikanisch-schwedischen Wurzeln das Playmate des deutschen *Playboy*.

Blühender Paria-Staat am Horn von Afrika

Somaliland ist international nicht anerkannt und erhält keine Entwicklungshilfe. Trotzdem geht es den Menschen dort besser als vielen anderen auf dem Kontinent.

Pierre Heumann

Somaliland existiert nicht – zumindest nicht auf offiziellen Dokumenten. Denn der Staat am Horn von Afrika mit seinen knapp vier Millionen Einwohnern wird von der internationalen Gemeinschaft nicht anerkannt. Dabei findet in Somaliland seit drei Jahrzehnten ein einzigartiges Experiment statt, das den Nutzen der milliardenschweren Engagements des Westens in armen Ländern in ein schiefes Licht rückt.

Die Erfahrung Somalilands zeigt, dass ein armes Land seinen Bürgern Stabilität und ein gewaltfreies Leben ermöglichen kann, ohne vom Westen Hilfgelder zu erhalten. Somaliland, meint deshalb der Historiker Gérard Prunier, der sich seit Jahrzehnten mit der Entwicklung am Horn von Afrika beschäftigt, sei «ein Beispiel für den Rest des afrikanischen Kontinents».

Praktisch keine Auslandsschulden

Somaliland hat sich 1991 von Somalia losgesagt und seine Unabhängigkeit erklärt. Es ist ein stabiles Staatsgebilde, herrscht über ein definiertes Territorium, hat ein Staatsvolk und sogar eine eigene Währung – aber von den meisten Ländern der Welt wird die Unabhängigkeit nicht anerkannt. Afrikanische Herrscher fürchten, mit einer Anerkennung Somalilands Unabhängigkeitsbewegungen in ihren Ländern zu ermutigen, und der Westen will verhindern, Anstrengungen zur Stabilisierung der Republik Somalia zu unterminieren.

Die Nichtanerkennung habe zwar Nachteile, meint die australische Politikwissenschaftlerin Sarah G. Phillips, die im vergangenen Jahr ein Buch über Somaliland mit dem Titel «When There Was No Aid» veröffentlicht hat. So gebe es keine Postverbindungen mit der Welt, sondern nur private Kurierdienste. Weil die Integration ins globale Bankensystem nicht möglich sei, müssten Geldüberweisungen über das informelle Transfersystem Hawala abgewickelt werden. Versicherungsfürmer scheuten zudem das Risiko, sich im nicht anerkannten Land zu engagieren, was ausländischen Firmen die Lust am Investieren nehme.



Man weiss sich selbst zu helfen.

Aber die Isolation hat auch Vorteile. Somaliland hat praktisch keine Auslandsschulden, muss sich weder vom Internationalen Währungsfonds noch von der Weltbank eine Wirtschaftspolitik vorschreiben lassen, die die Armen auf die Strasse treibt. Weil internationale In-

«Je mehr die Menschen selber machen und entscheiden, umso besser und nachhaltiger ist es.»

vestoren einen grossen Bogen um Somaliland machen, musste die Regierung von Anfang an darauf achten, interne Geldquellen anzuzapfen, da das Land sich nicht auf grosszügige Geberländer verlassen kann. «Die Autonomie vom internationalen System ist eine Quelle der Kraft», folgert Phillips. Der Westen müsse, fordert sie, «die Art und Weise völlig neu überdenken, wie er Hilfe leistet».

Der an der Universität Leipzig lehrende Ethnologe Markus Höhne sieht in der Nichtanerkennung ebenfalls Vorteile: «Je mehr die Menschen selber machen und entscheiden, umso besser und nachhaltiger ist es.» Aufgrund des Abseitsstehens von Geberländern sei Somaliland gezwungen, eigenverantwortlich zu handeln. Die Nichtanerkennung und der fehlende Zugang zu grossen Investitionen aus dem Ausland seien sogar ein Segen, weil das die Korruption ersticke, meint Höhne, der Somaliland seit gut zwanzig Jahren kennt und die Lokalsprache Somali beherrscht.

«Trotz der Uno weitergekommen»

In den neunziger Jahren hatte die Uno versucht, die Loslösung Somalilands aus der Republik Somalia zu hintertreiben. Um Somalilands Abspaltung zu verhindern, hätte laut Höhne die Uno sogar aktiv mit den Warlords im Süden Somalias zusammengearbeitet. Somali-

land sei «nicht wegen, sondern trotz der Uno weitergekommen», ist der 46-jährige Somaliland-Experte überzeugt.

In den vergangenen Jahren habe das Land zwar bemerkenswerte Fortschritte gemacht, anerkennt die Weltbank in einem Bericht. Aber es bleibe ein bettelarmes Land. Es gehöre zu den ärmsten Ländern der Welt, so die Weltbank. Die ökonomische Basis ist schmal: Kamelzucht, Khat-Handel und vor allem Überweisungen von Somaliländern, die im Ausland arbeiten – in den Golfstaaten oder in Europa zum Beispiel.

Aber die grösste Leistung Somalilands sei die friedliche Entwicklung, die es vom gewaltgeprägten Somalia stark abhebe. Besonders krass ist die Armut in den Dörfern und unter Nomaden. Nur die Hälfte der Bürger kann lesen und schreiben. Die Kindersterblichkeit ist rekordverdächtig hoch: Eines von vierzehn Neugeborenen überlebt die ersten zwölf Monate nicht.

Ausgewogenes Budget

Und doch: Im Vergleich zur Republik Somalia ist der nicht anerkannte Staat eine Erfolgsgeschichte. Dort wurden zwar Milliarden-

Mit seiner friedlichen Entwicklung hebt sich Somaliland stark vom gewaltgeprägten Somalia ab.

beträge investiert, für humanitäre Hilfe, aber vor allem für Militäreinsätze. Allein, Somalia ist der Inbegriff eines gescheiterten Staats, in dem anarchische Verhältnisse den Terrorismus nähren.

Nicht so in Somaliland. Es ist ein stabiles Land, in dem Konflikte weitgehend gewaltfrei gelöst werden. Die Strassen seien wahrscheinlich die sichersten in Afrika, meint Historiker Prunier. 99 Prozent der Bevölkerung sind zwar Muslime – aber in Somaliland entstand keine radikalislamische Bewegung. Abfallbeseitigung und ausgewogene Budgets seien die Hauptaufgaben, denen man sich in Hargeisa, der Hauptstadt Somalilands, stelle.

Auch wenn die Demokratie Somalilands nicht perfekt ist: Seit 2003 wurden drei Präsidenten gewählt, es wurden mehrere Kommunalwahlen abgehalten, und erstmals nach sechzehn Jahren ist es in diesem Sommer wieder zu Parlamentswahlen gekommen. Es zeigte sich, nachdem zwei Oppositionsparteien die Mehrheit gewonnen hatten, dass Somalilands Demokratie funktionierte. Die Wahl stand in deutlichem Kontrast zur Gewalt und Korruption, die den Nachbarstaat Somalia weiterhin plagten, weil die Terrormiliz asch-Schabab weiter an Boden gewinnt.

Die international nicht anerkannte Republik Somaliland, heisst es in einem Bericht



der deutschen Migrationsbehörden zu einem Asylantrag eines Somaliländers, habe in den meisten von ihr beanspruchten Gebieten «für Frieden gesorgt und gleichzeitig eine verhältnismässig stabile demokratische Ordnung aufrechterhalten». Lediglich im Osten Somalilands gibt es noch unsichere Gebiete, die von der Regierung in Hargeisa nicht kontrolliert werden.

«Geisel des Chaos»

Die Isolation erweist sich, insgesamt gesehen, als Pluspunkt. Wegen der knappen Geldmittel, die ins Land fliessen, besteht kein Anreiz, die Macht mit Gewalt an sich zu reißen und zu behalten. «Deswegen», so Höhne, «gibt es diesen vergleichsweise erfolgreichen demokratischen

Prozess.» So habe die Guerillabewegung Somali National Movement (SNM), die 1991 den Nordwestens Somalias für unabhängig erklärt hatte, bereits nach zwei Jahren die Macht freiwillig abgetreten. «Das», meint Höhne, «hätte sie nie getan, wenn Hunderte von Millionen Dollar ins Land geflossen wären.»

Für internationale Geberländer und Entwicklungsagenturen ist Somaliland aber kaum existent. Das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten schreibt in seiner Statistik über Hilfe an Somalia summarisch: «deckt auch Somaliland ab». Die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit setzt Somaliland in Anführungszeichen, um zu betonen, dass der Staat nicht anerkannt werde.

Reisewarnungen der amerikanischen Behörden für Somalia schliessen Somaliland mit ein – was die Sicherheitssituation in Somaliland aber nicht reflektiert, meint der ehemalige Aussenminister und derzeitige Finanzminister von Somaliland, Saad Ali Shire. Bronwyn Bruton, Direktorin des Atlantic Council's Africa Center, gibt ihm recht: «Somaliland wird effektiv als Geisel des Chaos im Süden Somalias gehalten, was äusserst unfair ist.»

Polizisten müssen Waffe mitbringen

Waffenexporteure meiden den Staat ebenfalls, weil sie ihn als Teil Somalias betrachten. Wegen der chronischen Gewalt in Somalia und der davon ausgehenden Gefahr für die Stabilität der Region hat der Uno-Sicherheitsrat ein Waffenembargo verhängt, das auch gegenüber Somaliland angewandt wird, obwohl die Lage dort stabil und ruhig ist.

Doch in der Hauptstadt Hargeisa weiss man sich zu helfen. Wer bei der Polizei anheuert, muss seine eigene Waffe mitbringen.

marbetimmobilien
041 249 21 21

EINZIGARTIG LEBEN
unique

ZU VERKAUFEN
**BAULAND FÜR VILLA
IN LUZERN**

unique-luzern.ch

Asylgrund Velofahren

Sie sind fast schon eine Attraktion, die afghanischen Radfahrerinnen. Weil sie trotz Widerständen in ihrem Land diesen Sport betrieben, feierten sie die internationalen Medien und Fernsehgesellschaften regelmässig wie Popstars ab. Vor fünf Jahren wurden sie gar für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen.

Nach der Machtübernahme von Kabul durch die Taliban hat die Schweiz 38 von ihnen still und leise aufgenommen. Dabei hiess es im August nach der Evakuierung von 387 Personen aus Afghanistan, die Schweiz werde vorläufig keine Flüchtlinge mehr aus diesem Lande hereinholen. Bei den Evakuierten handelte es sich um lokale Angestellte der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza), die dem EDA von Aussenminister Ignazio Cassis unterstellt ist.

Aber offenbar gehen die Asylbehörden in die Knie, wenn ein grosser Sportverband im Hintergrund Druck macht. So hat der



Privileg: afghanische Radfahrerinnen.

Radsport-Weltverband UCI mit Sitz im waadtländischen Aigle bei der Aufnahme der Radsportlerinnen aus Afghanistan im Hintergrund nachweislich die Fäden gezogen. Das geschah im Rahmen einer internationalen Aktion, bei der auch der Kanton Waadt mitwirkte. FDP-Regierungsrat und Sportminister Philippe Leuba verbrachte laut UCI sogar eine Woche in der albanischen Hauptstadt Tirana, um die Übersiedlung der Sportlerinnen in die Schweiz zu beschleunigen.

Velofahren als Asylgrund ist neu. Gefährdet sind die Radfahrerinnen auch nicht erst seit der Taliban-Machtübernahme. Schon vorher missfiel vielen Afghanen, dass sich Frauen in Sportbekleidung mit Rennvelos auf der Strasse zeigten. Die privilegierte Aufnahme von 38 Radfahrerinnen gibt trotzdem zu denken. Nehmen wir als Nächstes auf Druck der Fifa das Frauenfussballteam in der Schweiz auf?

Hubert Mooser

Radikaler Liberalismus

Die europäischen Eliten setzen in der EU ihre Werte durch. Polen hält dagegen – mit guten Gründen.

David Engels

Nachdem die Entscheidung des polnischen Verfassungsgerichtshofs mehrmals vertagt worden war, erging in der letzten Woche schliesslich das Urteil: EU-Recht steht nicht über dem polnischen Verfassungsrecht. Das dürfte den Weg bereiten für noch schwerere Konflikte zwischen Warschau und Brüssel, und immer öfter ist mittlerweile von einem «Polexit» die Rede.

Seit 2015 gibt es Streit zwischen Polen und der EU. Nach der Weigerung der polnischen Regierung, Zehntausende Flüchtlinge aus dem Nahen Osten aufzunehmen, die auf Einladung von Bundeskanzlerin Angela Merkel in die EU gekommen waren, wird nun auch über das strenge Abtreibungsgesetz und die kontroverse «Familien-Charta» gestritten.

Der problematischste Konflikt indes ist die sogenannte Justizreform. In den letzten Wochen der Amtszeit von Donald Tusk als Ministerpräsident ernannte seine liberale Regierung vorzeitig die Nachfolger der Verfassungsrichter, die in der darauffolgenden Legislaturperiode in Pension gehen würden. Wegen einer Reihe von Skandalen musste Tusk jedoch seinen Hut nehmen, woraufhin die neue konservative Regierung das Recht beanspruchte, ihrerseits die Nachfolger für die bald ausscheidenden Richter zu bestimmen. Dies führte zeitweilig zu einer doppelten Besetzung einiger Richterposten, zu heftigen innenpolitischen Auseinandersetzungen zwischen Richtern und Gerichten und einer harschen Rüge aus Brüssel und Berlin.

Ohne demokratische Mitsprache

Rein verfahrenstechnisch war beabsichtigt, durch die Justizreform die politische Betätigung von Richtern einzuschränken und das Recht des Sejm (Parlaments) zu stärken, bei der Besetzung der höchsten Richterämter mitzureden, wie das auch in westeuropäischen Ländern der Fall ist, nicht zuletzt in Deutschland.

Bei dem Streit geht es aber nicht nur um politische Verfahrensfragen. Es geht auch (und vielleicht in erster Linie) um Werte. Als Polen der

Posen

Europäischen Union beitrug, gingen Konservative von der Erwartung aus, dass das Projekt auf der Achtung grundlegender sozialer Institutionen (traditionelle Familie, Anstand, nationale Identität, abendländische Kultur) beruhe.

Doch die europäischen Eliten verschrieben sich immer mehr den Werten eines radikalen Liberalismus. Der Europäische Gerichtshof hat unter Verweis auf die Dynamik der europäischen Rechtsordnung (bekannt geworden als «Methode Monnet») vage Begriffe wie «Diversität», «Toleranz», «Minderheitenschutz», «Gerechtigkeit» oder «Gleichberechtigung» kodifiziert, um indirekt ein neues juristisches Regelwerk durchzusetzen – ohne demokratische Mitsprache der Mitgliedstaaten. Ein solches Vorgehen maskiert die ideologischen Konflikte zwischen dem Liberalismus von Brüssel, Berlin und Paris und dem Konservatismus von Warschau und Budapest als juristische Auseinandersetzung zwischen behaupteter «Rechtsstaatlichkeit» und einem angeblichen «nationalen Populismus».

Hätte der polnische Verfassungsgerichtshof die Auffassung akzeptiert, dass europäisches Recht über polnischem Recht steht, hätte er alles preisgegeben, was von der konservativen polnischen Regierung aufgebaut wurde. Er hätte auch den Weg bereitet für eine neue Regierung Tusk und endlose, politisch motivierte Verfahren gegen namhafte Vertreter der gegenwärtigen Mehrheit.

Wird seine Entscheidung ein weiterer Schritt auf dem Weg zu einem «Polexit» sein? Damit rechnet kaum jemand. Die meisten Polen, auch die Regierung, sind an einer friedlichen und immer engeren gemeinsamen Zukunft mit ihren Nachbarn interessiert. Aber die Situation hat sich derart zugespitzt, dass aus Sicht einiger Kreise die EU inzwischen der grösste Feind eines europäischen Patriotismus ist.

David Engels ist Professor für Römische Geschichte an der Freien Universität Brüssel und Senior Analyst am Institut Zachodni in Posen.

Dieser Artikel erschien zuerst bei Unherd.com.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Das Sonntagsdilemma

Was jeden Sonntag in der Schweiz passiert, glaubt einer alleine gar nicht.



Neulich sass ich mit meinem Mann beim Frühstück, und während ich das Pariser-gipfeli in den Kaffee tauchte, unterhielten wir uns über die 99-Prozent-Initiative der Weltretterjugend. Wobei – nur kurz – das eigentlich gar kein Pariser-gipfeli war. Sondern ein Brikett, das in der Form eines Pariser-gipfels daherkam. Ich will ja nicht pingelig sein, aber ein Pariser-gipfeli (so angeschrieben in der Bäckerei) als Pariser-gipfeli zu verkaufen, wenn es keines ist, halte ich nicht für vertretbar. Für diesen Frevel müsste Frankreich uns eigentlich den Krieg erklären – und das völlig zu Recht. Alles hat seine Grenzen. Der Höhepunkt aber ist der vorwurfsvolle Blick, der einem jeweils zuteil wird, wenn man die Frechheit besitzt, beim Beck am Sonntag nach 10 Uhr ein Gipfeli kaufen zu wollen.

Wer den Unterschied zwischen Gipfeli und Pariser-gipfeli nicht kennt: Letztere sind die Majestäten unter den Gipfeli. Sie sind herrlich mollig, ungekrümmt und sehr viel buttriger. Wenn Historiker jetzt behaupten, das Croissant sei ja gar nicht in Frankreich eingeführt worden – von mir aus. Was ich jetzt schreibe, hat sich über eine lange Zeit aufgestaut. Von 200 Sonntagmorgen im Jahr sind nämlich 400 auf diese Art verlaufen, über die Jahre macht das . . . egal. Aus purer Gewohnheit hat man es jedenfalls zu lange über sich ergehen lassen.

Es spielt keine Rolle, in welcher Bäckereikette sich die Situation sonntags um 10 Uhr abspielt, es ist immer ein einzigartiger Moment der Kommunikation: «Haben Sie noch Gipfeli?» – «Neein!», die Verkäuferin (immer weiblich) ist von der Frage getriggert, als hätte man nach Napalm gefragt, «schon lange nicht mehr!» Verkäuferinnen in unterschiedlichen Geschäften lassen das stets so klingen, als sei es etwas Gutes, wenn ihnen die Gipfeli schon am Morgen ausgehen – und ein Fauxpas,

überhaupt danach zu fragen. Irgendwann ist man dann beides, eingeschüchtert und vergrätzt, so dass man die Bäckereien für Gipfeli aufgibt.

Und dafür zur Tankstelle geht. Zur Tankstelle, du meine Güte. Beim Händler für Benzin kriegen sie es aber hin, dass die Gipfeli ihre Sonntagskundschaft meistens bis 12 Uhr beglücken. Oder länger. Sie schmecken dort auch nicht wie etwas, das mit Hilfe einer Betonmischmaschine hergestellt wurde und wobei man beim Kauen jeden Moment darauf gefasst ist, dass der Bissen im Hals stecken bleibt. Sie schmeicheln mit luftig-leichter Beschaffenheit und Unmengen von Butter, die einem duftend in die Nase steigt. Die Frage, was der Bäcker so von Beruf ist, stellt sich hier nicht.

Wobei, schuld an der Gipfeli-Misere in den Filialen der Ketten sind nicht die Bäcker. Ich bin sicher, dass vielen, die an grosse Händler ausliefern, das Herz blutet, weil sie ihre Gipfeli nicht artgerecht herstellen können. Verantwortlich sind die Unternehmen, wo alle Workflows hochoptimiert sind und ein Gipfeli gleichzeitig gesundes Lifestyle-Produkt, vegan und renditefreundlich sein muss. Ist die Nachfrage am späteren Morgen geringer, lässt man das Produkt eben ausgehen.

Schon klar, Tankstellen-Gipfeli werden aufgebakken, sind nicht «frisch». Jedoch ist mir die Vorgeschichte eines Gipfels und ob der Teig drei oder dreissig Stunden geruht hat, einerlei. Letztlich kommt's auf den Geschmack an. Und ja, die besten Gipfeli haben so viele Kalorien wie 400 Kilo Brokkoli oder siebzehn Mahlzeiten zusammen, aber ginge es mir um den Gesundheitsaspekt, würde ich Pumpernickelbrot kaufen.

Das Schlimmste aber ist, dass viele Kunden offenbar eine Zuneigung hegen zur trockenen

Teigpampe, die man ihnen beim Beck als Gipfeli verkauft. Denn der Umstand, dass sie um 10 Uhr regelmässig ausverkauft sind, lässt ja auf eine gewisse Popularität schliessen. Oder aber man hat sich damit abgefunden, denn Gipfeli an der Tankstelle holen verträgt sich nicht mit jedermanns Ehre.

Ist das vielleicht alles ein Schweizer Ding oder ein Basler Ding? Hier gibt's ja kaum mehr kleine Betriebe, nur noch Bäckereiketten.

Ich bin mir sicher, in einem Land wie den USA hätte der Markt das längst geregelt. Wirst du in deiner Bäckerei drei Mal vor den Kopf gestossen, wechselst du den Laden. Der wäre nach einer Woche *out of business*, während gleich nebenan ein neuer Anbieter eröffnet; mit knackigen «cronuts all day», herrlichen «super-duper-muffins» oder was immer sie sich einfallen lassen, um enttäushtes Volk aufzufangen. «Ausprobieren, neu erfinden, riskieren» ist dort das Motto – während es in der Schweiz immerhin 300 Sorten Pralinés und Truffes gibt sowie Backprodukte, die seit Jahrhunderten auf die gleiche Weise hergestellt werden. Familientradition seit 1295 verpflichtet dazu, ja nichts anders zu machen. Niemals.

Lokale Geschäfte unterstütze ich wenn immer möglich. Beeren kaufe ich beim Bauern, Grill-Rippli beim Dorfmetzger und das Brot beim Beck. Und auch wenn gebackene Briketts kein Zeichen eines Weltuntergangs sind: Euer guter Name in Ehren, jedoch ein bisschen am Wettbewerb teilnehmen würde euch nicht weh tun.

Aber es ging ja eigentlich um die 99-Prozent-Initiative. Die ist radikal gescheitert, und darüber bin ich sehr froh.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

J. D. Vance entdeckt den Trump in sich

Der Bestsellerautor kandidiert als Republikaner für einen Sitz im US-Senat. Lange war er ein Kritiker des früheren Präsidenten. Jetzt ist alles anders.

Marc Neumann

Washington, D.C.

Ein Gespenst geht um in Amerika – das Gespenst des Trumpismus. Und egal, wie die vereinigten «Never Trumpers» dieser Erde das sehen, dieser Geist ist putzmunter. Mehr noch als dessen mögliche erneute Präsidentschaftskandidatur für 2024 belegt das Donald Trumps Einfluss auf Personalien innerhalb der Republikanischen Partei. Ein Paradebeispiel dafür ist J. D. Vance, international bekannter Autor der «Hillbilly Elegy», Financier und neuerdings Anwärter auf das Amt eines der beiden US-Senatoren aus dem Gliedstaat Ohio. Seit der Bekanntgabe seiner Kandidatur vollzog Vance einen 180-Grad-Kurswechsel vom Trump-Skeptiker und konservativen Klassenkämpfer für die weisse Unterschicht zum linientreuen Anhänger des Ex-Präsidenten.

Steigerungsform des Wendehalses

Vance selbst gab das bereits zu. Lachend bezeichnete er sich in einem Interview mit *Time* als «Flip-Flop-Flipper on Trump» – die Steigerungsform des Wendehalses. Trump sei der Führer einer Bewegung, so Vance, und wenn er sich für diese Leute, die Trump-Fans, einsetzen wolle, dann müsse er die Kröte halt schlucken und ihn unterstützen. Dafür erhielt er von prominenten Leuten wie Fox-Star Tucker Carlson oder Steve Bannon Zuspruch und eine Plattform – und vom libertären Silicon-Valley-Milliardär und Trump-Unterstützer Peter Thiel bereits zehn Millionen Dollar an sein politisches Aktionskomitee. Trump-Kritiker aus Medien und Politik dagegen schreien Zeter und Mordio über den Opportunisten Vance. Dem Lärmpegel nach steht viel auf dem Spiel: wenn schon nicht die Zukunft der USA, so doch die politische Zukunft der Republikaner.

Das Drama hob an mit der Publikation von Vances «Hillbilly Elegy» 2016. Die Memoiren des 1984 in Kentucky geborenen und in einer Stahlstadt in Ohio aufgewachsenen James David Vance sind ein Abgesang auf eine «Familie und Kultur in der Krise». Zwar malte er an seinem Selbstporträt im Licht des amerikanischen Traums, indem er sich aus dem rostenden Stahl-



Neuerdings mit Hillbilly-freundlichem Bart: Politiker Vance.

gürtel der USA an die Ohio State University, in das US Marine Corps, an die Rechtsfakultät der Elite-Universität Yale und bis zum Partner bei Peter Thiels Investitionsfirma Mithril Capital Management im Silicon Valley hocharbeitete.

Aber in der Beschreibung, wie ihn seine Grossmutter «Mamaw» in Abwesenheit eines Vaters und seiner opiatabhängigen Mutter auf den

Mit einer Auflage von 10 000 Stück gestartet, verkaufte sich «Hillbilly Elegy» über eine Million Mal.

rechten Pfad brachte, lieferte Vance auch ein bedrückendes Gemälde einer Landschaft von Arbeits- und Chancenlosigkeit, Armut, Alkohol- und Drogensucht einer Bevölkerungsschicht am Boden. Vance porträtierte gescheiterte Hillbillies,

die kauzigen Hinterwäldler aus den südlichen Appalachen und aus einer anderen Zeit – mit hin einen Stamm der «deplorables», wie Hillary Clinton die elitefernen Menschen im Herzland Amerikas nannte.

Absage an den Nanny-Staat

Das Timing hätte besser nicht sein können. Im Juni 2016 mit einer Auflage von 10 000 Stück gestartet, verkaufte sich das Buch in einem Jahr über eine Million Mal. Halb Amerika befreite der Griff zu «Hillbilly Elegy» aus der Schockstarre nach Trumps Gewinn der Präsidentschaft. Das Buch lieferte die Erklärung, warum die weisse Arbeiterklasse in Ohio, Michigan und Wisconsin sich Hillary Clinton verweigert und sich in Trumps Arme – «Make America Great Again» (MAGA) – geworfen hatte: aus Verzweiflung über ihre wirtschaft-

liche und soziale Misere, die im politischen Kalkül der Küsteneliten keine Rolle spielt, und aus Hoffnungslosigkeit, aus den Zentren der Macht etwas anderes als Verachtung zu ernen. Medien jeglicher politischer Couleur, von der *New York Times* bis zur *National Review*, erklärten das Buch zur Pflichtlektüre. J. D. Vance war innert kürzester Zeit zum MAGA-Flüsterer und Propheten der Trump-Versteher avanciert.

Seinen Aufstieg befeuerte politische Vielgesichtigkeit. Vance, der Selfmademan, der sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zog, erteilte Sozialhilfe und Nanny-Staat für die deprimierten Hillbillys eine Absage zugunsten von wirtschaftlicher Mobilität, harter Arbeit, Unternehmertum und niedrigen Steuern – und punktete damit bei klassischen Republikanern. Wenn er Arbeitsplatzverlagerung nach China und Lohndumping wegen Migranten aus Lateinamerika anprangerte, freute sein nationalistisch gefärbter Protektionismus den rechts-populistischen Flügel der Grand Old Party.

«Rassismus und Fremdenfeindlichkeit»

Gleichzeitig flirtete Vance mit linksliberalen Werten. Seine Anwaltschaft für die verarmte Arbeiterklasse hatte Anklänge an Bernie Sanders. Vance beklagte den kulturellen Graben zwischen armen Hillbillys und den auf sie herabschauenden reichen Yuppies. So sehr griff er in die rhetorische Kiste von Tribalismus und gespaltener Gesellschaft, dass er Armut von Hillbillys und Schwarzen gleichsetzte. Sich selbst verglich er mit dem linksliberalen Star der Rassengerechtigkeitsbewegung, dem damaligen *Atlantic*-Reporter Ta-Nehisi Coates. Beim Mainstream, der die «Schuld» an Trumps Wahlsieg im Rassismus und in der weissen Suprematie der MAGA-Leute sah, kam das gut an.

Am meisten jedoch stach aus Vances Profil seine Trump-Skepsis heraus. Obwohl er diesem Respekt dafür zollte, die politische Macht der Hillbillys erkannt und mit Tiraden gegen politische Korrektheit und Arroganz der Elite mobilisiert zu haben, drückte Vance ohne Scheu seine Vorbehalte gegenüber Trumps Rhetorik aus. Erschrocken sei er über dessen «Rassismus und Fremdenfeindlichkeit», den «Appell an die Ängste der Menschen» und die Anprangerung von «Vergewaltigern» unter mexikanischen Einwanderern, anstatt echte Lösungen vorzuschlagen. Im Interview mit *The American Conservative* kritisierte Vance 2016, dass Trump die «politische Konversation in den Dreck ziehe», was den «Tribalismus der Rechten und die schlimmsten Instinkte auf der Linken» befeure. Er dagegen stehe ein für einen «Wandel sozialer Normen», welchen er im Geist von Ehrlichkeit und Sympathie vorantreiben werde.

Derlei Gelöbnisse kommen in Amerika gut an. Flugs wurden seine Worte zum Menetekel der eigenen politischen Karriere. Absolvent der berühmtesten Rechtsfakultät der USA, ein Mari-



„Vielleicht sollten wir doch besser einen Fachmann fragen, wenn es um die Altersvorsorge geht...“

ne mit Irak-Einsatz, erfolgreicher Investor und Literatursensation – dass J. D. Vance Ambitionen auf ein politisches Amt wahrnehmen würde, war nur eine Frage der Zeit. Eine erste Avance des Mehrheitsführers im US-Senat, Mitch McConnell, schlug Vance 2018 gemäss Medienberichten noch aus. McConnell wollte ihn wohl als Trump-kritische Figur im innerparteilichen Schachspiel der Republikaner aufstellen.

Kein Tag ohne Empörung

Solchen Spekulationen bereitete Vance am 1. Juli 2021 ein Ende. Mit dem Einstieg ins Rennen um den Senatssitz Ohios machte er rechtsumkehrt in Richtung Trump. Vance, neuerdings mit Hillbilly-freundlichem Bart, macht den Trump-Spagat: Auf Twitter und bei Talkmastern am rechten Rand der Partei wettet der pausbäckige Familienvater gegen die Biden-Administration und Wokeness, Immigranten aus Afghanistan, Masken- und Impfpflicht, Abtreibung, Heroin aus Mexiko oder die grossen Technologiefirmen, dass es jedem Trumpisten eine Freude ist. Vance, dessen PR-Account auf Twitter wie jener Trumps unlängst gesperrt wurde, und der derzeitige Spitzenreiter in Umfragen, Josh Mandel, überbieten sich gegenseitig in hitzköpfigen Beweisen ihrer Loyalität zu Trump. Und das in einer Wahl um die Nachfolge von Rob Portman, einem Gentleman-Politiker (mit Schweizer Wurzeln) alter konservativer Schule. Der Kontrast könnte nicht stärker sein.

Dass Vance in seiner Kandidatur alle Trump-Register zieht, ruft handkehrum seine Kritiker auf den Plan. Vorbei die Zeiten, als Akademiker brav bemängelten, dass Vances Sittengemälde der Hillbillys gar grob gemalt wäre und alle armen Weissen über einen Kamm scherte. Im politischen Zentrum und links davon wird Vance unisono als Zyniker und Opportunist beschimpft, der Harvard-Professor Tom Nichols

verunglimpfte ihn im *Atlantic* als «Arschloch». Investigative Journalisten verbeissen sich in Vances finanzielle Verbindungen zum Silicon Valley und zu Peter Thiel, seit Jahren ein rotes MAGA-Tuch.

Oder sie warten wie der *Business Insider* mit Exposés darüber auf, dass Our Ohio Renewal, J. D. Vances wohlthätige Organisation und Stiftung zur Eindämmung der Opiat-Epidemie in Ohio, in finanziellen Schwierigkeiten und mehr Briefkastenfirma als ernsthafte Organisation sei. Postwendend geben die Vance-Fans in den Medien Gegensteuer – und so vergeht beinahe kein Tag ohne Empörung und Geschrei über J. D. Vance. Dem ist die Aufregung nach Trumps Drehbuch naturgemäss recht; er befeuert sie aktiv. Derlei Aufmerksamkeit ist heutzutage schliesslich die Leitwährung für den Status von Politikern.

Bereits haben sich mehrere Ex-Mitglieder der Trump-Administration, darunter Robert O’Brien, Trumps letzter Nationaler Sicherheitsberater, und Andrew Wheeler, ehemaliger Leiter der US-Umweltschutzbehörde EPA, hinter Vances noch junge Kandidatur gestellt. Ob Trump es ihnen gleichtut, ist noch nicht ausgemacht. Dass er kräftig mitmischt, schon – wie bei jedem anderen Wahlkampf mit republikanischer Beteiligung.

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vz.ch/merkblatt-pensionierung](https://www.vz.ch/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch



Schweiz macht auf Österreich

Kanzler Sebastian Kurz stürzt über das korrupte Verhältnis von Politik und Medien. Für die Schweizer Politik ist solche Verfilzung neuerdings nachahmenswert.

Kurt W. Zimmermann

Als der Zürcher Tamedia-Konzern im Jahr 2016 nach Österreich expandierte, hatte das einen wichtigen Grund. Tamedia wollte an die landestypischen Korruptionsgelder heran.

Natürlich nannte man es nicht «Korruptionsgelder». Man nannte es «staatliche Werbung». Aber das kommt in Österreich ungefähr auf dasselbe hinaus.

Tamedia, die heutige TX Group, kaufte sich 2016 beim Pendlersblatt *Heute* ein. Nach der Transaktion erklärte der zuständige Geschäftsleiter Marcel Kohler unverblümt, warum sein Schweizer Medienhaus in Wien eingestiegen sei.

«In Österreich gibt es einen sehr hohen Anteil staatlicher Werbung», sagte Kohler, «man staunt in der Schweiz, dass es das gibt, und freut sich darüber, wenn man da beteiligt ist.»

Die Freude war berechtigt. Im letzten Jahr strich *Heute* exakt 15,9 Millionen Euro an staatlicher Werbung ein. Das sind vierzig Prozent des gesamten Umsatzes. Ohne die Einnahmen vom Staat hätte man einen Verlust in Millionenhöhe geschrieben.

223 Millionen Euro pro Jahr

Das Geld für *Heute*, wie für alle Verlage, fliesst aus den Ministerien der Landesregierung, von regionalen Behörden wie der Stadt Wien und von staatsnahen Betrieben von Telekom Austria bis Casinos Austria. Insgesamt verteilte die öffentliche Hand in Österreich im letzten Jahr 223 Millionen Euro an die Medienbranche, primär dadurch, indem sie dort Inserate schaltete.

Die Medien sind dadurch völlig abhängig von ihren Financiers aus der Politik. Es gibt in Österreich kein einziges Verlagsunternehmen, das ohne die staatlichen Zuschüsse einen Reingewinn schreiben würde.

In Österreich nennt man das «Inseratenkorruption». Man meint damit, dass die Politik die Medien durchfüttert und die dann nicht die Hand beissen, die sie ernährt.

Damit ist auch die aktuelle Regierungskrise des Landes erklärt. Letzte Woche musste Bundeskanzler Sebastian Kurz zurücktreten.

Er scheiterte als Gross-Sponsor der Presse, dessen Regierung zuletzt 67 Millionen Euro pro Jahr über die Verlage ausschüttete.

Kurz steht unter Verdacht, seine Inserate nicht ohne journalistische Gegenleistung verteilt zu haben. Die Staatsanwaltschaft ermittelt gegen ihn wegen Untreue und Bestechlichkeit in einem dubiosen Deal.

Inserate für Gefälligkeitsjournalismus

Der Deal, wenn er wirklich so ablief, wäre passend für eine Kultur, in der führende Politiker und führende Medienhäuser in klebriger Verfilzung verflochten sind. Es geht um ein Geschäft zwischen Mitarbeitern von Kanzler Kurz und dem Boulevardblatt *Österreich*. Dessen Re-

Mehr als die Hälfte der Regierungsinserate geht an die drei Boulevardblätter.

daktion soll Umfragen publiziert haben, die Kurz in allzu günstigem Lichte zeigten. Die Umfragen wurden über Umwege mit Steuergeldern finanziert. Zudem bekam das Blatt für seinen Gefälligkeitsjournalismus Inserate zugesichert.

Es ist folgerichtig, dass die Story auf dem Boulevard spielt. Hier werden in Österreich die Meinungen gemacht. Mehr als die Hälfte der Regierungsinserate geht an die drei Boulevardblätter *Kronenzeitung*, *Heute* und

Österreich. Sie danken es mit Elogen auf den jeweiligen Kanzler, egal, wo der steht, solange der zahlt.

Sebastian Kurz aus der konservativen ÖVP folgt damit einer Tradition. Auch Kanzler Werner Faymann aus der linken SPÖ hatte vor zehn Jahren seine «Inseratenaffäre». Faymann, so klagte damals die Staatsanwaltschaft, habe sich mit teuren Inseratenkampagnen die Gunst des Boulevards erkaufte und die Rechnungen dafür von den staatlichen ÖBB bezahlen lassen. Faymann wurde nach Jahren freigesprochen. Die Anklage gegen Kurz dürfte in diesem verstrickten Umfeld wohl ebenso enden.

Freiwillige Korruption

Interessant am Fall Österreich ist die aktuelle Parallele zur Schweiz. Auch bei uns möchte die Politik nun ein Modell installieren, in dem der Staat die Medien massiv finanziert. Das neue Mediengesetz, im Sommer vom Parlament beschlossen, will 170 Millionen im Jahr ausschütten. Im Gegensatz zu Österreich fliesst das Geld nicht über Inserate, sondern primär in den Vertrieb. So wie dort vor allem die drei grossen Boulevardblätter profitieren, so profitierten hier vor allem die drei grossen Verlage TX Group, Ringier und CH Media.

Im nächsten Februar wird über das neue Mediengesetz abgestimmt. Man könnte aus der Regierungskrise Österreichs dazu zweierlei über das Verhältnis der ersten zur vierten Gewalt lernen.

Der Staatsapparat, wenn er die privaten Medien finanziert, wird erstens stets versuchen, für seine Investition eine Gegenleistung zu bekommen. Die Gegenleistung ist politisches Wohlwollen. Die privaten Medien werden zweitens stets versuchen, ihren Aktionären gute Geschäftszahlen zu liefern. Zur Sicherstellung werden sie inhaltliche Risiken gegenüber ihrem Investor minimieren.

Beim Nachbarn im Osten bezeichnet man solch freiwillige Korruption selbstironisch als «österreichische Verhältnisse». Wenn der andere Nachbar nicht aufpasst, könnten das bald schweizerische Verhältnisse werden.



KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



Der berühmteste Filmstar der derzeitigen Welt steckt barfuss in Leder-
slippen. Daniel Craig, 53, der Liverpoo-
ler Pub-Pächter-Sohn, trägt ein blaues Matisse-
Tattoo am rechten Fuss, das er sich mit sechs-
zehn stechen liess. Er ist von Griechenlands
Sonne gebräunt und strahlt von innen und
ausen: «Ich überlege, vielleicht ein Segel-
boot zu kaufen. Ich bin im Film selbst ge-
segelt mit dieser wunderbaren *Spirit 46
Classic*, nicht perfekt natürlich.»

Er ist 007 a. D. Er hat 25 Millionen be-
kommen für sein letztes James-Bond-Epos,
«No Time to Die» (plus Gewinnbeteiligung
als Co-Produzent). Er hat Ruhm und Geld
und endlich unendliche Ruhe vor 007:
«Wer der nächste Bond wird? Weiss ich
nicht! Ist nicht mehr mein Job! Ich wün-
sche ihm das Beste.»

Ich kenne ihn seit fünfzehn Jahren, und
noch nie habe ich ihn so entspannt erlebt.
Sein allerletzter «Bond» ist nicht der beste
von allen, aber nie war er als Bond bes-
ser: «Es ist mein *Goldfinger*!» Wir trafen
uns in Londons «Corinthia»-Hotel an der
Themse, und er war umzingelt von mas-
kierten Bodyguards und brummenden
Luftfiltersäulen (Klinikstandard): «In einen
Pub kann ich nicht gehen. Aber wir leben ja
in New York. Da versuche ich, ein normales
Leben zu führen.» Durch den Corona-Lock-
down lag sein letzter «Bond» achtzehn Mo-
nate im Safe. Es ist ein Abschied.

Innerlich ist er schon zum Streaming-
Giganten Netflix übergelaufen. Er drehte

auf einer Jacht in der Ägäis den zweiten Teil
seines Detektiv-Rätsel-Krimis «Knives Out».
Als Nächstes will er «Macbeth» am Broadway
spielen – produziert von 007-Film-Erbin Bar-
bara Broccoli: «Ich beginne wohl den dritten
Akt meines Lebens. Aber ich werde spielen,
bis ich nicht mehr kann. Es gibt mir so viel.»
Zum Abschied boxen sich unsere Fäuste, und
seine blauen Augen glühen über der schwar-
zen Schutzmaske: «Das mit dem Boot über-
lege ich mir vielleicht doch noch. Es gibt ja
angeblich nur zwei glückliche Tage mit einem
Boot. Der Tag, an dem man es kauft – und der
Tag, an dem man es verkauft!»

Er war der beste Bond unserer Zeit.

Los Angeles im Herbst. Öl vor der Küste.
Im Kino muss man geimpft sein – auch in
Bars, Lokalen, Fitness-Gyms, Coffee-Shops,
Einkaufszentren et cetera. Ein Streik der Film-
crews droht. Und die Oscars, diese Kino-Leucht-
türme, sollen mit 3500 VIPs in sechs Monaten
die Post-Pandemie-Zeit feiern – am 27. März
2022. Gemunkelte Favoriten: Will Smith für
«King Richard» (als Tennistrainer-Vater der
Williams-Töchter), Peter Dinklage als Cyrano
und Wildwest-Held Benedict Cumberbatch in
«The Power of the Dog».

Aber warum nicht der finale James Bond?
Barbara Broccoli, in schwarzen 007-Adidas-
Sneakern, zu mir: «Daniel Craig hat einen
Oscar verdient – schon lange!» Da lacht «Dan»:
«Aber wie kriege ich ihn?» «007»-Regisseur
Cary Fukunaga, der Birkenstock-Slipper liebt,
hat sich von seiner Gage ein Loft in New York

gekauft – ohne Möbel. Aber wer wird jetzt
der neue 007? Barbara schmunzelt: «Weiss
ich auch nicht! Will ich auch gar nicht wis-
sen. Dan ist mein Bond – und ich lebe in
stetiger Verneinung, was die 007-Zukunft
betrifft.» Eine Wiederauferstehung wird
es nicht geben.

Mein Oscar-Liebling ist Genie-Regisseur
Sir Ridley Scott («Gladiator», «Alien»
etc.), der mit 83 Jahren jeden Tag in L. A. um
6.30 Uhr zum Sonnenaufgang aufsteht und
gleich zwei Filmepen im Lockdown produ-
ziert hat: die Ritterschlacht «The Last Duel»
(Drehbuch: Matt Damon und Ben Affleck!)
und den Mode-Mafia-Thriller «House of
Gucci» (mit Lady Gaga und Al Pacino). Seine
Lebensphilosophie: «Ich versuche, jeden Tag
Tennis zu spielen, und mein Lebensplan ist:
Es gibt keinen Plan!» Allerdings will er noch
«Gladiator 2» drehen (obwohl Russell Crowe
ja gestorben ist im Oscar-Film) und sein fina-
les Epos «Kitbag» mit dem genialen Joaquin
Phoenix («Joker») als Napoleon: «Dann bin
ich wohl 85.» Hollywood kennt kein Alter.

Alterslos sexy bleibt auch die ewige Single
Sharon Stone, 63 («Basic Instinct»). Ihre
faszinierende Enthüllungsbiografie «The
Beauty of Living Twice» beginnt mit ihrer Ge-
hirnoperation und mündet in der buddhisti-
schen Erkenntnis, dass sie ohne Agent mehr
Angebote bekommt als früher. Hollywood
liest solche Memoiren, liebt sie aber nicht.
Schweigen ist das Parfüm des Erfolgs.

Sklavenhandel, auch eine Schweizer Sünde?

Wissenschaft, Medien und Politik zimmern sich ein schräges Geschichtsbild zurecht: Die Schweiz sei mitschuldig an der Sklaverei und verdanke ihren Reichtum dem Kolonialismus.

Judith Vitale

Sofern parlamentarische Anfragen die öffentliche Geschichtskultur abbilden, befindet sich diese in der Schweiz im Wandel. Das lässt sich an der Interpellation «Bundesrat Cassis, die Schweiz und die Sklaverei» (15. März 2021) ablesen. Auslöser war Bundesrat Cassis' Stellungnahme in der Radiosendung «Samstagsrundschau», in der er einmal mehr betont hatte, dass weder die Schweiz als Land noch die «Organe des Landes» in die Sklaverei involviert gewesen wären und wir als Land «keine koloniale Vergangenheit» hätten.

Diese Episode (im Rat ist die Interpellation noch nicht behandelt worden) wäre ohne die wissenschaftlichen und medialen Debatten der letzten zwei Jahrzehnte undenkbar. Eine einstmalige Aussenseiter-Ansicht – es war der «Sonntagshistoriker» Hans Fässler, der vor zwei Jahrzehnten die Aufarbeitung der Schweizer Sklavereigeschichte forderte – ist zu einer anerkannten Forschungs- und offenbar öffentlich konsensfähigen Meinung geworden. Aber die Interpellation gibt von akademischen Historikern und Medien konstruierte Geschichtsbilder wieder, die aus kolonialhistorischer Sicht unscharf sind.

Idée fixe

Ein bemerkenswerter Wandel im akademischen Diskurs wurde durch den vor rund einem Jahrzehnt in die Diskussion geworfenen Begriff der «postkolonialen Schweiz» ausgelöst – ein problematischer Begriff: Eine *postcolonial Switzerland* würde eine *colonial Switzerland* voraussetzen, also eine ehemals «kolonisierte Schweiz» (zum Vergleich: Es heisst *colonial India*, nicht aber *colonial Britain*). Die damaligen Initianten wollten aber genau auf das Gegenteil hinaus, dass nämlich Schweizer sich an der kolonialen Expansion beteiligt und bereichert hätten. Der Schweizer Staat als solcher – wir müssen diesbezüglich Bundesrat Cassis recht geben – war aber nicht in den Sklavenhandel involviert.

Zunächst ist allein schon die Gegenüberstellung von Schweizer Investoren im Sklavenhandel (alte Ortschaften, Handelshäuser) und den angeblich privaten europäischen Handels-



Typische Pose der kolonialen Abenteurer: Expedition in Japan, ca. 1899.

kompanien im 18. Jahrhundert irreführend. Gewiss funktionierten diese Handelskompanien als Aktiengesellschaften – deshalb die Beteiligung von Schweizer Aktionären an deren höchst fragwürdigen Unternehmungen. Allerdings war das Schicksal dieser Handelskompanien vom Goodwill merkantilistischer Staaten abhängig, die Handelsmonopole erteilten. Nachdem die Handelskompanien ausgedient hatten – aufgrund von Übergriffen in Überseegebieten und ihrer wirtschaftlichen Verlustgeschäfte –,

Der Schweizer Staat – wir müssen Bundesrat Cassis recht geben – war nicht in den Sklavenhandel involviert.

wurden sie aufgelöst und die von ihnen kontrollierten Gebiete unter die Verwaltung europäischer Königshäuser gestellt. Dass dies gelang, belegt, dass diese Kompanien eben keine rein private Angelegenheit darstellten.

Dagegen hat es die Schweiz, anders als die ebenso kleinen Niederlande, verpasst, eigene Handelskompanien zu gründen, und hat es darum nicht geschafft, sich im Zeitalter des Hochimperialismus, als koloniale Strukturen

formalisiert wurden, als wichtigen Mitspieler einzubringen. Historisch ergeben sich grosse Unterschiede zwischen der Aufrechterhaltung von Ungleichheiten und Gewalt unter staatlicher Aufsicht (den kolonialen Beamten, Gesetzgebern und dem Militär) sowie der Täterschaft einzelner Akteure.

Die Helvetik konnte nicht, wie etwa Napoleon 1802, einen Erlass aufsetzen, der die Sklaverei wiederingeführt hätte, weil sie gar keine Kolonien besass. Auch war der Schweizer Bundesstaat niemals mit der Frage konfrontiert, ob den *indigènes* beziehungsweise den *colonial subjects* Bürgerrechte verliehen werden sollten. Und er konnte keine Truppen aus den Antillen oder dem Senegal für die Armee ausheben, die im Winter 1944/45 an vorderster Front kämpften (lesenswert hierzu die in «L'expérience vécue du noir» verarbeitete Erinnerung von Frantz Fanon). Die Schweiz war mit keinen blutigen Dekolonisierungskriegen konfrontiert, wie sie Frankreich und Grossbritannien bis in die 1960er Jahre auf dem afrikanischen und asiatischen Kontinent führten – und auch kaum mit den Folgen dieser Kriege, etwa den Spannungen zwischen Nationalismus und Fundamentalismus in Europa und der Mitverantwortung für Diktaturen und Armut in ehemaligen Kolonialgebieten.

Dass der Kolonialismus ein Grund sei, warum die Schweiz so reich sei, ist zu einer *Idée fixe* geworden – sie ist jedoch zweifelhaft. Für viele europäische Länder gilt, dass die Einnahmen aus Kolonien und Halbkolonien im 19. Jahrhundert grösstenteils nicht nach Europa flossen, sondern zurück in die koloniale Administration. Ein Paradebeispiel ist der britische Opiumhandel in China, der nicht etwa Grossbritannien bereicherte, sondern die dringend benötigten Finanzen abwarf, um die Verwaltung Britisch-Indiens aufrechtzuerhalten. Die historische Ausnahme bestätigt die Regel: der Kongo. Seine Gummipflanzen machten zunächst das belgische Königshaus und seine Industrien, später den belgischen Staat und multinationale Firmen reich (seine Minen lieferten auch das Uran für die amerikanischen Atombomben).

Der Menschenhandel wurde im 19. Jahrhundert durch jenen mit Palmöl, Elfenbein, Kaffee oder Diamanten ersetzt. Wirtschaftsgeschichtliche Studien, die aufzeigen könnten, inwiefern der Sklaven- respektive der Kolonialhandel zur Aufbesserung des Bruttoinlandsprodukts der Schweiz diente oder zumindest das Startkapital für lukrative Geschäfte bereitstellte, stehen noch aus – unter anderem weil die meisten der offensichtlich vom Überseehandel profitierenden Schweizer Textilfirmen in der Wirtschaftskrise der 1920er Jahre eingingen und somit das Archivmaterial fehlt. Es steht jedoch fest, dass direkte Handelsbeziehungen nach Afrika vor dem frühen 20. Jahrhundert kaum etabliert wurden. Ist die Schweiz damit fein raus?

Zwei Szenarien

Obleich die Annahme einer «postkolonialen Schweiz» zu einem verzerrten öffentlichen Geschichtsbild beigetragen hat, ist es eben diesen Ansätzen zu verdanken, dass neue historische Fragen und Perspektiven eröffnet worden sind. Die unrühmliche Verstrickung von Schweizer Bürgertum und Diplomatie im 19. und frühen 20. Jahrhundert in den Kolonialismus lässt sich nicht wegre-den; hierfür wurde der Blick geschärft.

Neu beleuchtet werden auch nicht unmittelbar mit dem Kolonialismus in Zusammenhang stehende bürgerliche Lebenswelten, die mit dem Überseehandel einhergingen. Das global tätige Gartenbauunternehmen Froebel & Co. benannte seine erfolgreichen exotischen Blumenzüchtungen gern nach seinen namhaften Kunden – Industrielle und Diplomaten –, etwa die Thuja occidentalis Bodmeri oder die Clematis lanuginosa Victor Cérésolle; ein Detail, das die Verschränkungen zwischen Überseehandel, Bürgertum und Diplomatie aufzeigt. Und zweifellos blieb der Schweizer Blick nicht unbeeinflusst vom sogenannten «Orientalismus», der den asymmetrischen Diskurs zwischen Europa und Asien meint, wie es Fotografien belegen, die Schweizer Reisende in der typischen Pose der kolonialen Abenteurer festhalten.

Schliesslich haben Schweizer Diplomaten das koloniale Geschäft unterstützt. In den 1870er Jahren setzte sich der Mitbegründer des Roten Kreuzes, Gustave Moynier, für die Kolonisierung des Kongos ein, ebenso wie Schweizer Politiker noch in den 1900ern für die dortige Verlängerung der untragbaren Kolonialherrschaft mitverantwortlich waren. Der Historiker William Clarence-Smith hat kürzlich aufgedeckt, dass die Gebrüder Volkart mit Sitz in Winterthur 1920 Kandidaten für die japanische Lizenz des Opiumimports nach Taiwan waren. Julius Müller (ehemaliger Mitarbeiter der Firma und späterer Generalkonsul und Gönner des Museums Rietberg) setzte sich für den Deal ein. Dass er nicht zustande kam, war nicht moralischen Bedenken, sondern vielmehr

dem Risiko eventueller Reputations-schäden geschuldet. Die Beteiligung der Schweizer Industrie mit staatlichem Einverständnis am legalen und illegalen Drogenhandel in Ausser-europa ist eines der vielen Themen, das in den Archiven auf Historiker wartet.

Für künftige historische und politische Debatten ergeben sich zwei Szenarien: Entweder wird dieses Kapitel der Geschichte wie üblich dazu genutzt werden, um sich gegenseitig auf die Schulter zu klopfen, indem die Bedeutung der Schweiz in der Welt beziehungsweise wieder einmal der Sonderfall Schweiz doch irgendwie bestätigt scheint. Oder aber, und das bleibt zu hoffen, die Debatte wird den Weg für die bis heute nachwirkenden und zu wenig thematisierten migrationspolitischen Fehl-tritte der Schweiz im 20. Jahrhundert ebnen. Die Allianz zwischen Behörden, Waffenhändlern und

**Sie kennen
keinen seriösen
Kraftausdruck?**

Dann sollten Sie uns
mal kennenlernen...

SHELLENBERGGRUPPE
Das innovative Familienunternehmen für Printmedien und
digitale Kommunikationslösungen – schweizweit vertreten.

schellenberggruppe.ch
+41 44 953 1111

frontistischen Gruppierungen im Zweiten Weltkrieg ist noch immer zu wenig beleuchtet worden, ebenso die diskriminierenden administrativen Massnahmen gegenüber Arbeitsmigranten aus Europa in den Dekaden der 1950er bis 1980er Jahre, die bis in die intimsten Sphären des Familienlebens griffen. Damals, und nicht in irgendeiner kolonialen Vergangenheit, wurden die institutionellen Praktiken eingeübt (Polizei, Strafanstalten, Sozialämter), die heute noch Diskriminierung, Segregation und Rassismus verstärken. Ob die Sklaverei-Debatte als Chance genutzt wird, den differenzierten Dialog zwischen Wissenschaft, Medien, Politik und Öffentlichkeit in der Schweiz zu befördern, wird sich erst noch weisen müssen.

Judith Vitale ist Japan-Historikerin an der Universität Zürich.



THIEL

Trau(er)feier

Priester: Liebe Hochzeitsgemeinde, nachdem wir die Gäste mit gefälschten Zertifikaten der Polizei übergeben haben, begrüsse ich die übrig-gebliebenen, korrekt zertifizierten im Namen des Brautpaares ganz herzlich zu dieser feierlichen Trauung. Ich ... Moment, wo ist denn das Brautpaar geblieben? Eben war es doch noch da ... Wie? Da muss ein Missverständnis vorliegen. Nein? Aha ... Anscheinend ist das Zertifikat der Braut abgelaufen ... Der Sigrist informiert mich gerade darüber, dass der Bräutigam mit auf den Posten gefahren ist, um mit der Polizei zu verhandeln. Vielleicht darf ich diese kleine Verzögerung nutzen, um ein paar organisatorische Mitteilungen zu machen. Unser Diakon ist ungeimpft und möchte nicht von einem Geimpften mit dem Impfstoff angesteckt werden. Deshalb bitte ich alle Geimpften auf der linken Seite des Kirchenschiffs, die die heilige Kommunion vom Diakon empfangen werden, während der Eucharistie eine Maske zu tragen. Wie? Natürlich! Wer ohne Symptome erkranken kann, läuft auch Gefahr, ohne Impfung Nebenwirkungen zu haben. Zudem befindet sich unter unseren Ministranten heute ein muslimischer Jugendlicher aus Afghanistan, der an einem interreligiösen Austauschprogramm teilnimmt. Zum Schutz seiner sexuellen Integrität bitte ich alle weiblichen Hochzeitsgäste, ebenfalls eine Maske zu tragen. Und ... Wie bitte? Was soll ich mit diesem Ball? Oh, der Komiker, der Sie während des Hochzeitsbanketts unterhalten wird, teilt mir mit, dass er allergisch sei auf maskiertes Publikum, und bittet Sie, zu seiner Belustigung statt der Masken diese roten Clownnasen aus Schaumstoff zu ... Äh, sind diese Clownnasen vom BAG abgese-gnet?

Andreas Thiel

Freiheit für Facebook

Soll der amerikanische Staat die Inhalte von sozialen Medien stärker regulieren?
Nein. Die Forderung ist heuchlerisch.

Sarah Pines

Facebook sei die neue Zigarette, sagte der amerikanische Unternehmer Marc Benioff, CEO von Salesforce, der *New York Times* im September. Es mache süchtig, sei ungesund, und der Staat müsse nun mit Regulierungen eingreifen, wie einst bei der Tabakindustrie. Und so kommt es wahrscheinlich. Am 1. Oktober veröffentlichte das *Wall Street Journal* die «Facebook Files».

Die ehemalige Harvard-Studentin und Facebook-Produktmanagerin Frances Haugen, 37, die sich inzwischen als «Advokatin für die öffentliche Überwachung sozialer Medien» bezeichnet, hatte dem Journalisten Jeff Horwitz mehrere tausend Seiten konzerninterner Informationen weitergegeben, die Facebook unter Druck setzen: Die Algorithmen von Facebook, die berechneten, welche Inhalte welchen Nutzern angezeigt werden, seien darauf ausgerichtet, Negativreaktionen auszulösen, da diese süchtiger machten als positive. Nutzer verbringen also am meisten Zeit auf Facebook, wenn sie wütend oder empört sind. Facebook sowie die dazugehörenden Plattformen Instagram und Whatsapp stellten somit Profit über Sicherheit und rissen die Gesellschaften auseinander.

Zu bequem

Vor dem US-Senat spezifizierte Haugen am 5. Oktober ihre Aussagen. Liberale Medien der westlichen Welt feiern Haugens Mut und Kühnheit. Endlich Klarheit über Big Tech! Soziale Medien, allen voran Facebook, so Haugen, schadeten der Welt durch die Verbreitung von Fehlinformationen, begünstigten Negativinhalte, um die Wut der User konstant zu halten, und förderten Körperbild-Neurosen bei jungen Menschen, insbesondere bei Mädchen und jungen Frauen. Dass Medienhäuser und staatlich geförderte Fernsehsender mindestens so effektiv an der Verbreitung falscher oder polarisierender Informationen beteiligt sind, dass Hochglanzmagazine, die Filmindustrie und die Modewelt bei Mädchen schon seit Jahrzehnten falsche Körperideale schaffen – das bleibt innerhalb der Debatte um die Rechtschaffenheit von

New York

Facebook der Bequemlichkeit halber unerwähnt. So formulierte die ehemalige Bewerberin für die demokratische Präsidentschaftskandidatur Amy Klobuchar denn auch die aufschlussreichste Frage an Haugen: Wie um Himmels willen könne es sein, dass Facebook Covid-Fake-News nicht ausreichend zensuriert und so die nationale

Bereits seit der Präsidentschaftswahl 2016 drängen Demokraten auf die verstärkte Zensur.

Impfkampagne gefährde? Sei Zensur nicht das oberste Gebot? Und genau hier liegt die Crux: Die echte Problematik aus Sicht der Politik ist nicht die Gefährdung junger Menschen, auch nicht die Verbreitung falscher Informationen, sondern die aus politischer Sicht unzureichende Verbreitung von Informationen, die im Einklang mit liberalen Gesinnungen stehen. Und nun, so die an Facebook implizit vorgebrachte Drohung, obliege die Zensur eventuell bald dem Staat.

Bereits seit der Präsidentschaftswahl im Jahr 2016 drängen insbesondere Demokraten auf die verstärkte Zensur von Online-Inhalten, hätten auf Facebook verbreitete Informationen doch zu

Donald Trumps Erfolg beigetragen. Dass Facebook und Twitter am 8. Januar die Accounts von Trump und einer Handvoll Trump-naher Politiker dauerhaft sperrten und Amazon und Google zeitgleich die konservative Plattform Parler aus ihrem Web-Angebot nahmen, reicht aus liberaler Sicht nicht. Auch nicht, dass Facebook bereits 2019 «gefährliche Individuen» als Nutzer sperrte. Und warum sollten diese Plattformen sich um ihre Kundschaft bringen, indem sie diese zensurieren oder sperren? Facebook Zensur oder Nichtzensur vorzuhalten, ist, als mache man die Mühle für ein Zuviel oder ein Zuwenig an Wind verantwortlich.

Wer veräppelt wen?

So kommt eine Studie des Pew Research Center von 2021 zu dem Ergebnis: 65 Prozent der Demokraten und nur 28 Prozent der Republikaner fordern, dass die Regierung künftig Internet-Inhalte zensuriert und nicht mehr die Tech-Firmen selbst. Als Whistleblowerin ist Haugen eine Bestärkung liberaler Hypokrisie. In einem Interview mit dem Sender CNN bekräftigte sie, es sei fatal und traurig, dass Facebook nicht an einer effektiveren Zensur von «Hass, Gewalt und Fehlinformation» interessiert sei, und forderte während der Anhörung im US-Senat die Politik zu einer Regulierung auf.

Der zugrundeliegende Gedanke des Facebook-Skandals: Populäre Inhalte, die nun mal gerne angeschaut oder geteilt werden, oder Inhalte, die «normale» User unter Wahrnehmung des Grundrechtes auf freie Meinungsäußerung in den virtuellen Raum stellen, müssen durch zentralisierte und politisch sanktionierte Prozesse von oben gesteuert werden. Es ist fraglich, ob solch ein macht- und parteipolitisch gesteuertes Vorgehen die Welt verbessert.

Bereits am 3. Oktober hatte Jeff Horwitz auf NBC Stellung zu den «Facebook Files» genommen. Für das Interview trug er ein graues Sakko und ein graues Stirnband. Man fragte sich kurz, wer hier eigentlich wen veräppelt. Wenn Facebook nun die erste grosse «Tabakkrise» hat, dann spielt der Journalismus «Rambo». Nächstes Mal eine Krinoline, bitte.



„Und das Ganze mit umweltfreundlichem Elektroantrieb.“

Scheinheilige von Manila

Die neue Friedensnobelpreisträgerin Maria Ressa gilt im Westen als journalistische Ikone. Auf den Philippinen sehen es viele Menschen etwas anders.

Fabian Gull

Die philippinische Journalistin und Medienunternehmerin Maria Ressa wurde zusammen mit dem Russen Dmitri Muratow mit dem diesjährigen Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Wer Freudensbekundungen und spontane Feste in den Strassen von Manila erwartet hat, dürfte enttäuscht sein. Die Reaktionen der ansonsten so begeisterungsfähigen Filipinos auf das seltene Ereignis fielen auffallend verhalten aus. Auch in den sozialen Medien waren die Reaktionen überschaubar. Dort befassen sich die meist besser-situierten Duterte-kritischen Kreise zurzeit lieber mit dem Kampagnenstart von Leni Robredo, der amtierenden Vizepräsidentin, welche für den Topjob kandidiert.

Geradezu ekstatisch ist Kara Magsanoc Alikpala, eine philippinische Filmemacherin, die sich unter anderem mit Marcos-Dokumentationen einen Namen gemacht hat. «Ihr Sieg ist auch unser Sieg. Maria ist eine Visionärin und genau das, was unser Land braucht», sagt Alikpala, die Ressa gut kennt. Auch sie ist enttäuscht, dass der Nobelpreis es teilweise nicht einmal auf die Titelseiten geschafft hat. Für sie ein Beweis, wie eingeschüchtert die Medien sind.

Auf gleicher Stufe wie Mandela?

Maria Ressa ist eine couragierte, engagierte Journalistin und Mitgründerin des Online-Newsportal *Rappler*, das die Philippinen seit 2012 medial aufmischt. Doch Ressa ist nicht immer die unbeirrbar, neutrale und ausschliesslich der Wahrheit und Transparenz verpflichtete Journalistin, die sie stets vorgibt zu sein. Mit Wahrheit ist oft schlicht die eigene Meinung gemeint. In den Augen ihrer Kritiker, die bei weitem nicht nur in der Regierung zu finden sind, ist sie eine Opportunistin mit klarer Agenda – ganz in CNN-Manier, wo sie früher auch gearbeitet hat.

Geliebt, bewundert, überschätzt oder verhasst – Ressa spaltet in ihrer Heimat die Gemüter. Duterte-Unterstützer sehen sie tendenziell kritischer als die Gegner des im Volk beliebten Präsidenten. Beide Seiten beschuldigen sich gegenseitig der Lüge, Korruption, Doppelmoral

und der Fake News. Das hat auf dem tropischen Archipel schon fast Tradition, wo eigentlich immer gerade ein Skandal hochkocht.

Ressa gilt auch in eigenen Kreisen als eher elitär mit Hang zur Selbstverliebtheit. Pastoral im Auftritt, hat sie Mühe, mit den breiten Massen zu kommunizieren. Damit verkörpert sie so ziemlich das Gegenteil von Rodrigo Duterte. Ein Verfahren wegen Verleumdung ist



Hang zur Selbstverliebtheit: Journalistin Ressa.

zurzeit hängig, Ressa hat die erstinstanzliche Verurteilung weitergezogen. Eine zweite Klage wurde zurückgezogen. Kläger war in beiden Fällen der private Geschäftsmann Wilfredo Keng. Man könne nicht Rufmord begehen und dann «Freie Presse in Gefahr!» schreien, wenn man zur Rechenschaft gezogen werde, monieren Kritiker.

Das Recht auf freie Meinungsäusserung sei eine Voraussetzung für Demokratie und fortwährenden Frieden, so das Nobelkomitee. Diese Argumentation hat jedoch den Schönheitsfehler, dass der im Westen geächtete Präsident ja ebenfalls ein lebhafter Ausdruck dieser angeblich bedrohten Demokratie ist. Er wurde mit einem Erdrutschsieg ins Amt gewählt und erfreut sich auch zum Ende seiner Amtszeit hoher Zustimmungswerte.

«Die Presse kann sagen, was sie will», meint etwa der Unternehmer und Ökonom Peter Angliongto. Er kennt Ressa von Princeton her und ist ihr grundsätzlich wohlgesinnt. Ihre

Motive stellt er nicht in Frage. Er attestiert ihr beste Absichten. Ob sie damit langfristig etwas verändern könne, bezweifelt er hingegen. Dass das Nobelkomitee Ressa auf gleicher Stufe wie Nelson Mandela oder Martin Luther King sieht, findet Angliongto nicht verhältnismässig.

Hohe Wellen schlägt zurzeit auch kein Geringerer als der Schriftsteller Francisco Sionil José. Das Aushängeschild der philippinischen Literaturszene wird selbst immer wieder als aussichtsreicher Kandidat für den Literaturnobelpreis gehandelt. Maria Ressa habe den Nobelpreis nicht verdient, so das Verdikt des 96-jährigen. Die lokale Presse sei lebendig, und es gehe ihr gut. Kein einziger Journalist sei inhaftiert. Die toten Journalisten könnten nicht vor Dutertes Türe abgeladen werden. Er selbst habe Duterte kritisiert, aber nicht wegen der Pressefreiheit.

Das AC/DC-Prinzip

Im Zentrum der Kritik von *Rappler* steht die kompromisslose Drogenpolitik des Präsidenten. Diese wird aber von einer überwältigenden Mehrheit der ärmeren Filipinos bis weit in die Mittelschicht hinein gutgeheissen. Diese Schichten machen den Grossteil der Bevölkerung aus. Konkrete Resultate gewichten diese Wähler höher als die Wahl der Mittel oder abstraktere Konzepte wie Rechtsstaatlichkeit. Es sind ihre Wohnquartiere, die landesweit deutlich sicherer und lebenswerter geworden sind. Diese Wahrheit scheint Ressa weniger zu interessieren.

Die Philippinen sind seit Jahrzehnten eines der gefährlichsten Länder für Journalisten. Gemäss einem Informanten hat dies nicht mit Duterte oder seinen Vorgängern zu tun, sondern vielmehr mit der Funktionsweise der lokalen Medien. Geschichten und Skandale können gekauft, Existenzen so zerstört werden. Das gehört zum medialen Alltag. Es ist gar vom AC/DC-Prinzip die Rede (attack – collect / defend – collect), nach dem Journalisten gleich zweimal Kasse machen können. Dabei treten sie naturgemäss vielen Leuten auf die Füsse, was einige mit dem Leben bezahlen.

Wenn der Drache schlappmacht

Steht Chinas Wirtschaft vor dem Zusammenbruch? Nein. Aber die Immobilienkrise dürfte das Wachstum erheblich verlangsamen. Das sind schlechte Nachrichten – für die ganze Welt.

David Woo



Flaute auf dem Wohnungsmarkt.

Ökonomische Wachstumsmodelle führen den Unterschied zwischen reichen und armen Ländern vor allem auf ungleiche Kapitalintensität zurück. Reiche Länder haben mehr Kapital akkumuliert, so dass sie, weil sie mit mehr Kapital arbeiten können, eine höhere Produktivität aufweisen. Um diesen Vorsprung aufzuholen, müssen arme Länder investieren, und zwar mehr als die reichen Länder. Doch das erfordert Kapital. Die meisten armen Länder verfügen aber nicht über genug Sparguthaben zur Finanzierung der benötigten Investitionen, weshalb sie auf unzuverlässige ausländische Quellen zurückgreifen. Die wenigen, die tatsächlich über hohe Sparguthaben verfügen, investieren mehr und wachsen schneller.

China ist das Aushängeschild für arme Länder, die mit einer hohen Sparquote gesegnet sind. In den vergangenen zwanzig Jahren ist China das Land mit der weltweit höchsten Sparquote und die am schnellsten wachsende Volkswirtschaft der Welt gewesen. Die Investitionen

als Anteil des Bruttoinlandprodukts (BIP) stiegen von 33 Prozent im Jahr 2000 auf 47 Prozent im Jahr 2011. Dieser Anteil ist im vergangenen Jahr zwar auf 43 Prozent zurückgegangen, liegt im internationalen Vergleich aber immer noch sehr hoch.

Kennzeichnend für die Entwicklung Chinas in den letzten zwanzig Jahren ist eine hohe Investitionstätigkeit, die das Land in ein globales ökonomisches Kraftpaket verwandelt hat:

1 — Durch gesteigerte Produktionskapazität hat China einen stetig wachsenden Anteil am Welthandel erreicht, der mit 15 Prozent im Jahr 2000 der weltweit höchste war.

2 — Dank Steigerung des Grenzprodukts der Arbeit haben sich die Löhne chinesischer Arbeiter in den vergangenen zwanzig Jahren um das 14fache erhöht.

3 — Dank geringer Inflation konnte eine lange und stabile ökonomische Expansionsphase aufrechterhalten werden.

Sosehr die chinesische Wirtschaft von hohen Investitionen profitiert hat, so ist doch zunehmend die Besorgnis zu spüren, dass diese positiven Effekte in ihr Gegenteil umschlagen könnten.

Unbezahlbarer Wohnraum

Überinvestition – das sagt sich leicht, aber wie misst man eine solche? Wissenschaftliche Studien deuten darauf hin, dass Überinvestitionen eher ein Problem für Staatsunternehmen sind (aufgrund von mangelhaftem Monitoring durch Banken) als ein systemisches Problem, das auch Privatunternehmen betrifft. Zu dieser Beobachtung passt, dass die Eigenkapitalrendite börsennotierter chinesischer Unternehmen (9,5 Prozent im Jahr 2019), obschon geringer als bei börsennotierten US-Unternehmen, eher dem europäischen Durchschnitt entspricht. Sorgen wegen leerstehender Wohnanlagen («Geisterstädte»), über die 2015 in ausländischen Medien berichtet wurde, haben in

den letzten Jahren nachgelassen, da die Bevölkerung dieser Städte zugenommen hat.

In den vergangenen zehn Jahren ist ein immer grösserer Anteil der Investitionen in den Immobilien- und Bausektor geflossen, der mittlerweile für atemberaubende 30 Prozent des BIP steht. Obwohl diese Entwicklung nicht zuletzt durch die Verstärkung der noch immer grossen ländlichen Bevölkerung (38,5 Prozent der Gesamtbevölkerung) angetrieben wird, gibt es die berechtigte Sorge, dass Immobilieninvestitionen sich in geringerem Mass auf das langfristige Wachstum auswirken als Investitionen in Infrastruktur oder Produktion. Noch schwerwiegender ist die Tatsache, dass Immobilieninvestitionen zunehmend von Spekulation auf einem überbewerteten Markt angetrieben werden. Eine durchschnittliche Hundert-Quadratmeter-Neubauwohnung in den vier Megastädten Peking, Schanghai, Guangzhou und Shenzhen kostet heutzutage 800 000 Dollar – unbezahlbar selbst für Büroangestellte.

Die Verschuldung der Privathaushalte, die hauptsächlich aus Hypotheken besteht, liegt heute bei über 60 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP). Und Immobilienkredite entsprechen 50 Prozent des BIP. Ausmass und Anstieg der Verschuldung im Zusammenhang mit dem Wohnungsmarkt sind besorgniserregend. Die Krise von Evergrande demonstriert, wie sehr die Wirtschaft durch eine Flaute auf dem Wohnungsmarkt in Mitleidenschaft gezogen wird. Der Markt ist besonders besorgt wegen der negativen Folgen für den Bankensektor, der in hohem Mass mit Immobilien belastet ist.

Kaum jemand bezweifelt, dass die Immobilienblase das grösste Problem für die chinesische Volkswirtschaft ist. Es ist auch kein rein wirtschaftliches Problem, denn es verschärft die wachsende Einkommensungleichheit und die sinkende Geburtenrate. Deshalb hat Peking Anfang 2020 eine Reihe von Massnahmen

Kaum jemand bezweifelt, dass die Immobilienblase das grösste Problem für Chinas Volkswirtschaft ist.

zur Bekämpfung der Immobilienspekulation eingeführt, vor allem eine stärkere Kontrolle der Vergabe von Krediten an Immobilienentwickler und Privathaushalte. Dies hat zu einem deutlichen Rückgang von Immobilienkrediten geführt, was wiederum einen deutlichen Rückgang bei Wohnungsverkäufen und Baugenehmigungen verursacht hat. Und ebendies hat die Probleme bei Evergrande und anderen Immobilienentwicklern ausgelöst.

Heisst das, dass die chinesische Wirtschaft früher oder später einbrechen wird? Ich denke nicht. Viele Kommentatoren haben Evergrande mit Lehman Brothers verglichen. Meines Er-

achtens sind die Unterschiede aber grösser als die Ähnlichkeiten. Lehman kollabierte, weil die US-Regierung beschloss, wegen des *moral hazard*-Problems nicht zu intervenieren. Im Fall von Evergrande stellt sich dieses Problem nicht, da die grössten Gläubiger Staatsbanken sind. Das bedeutet, dass Verluste, welche die Banken nicht absorbieren können, in jedem Fall von der chinesischen Zentralregierung übernommen würden (wie bei vielen unhaltbaren kommunalen Projekten vor einigen Jahren). Daher dürfte die Verstaatlichung von Evergrande die naheliegende Lösung des Problems sein.

Schwindendes Vertrauen

Und die wachsende Schuldenlast der chinesischen Regierung? Die Erfahrungen der USA und Japans haben gezeigt, dass hohe Staatsschulden kein Problem sind (jedenfalls nicht kurzfristig), solange die Inflation so niedrig ist, dass Zinsen und Schuldendienst sich auf niedrigem Niveau bewegen. Vermutlich könnte China sich sogar noch höhere Schulden als Amerika und Japan leisten, in Anbetracht der extrem hohen Sparquote, der strengen Kontrolle von Kapitalabflüssen, des grossen Leistungsbilanzüberschusses und der Tatsache, dass China nur in sehr geringem Umfang bei ausländischen Investoren verschuldet ist.

Die chinesische Wirtschaft wird nicht zusammenbrechen, aber das Wachstum wird sich verlangsamen, möglicherweise erheblich. Die Abhängigkeit der chinesischen Wirtschaft vom Immobiliensektor ist so gross, dass nachhaltige Eingriffe in diesem Bereich schmerzhaft zu spüren sein werden. Da ein beträchtlicher Teil der Privatvermögen in Immobilien angelegt ist, schwindet das Vertrauen der Verbraucher, und das zeigt sich auch in den Zahlen des Einzelhandels. Vor diesem Hintergrund ist also keineswegs ausgemacht, dass das von der Regierung ausgegebene 5-Prozent-Wachstumsziel erreicht werden kann, nicht zuletzt wegen der negativen demografischen Entwicklung.

Im Fokus der Finanzmärkte stehen die unmittelbaren Folgen der Abkühlung des chinesischen Immobilienmarkts. Ich fürchte, die indirekten Folgen könnten noch ernster sein als erwartet, wobei die in China begehrten amerikanischen und europäischen Luxusgüter (etwa Richemont SA) besonderen Risiken ausgesetzt sind. Auf China entfallen 18 Prozent des globalen BIP, aber China hat in den vergangenen zehn Jahren 50 Prozent des globalen BIP-Wachstums erwirtschaftet. Eine Konjunkturertrübung in China dürfte im kommenden Jahr weltweit zu spüren sein.

David Woo ist Gründer und CEO von David Woo Unbound, einem neuen globalen Forum, das sich faktenbasierten Debatten über Märkte, Politik und Wirtschaft widmet.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Zynische Berner Prügel-Polizei

Am letzten Donnerstag anlässlich einer Corona-Demonstration in Bern traktierte ein halbes Dutzend Polizisten einen am Boden liegenden Mann mit Faustschlägen. Sie zerrten den Mittfünfziger auf dem Asphalt herum, ein Beamter versuchte mehrmals, ihm in den Nacken zu knien.

Die Polizei verbrämt die Schlägerei als «Schmerzreize», die zu einer «Entspannung der Muskeln» führen sollten.

Grund der Verhaftung: Der Mann sei, mit einer Schutzbrille bewaffnet, die Hände in den Hosentaschen, auf die Polizisten zugegangen.

Welch ein Zynismus.

Die Demo war unbewilligt, aber nicht gewalttätig. Und wenn sich einer mit einer Brille davor schützt, dass ihm mit Gummischrot ein Auge rausgeschossen wird (was öfter passiert, als viele denken), ist das noch lange kein Angriff auf die Staatsgewalt.

Ob der Verprügelte am Polizei-Cordon vorbeigehen wollte oder ob er das Gespräch suchte, geht aus den Videos nicht eindeutig hervor. Klar ist: Er war allein. Nichts weist auf eine verbale oder physische Aggression hin.

Es waren die Polizisten, die, offenbar auf Kommando und ohne Vorwarnung, dem Mann entgegenstürmten, um ihn niederzuringen.

Arroganz und Kalkül

Wenn Polizisten mit einem derart faden-scheinigen Vorwand vor laufenden Kameras so zuschlagen, dann fühlen sie sich von oben gedeckt. Die Eskalation ist von der Berner Stadtregierung gewollt. Die friedlichen Corona-Demonstranten werden abgeschreckt. Weniger friedliche rücken nach.

Massnahmenkritiker beklagen sich über ein diktatorisches Corona-Regime. Und die Regierenden unterlassen nichts, um diesen Eindruck zu bestätigen. Dahinter steckt nicht nur die ewige Arroganz der Macht, sondern auch eine gute Portion Kalkül.

Teile und herrsche – die ganze Corona-Politik basiert auf dieser Grundregel der Macht. Statt die Bürger zu überzeugen, dressiert man sie mit Zuckerbrot und Peitsche.

Propaganda ersetzt den freien Diskurs. Wer sich nicht unterwirft, wird kriminalisiert.

Noch nie war Regieren so einfach in diesem Land. Und so zerstörerisch.

Alex Baur

Lolita-Mode ist der letzte Schrei

Vladimir Nabokovs Roman handelt vom sexuellen Missbrauch eines Kindes.

Trotzdem ist im Internet ein Hype darum entstanden. Erste Plattformen gehen dagegen vor.

Samira Rubina

Weisse Söckchen mit Spitze, herzförmige Sonnenbrille, roter Lippenstift und ein Erdbeer-lollipop – auf den ersten Blick wirkt der Modetrend auf Tiktok wie ein Internetphänomen unter vielen. Doch es hat eine dunkle Vergangenheit: Inspiriert ist es von dem 1955 erschienenen Roman «Lolita» von Vladimir Nabokov.

Erzählt aus der Perspektive eines gewissen Humbert Humbert, beschreibt der Roman, wie ein erwachsener Mann die zwölfjährige Dolores Haze kennenlernt und anschliessend ihre Mutter heiratet, um an das Kind heranzukommen. Nachdem die Mutter stirbt, zieht der Pädophile allein mit seiner Stieftochter durch die USA, wobei er sie unzählige Male sexuell missbraucht.

Die kriminelle Ader von Humbert erschöpft sich jedoch nicht im sexuellen Missbrauch. Er spielt mit Mordgedanken, auch häusliche Gewalt und Ausbeutung von minderjährigen Prostituierten spielen eine Rolle. Triftige Gründe also, um sich den mittelalterlichen Mann hinter Gitter zu wünschen und seine Opfer als solche anzuerkennen.

Rüschchen und Röcklein

All dies scheint jedoch einer ganzen Reihe von *content creators* entgangen zu sein. In den sozialen Medien finden sich etliche Kurzvideos und Fotos, die den Zuschauern den Modestil der Lolita schmackhaft machen wollen. Sie nehmen dabei immer wieder Bezug auf die 1997 entstandene «Lolita»-Verfilmung von Adrian Lyne.

Bereits im Roman wird der Kleidungsstil von Dolores detailliert beschrieben. Der Film macht diesen greifbar – und liefert damit die Grundlage für die aktuellen Videos. Kennzeichnend für den Lolita-Stil ist die Farbe Kirschrot, unterteilt von Rosa, Weiss und Hellblau. Die Kleidung ist, im Roman wie in den heutigen Clips, betont kindlich, mit Schleifen, Kniestrümpfen, Rüschchen und Röcklein.

Doch es bleibt nicht beim kindlich verspielten Kleidungsstil. Die Videos zeigen den

Zuschauern auch, wie sie den Lolita-Stil noch authentischer leben können: Neben den Herzchen-Sonnenbrillen und dem roten Nagellack werden den Lolita-Interessierten auch wärmstens der Roman und der Film empfohlen. Dass diese ein Verbrechen stilisieren, wird unterschlagen. Das Leben von Lolita und deren Begegnungen mit Humbert werden als tragische *Amour fou* verkauft.

Das Zielpublikum dieser Videos sind vor allem junge Mädchen. Aus dem Zusammen-



Betont kindlich: Sue Lyon in «Lolita» (1962).

hang gerissene Zitate von Humbert – etwa seine Liebeserklärungen, in denen er seine Verehrung für das Kind zum Ausdruck bringt – machen die Sache nicht besser. Sie zeigen vielmehr, wie schnell der eigentliche Kontext im Namen der Romantik fallengelassen wird.

Nabokovs Original lässt keine Zweifel zu: Bei Humberts Opfer handelt es sich um ein Kind und nicht etwa um ein besonders frühreifes junges Mädchen, wie oft kolportiert wird. Dolores verhält sich wie eine Zwölfjährige, lenkt sich gerne mit Comics ab und versteht noch wenig von der Welt oder ihrem eigenen Körper. Humbert betont immer wieder, wie abstoßend er erwachsene Frauen finde, und er de-

finiert das «Nymphette»-Stadium explizit auf das Alter zwischen neun und vierzehn Jahren.

Der Lolita-Trend geistert seit Jahren durchs Internet und kommt immer wieder an die Oberfläche. In den frühen 2010er Jahren erlebte er seinen letzten Höhepunkt auf der Plattform Tumblr. Neben Szenen aus der Verfilmung von Lyne wurden damals auch Aufnahmen der Sängerin Lana del Rey Teil des Trends. Die Musikerin schrieb sogar ein Lied mit dem Titel «Lolita», das angeblich die Perspektive von Dolores einnehmen sollte. Doch auch sie stellte die Zwölfjährige als willentliche Liebhaberin dar. Nach mehreren Reklamationen verbannte sie den Song aus ihrer Diskografie.

«Ich fühle mich ihr verbunden»

Mit der Renaissance von Lolita melden sich jetzt allerdings zunehmend auch kritische Stimmen. Diese kommen nun von erwachsenen Frauen, die mit den früheren Lolita-Hypes in ihrer Jugend die gleichen Erfahrungen gemacht haben. In den sozialen Medien warnen sie ihre jüngeren Zuschauerinnen vor der wieder aufkommenden Bewegung.

«Die ganze Romantisierung der Lolita-Kultur und die ganze Ästhetik sind ekelhaft», meint Melanie Rose, die bereits zu den etwas älteren Künstlerinnen auf Tiktok gehört, in einem Video, «ich weiss, dass es sich als Teenager unkonventionell und romantisch anfühlt. Aber je älter man wird, desto mehr realisiert man, wie ausbeuterisch und pädophil die Geschichte eigentlich ist.» Inzwischen haben auch die sozialen Medien reagiert. Pinterest und Tiktok haben den Suchbegriff «Lolita» auf ihren Websites gesperrt.

Einige Lolita-Fans meinen dazu, ihr Interesse an dem Modestil von Dolores interessiere sie, weil sie sich mit Dolores' Erfahrungen identifizieren könnten. «Ich fühle mich mit ihr verbunden, da wir ein ähnliches Leben hatten», schreibt eine Nutzerin als Kommentar. Lolita-Style als Therapie nach Kindheitstrauma? Mode begründet sich grundsätzlich nicht. Sie ist Mode, weil sie gerade Mode ist.

Wie uns der Staat auspresst

Die öffentlichen Ausgaben wachsen und wachsen, die Teuerung steigt und steigt.



Bald knallt es hier» ist ein Satz, den man in den sozialen Medien oft liest, wenn die Realität in Deutschland mal wieder die Satire übertrifft.

Seit der Flüchtlingskrise, also seit sechs Jahren, höre ich diesen Spruch. Inzwischen wurde Angela Merkel wiedergewählt, und die Grünen konnten sich zeitweise Hoffnung auf das Kanzleramt machen. Ein Knall sieht anders aus. Dabei habe ich mich oft gefragt, wo beim Deutschen die Grenze des Ertragbaren liegt und wann er sagt: «Jetzt reicht es mir!»

Die Zuwanderung scheint die Grenzen nicht zu sprengen. Selbst wenn hierzulande jede noch so kleine Stadt ein Hauch von Kabul durchweht und jeder zweite Hartz-IV-Empfänger über einen Migrationshintergrund verfügt: Die Angst, als rechts bezeichnet zu werden, ist immer noch grösser als die Angst vor den wirtschaftlichen und kulturellen Konsequenzen dieser unkontrollierten Migration. Sicherlich kocht hier und da was hoch, wenn zum Beispiel ein Somalier gezielt Frauen in der Würzburger Innenstadt absticht und der Polizei anschliessend etwas von «seinem Beitrag zum Dschihad» erzählt.

Der Mensch ist anpassungsfähig, er gewöhnt sich auch an Schrecken. Und solange die Hitze im Kochtopf nur langsam erhöht wird, merkt er nicht, dass er bei lebendigem Leibe verbrennt.

Lange Zeit dachte ich, dass es den Deutschen erst an den Geldbeutel gehen muss, damit sich etwas ändert. Flüchtlinge, unsinnige Grossbauprojekte, sonstige politische Misswirtschaft. All das verschlingt viel Geld. Leider auf einer für die meisten Bürger abstrakten

Ebene, weil niemand vor der Tür steht und sagt: «Das ist Abdul, er wohnt jetzt bei Ihnen, und Sie kommen für ihn auf.» Zudem sind die Steuern bereits seit Jahren auf Rekordniveau. Die meisten meiner Generation kennen es gar nicht anders, für den Rest gilt das Gleiche wie bei Messerattacken durch Zuwanderung: Gewöhnungseffekt.

1,2 Billionen Euro beziffern die Sozialstaatsausgaben in Deutschland heute. Absoluter Rekord. Zum Vergleich: Im Jahr 2000 betrug sie noch 600 Milliarden Euro, die Hälfte. Be-

Es könnte noch schlimmer kommen, denkt sich der Deutsche und erträgt alles stillschweigend.

reits 2015 wuchsen die Ausgaben für den Sozialstaat schneller als die Wirtschaft. Sie machen mittlerweile ein Drittel des gesamten Bruttoinlandsprodukts der Bundesrepublik aus. Auch deshalb verfügt Deutschland über die höchste Steuer- und Abgabenlast weltweit.

Ein Ende ist nicht in Sicht. Stattdessen werden dem arbeitenden Bürger immer neue Kosten aufgebürdet: Mehr als €1.70 kostet ein Liter Sprit vielerorts. Beim Volltanken reise ich regelmässig die Hundert-Euro-Marke. Einmal die Woche ist es mindestens so weit. Das macht 400 Euro allein fürs Tanken pro Monat, 4800 im Jahr. Fürs Klima versteht sich, auch wenn Steuern nicht zweckgebunden sind und China, die USA, Russland und Indien durch meine Nervenzusammenbrüche an der Tanke kein bisschen weniger CO₂ ausstossen.

Grüne würden mir jetzt erklären, dass man das Autofahren deshalb teurer macht, damit Leute wie ich irgendwann dazu gezwungen sind, sich in eine stinkende Bahn zu setzen, um dort vielleicht in den Genuss einer dieser 2015 eingeführten Live-Peepshows zu kommen, bei denen männliche vor weiblichen Fahrgästen onanieren.

Das Witzige: Auch die Bahn kündigte bereits an, ihre Preise abermals zu erhöhen. Davon abgesehen, dass der öffentliche Personennahverkehr vielerorts gar nicht über die Infrastruktur verfügt, die er benötigte, um ein flexibles Reisen und Pendeln zu ermöglichen.

Das Positive ist, dass ich bald eh nicht mehr so viel mit dem Auto unterwegs sein werde. Dank kostenpflichtiger Corona-Tests hat sich die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben für mich als Ungeimpfte ohnehin erledigt. Bis zu 40 Euro sollen für einen Schnelltest fällig werden. Ein PCR-Test könnte sogar bis zu 130 Euro kosten. Wer kann sich das leisten?

Es könnte aber noch schlimmer kommen, denkt sich der Deutsche und erträgt trotzdem alles stillschweigend. Wenn das Geld am Monatsende knapp ist, werden halt Nudeln gegessen – auch wenn selbst Teigwaren künftig teurer werden. Solange es für den Mallorca-Urlaub reicht, ist alles gut. Das sind wir der Welt schuldig. Wegen der Nazis, des Kolonialismus und weil wir weiss sind.

Es stimmt, was ein Sprichwort besagt: Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient, und mit der Ampelkoalition wird bestimmt alles noch viel besser. Oder aber vielleicht knallt es hier.

Gelenkte Demokratie

Nr. 39 – «Endstation Gemütlichkeit»
Reinhard Mohr über den Niedergang der CDU

Die Linken tricksen und täuschen und fressen Kreide – insbesondere Olaf Scholz –, um an die Macht zu gelangen. Christdemokraten sowie Christsoziale haben sich makabrerweise schon lange eingereiht in den Kampf gegen rechts, also gegen sich selbst. Eine Veränderung könnte nur noch aus der Bevölkerung kommen. Die Bürger müssten ihre unveräusserlichen Grundrechte einfordern, auch gegen Widerstände. Aber danach sieht es nicht aus.

Marieluise Fieger-Besdziek, Riegel (D)

Eigeninitiative

Nr. 39 – «Selbstbewusst, aber nicht anmassend»
Interview mit Gabor Steingart von Roger Köppel und Roman Zeller

Die Kinder gehören nicht dem Staat, sondern sind den Eltern und der Verwandtschaft anvertraut. Ich bin selber Lehrer gewesen und habe mich stets diskret bemüht, die Schüler vor dem Zugriff des Staates in Schutz zu nehmen. Heute darf ich dies sagen; damals hätte ich mit dieser Aussage wohl meine Anstellung verloren. Als in einer meiner Klassen der beste Schüler sich entschied, Schreiner zu werden, obwohl ihm ein Studium durchaus möglich gewesen wäre, war ich stolz auf ihn und habe ihn dazu ermutigt. Natürlich lernt ein Kind Sprachen im Vorschulalter leichter als später, aber diese Eigenschaft auszuhebeln, macht unsere Gesellschaft nicht reicher, höchstens konfliktreicher. Das Entscheidende am Lernen ist die Eigeninitiative, und diese wird von der Schule oft mehr behindert als ermöglicht. *Heinrich Gerber, Basel*

Gigantische Rotoren

Nr. 39 – «Es droht eine Anbauschlacht»
Hubert Mooser über geplante Windräder

Eine Anbauschlacht mit gigantischen Rotorblättern zerstört unsere Landschaft und Natur, ohne dem Klima zu helfen. Weitere Negativpunkte bleiben unerwähnt: Schreddern von Vögeln, schädliche Infraschall, Bruchgefahr, Entsorgungs- und Sondermüllproblem, lokale Klimaänderungen. Wir haben nicht Klimanotstand, sondern Klimadiktatur als Problem. Diese zerstört unsere Vernunft und damit am Ende sinnlos Natur, Freiheit, Wohlstand und Frieden. Leider ist weit und breit keine vernünftige Gegenmacht in Sicht, die diese Katastrophe stoppen könnte. *Werner Rellstab, Zürich*

Mehr Resonanz

Nr. 40 – «Fake News im Entengeschwader»
Kolumne von Kurt W. Zimmermann

Das Fake-News-Entengeschwader hätte eine viel höhere Resonanz erzielt, wenn es – weil viel aktueller und wahrscheinlicher – im Chor geschnattert hätte: «Bewegung in Bundesbern: Verkündet Alain Berset am Montag seinen Rücktritt?» *Ernst Seiler, Muri bei Bern*

Weg aus der Krise

Nr. 39 – «Meine Freiheit»
Kolumne von Mark van Huisseling

Wir sehen nicht mehr, dass wir nun gegen das Corona-Virus geschützt sind, sondern fürchten uns davor, dass Ungeimpfte uns anstecken. Noch nie in der Medizingeschichte hat eine Impfung andere vor einer Ansteckung geschützt, sondern nur zu einem gewissen Grad einen selbst. Bei den

Demonstrationen gegen die Zwangseinführung von Covid-Zertifikaten begegnet man auch keinen «Impfgegnern», sondern allenfalls Menschen, die nach Abwägung aller Risiken und Nutzen zur Entscheidung gekommen sind, dass für sie selbst eine Impfung nicht notwendig respektive nicht sinnvoll sei. Deshalb möchte ich darum bitten, dass wir die Meinung anderer nicht mehr verunglimpfen. Wir kommen am besten aus dieser Krise heraus, wenn wir einander mit Achtung und Vertrauen begegnen und uns und andere nicht mehr isolieren. *Silke Roether, Aesch*

Die zwei «kleinen Stiche» sind nicht nichts, sondern sie greifen in unsere Abwehr ein. Lassen Sie sich lieber von einer Wespe stechen. *Giuliano Künzli, Winterthur*

Gelebte Werte

Nr. 39 – «Gottes-Begegnungen»
Hans Ulrich Gumbrecht über Teresa von Avila

Im Artikel wird suggeriert, dass ohne die Gegenwart von Islam und Judentum Spanien sich nicht zur erfolgreichen Weltmacht entwickelt hätte, das Christentum allein hätte dazu nicht gereicht. Jedoch: Das Gegenteil ist wahr. Wirtschaftlicher Erfolg hängt von den gelebten Werten einer Gesellschaft ab. Ohne das Christentum wären Menschenrechte wie die Religions- und die Meinungsfreiheit nie entstanden. Es hätte auch nie die industrielle Revolution gegeben. Folgen die Menschen nicht mehr Jesus Christus nach, können diese Werte nicht mehr begründet an die nächste Generation weitergegeben werden. Die Menschen stumpfen ab, die Liebe erkalte, Verwirrung hält Einzug. *Claudia Förderer, Zürich*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Abolhassan Bani Sadr (1933–2021) Beat Arnold (1978–2021)



Geborener Revolutionär: Abolhassan Bani Sadr.

Aufgrund seiner Abstammung und seines Lebenslaufs war er eigentlich für eine steile Karriere im iranischen Gottesstaat prädestiniert. Abolhassan Bani Sadr sei «bereits im Mutterleib» ein Revolutionär gewesen, scherzte er einmal. Sein Vater Nasrollah war ein Ajatollah, ein hochrangiger schiitischer Geistlicher, der die weltliche Politik des Schahs strikt ablehnte. Auch sein Filius Abolhassan bekämpfte den Herrscher auf dem Pfauenthron.

Wegen seiner Teilnahme an Protesten gegen das Regime wurde er zweimal verhaftet. Nachdem er im Laufe einer Kundgebung verletzt worden war, flüchtete der damals Dreissigjährige nach Frankreich, wo er an der Sorbonne Ökonomie und Finanzwissenschaften studierte, zudem Bücher über den Sozialismus und den Islam schrieb.

Enttäuschung über Diktatur und Terror

Als Ajatollah Chomeini, der spätere Revolutionsführer, ebenfalls in Paris ins Exil ging, war es für Bani Sadr selbstverständlich, dass er sich um den hohen Geistlichen aus der Heimat kümmerte. Er räumte mitsamt seiner Familie seine Wohnung. Zusammen mit einer Gruppe Gleichgesinnter half er zudem mit, die Botschaften Chomeinis «über Demokratie und Menschenrechte» zu verbreiten.

«Wir waren sicher, diese Prinzipien dank Chomeini zum ersten Mal in unserer Geschichte verwirklichen zu können», sagte Bani Sadr

später und machte aus seiner Enttäuschung über Diktatur und Terror in der Islamischen Republik kein Geheimnis.

Die Verbitterung ist verständlich. Bani Sadr kämpfte, der in Forderungen nach dem Ende der Dynastie Pahlewis gipfelte, half, das Fundament für die Rückkehr Chomeinis in den Iran zu legen. Nachdem der Schah, schwerkrank, aus dem Iran geflüchtet war, gab es kein Halten mehr. Die islamische Revolution nahm vom Land Besitz, und Chomeini wurde Alleinherrscher.

Für seine Treue zum neuen Machthaber wurde Bani Sadr zunächst belohnt. Der islamische Klerus ernannte ihn zum ersten Präsidenten der Islamischen Republik. Doch die Eintracht dauerte nicht lange. Weil sich Bani Sadr dagegen wehrte, dass Geistliche im politischen System integriert wurden, kam es zum Zerwürfnis mit den Ajatollahs, die ihre lukrative Rolle als mächtige Politiker nicht aufgeben wollten.

Das Parlament, in dem Hardliner den Ton angaben, setzte Bani Sadr ab. Ein zweites Mal musste er flüchten und ging erneut nach Paris ins Exil. Dort starb er am vergangenen Samstag im Alter von 88 Jahren nach einer langen Krankheit, wie seine Familie auf der offiziellen Homepage Bani Sadr's mitteilte. Er habe, heisst es dort, die Freiheit gegenüber «der neuen Gewaltherrschaft und Unterdrückung im Namen der Religion» verteidigt.

Pierre Heumann

Beat Arnold war während seiner Amtszeit als Nationalrat mein Sitznachbar. Ich habe ihn schnell als lieben Freund kennen- und schätzen gelernt. Als währschafter Urner hatte er trotz seiner beachtlichen Laufbahn und seinen Titeln keinerlei Allüren.

Er war ein stiller Schaffer, der sich rasch in den Ratsbetrieb einlebte. In den Geschäften war er sattelfest und durchleuchtete diese mit seinem grossen analytischen Denkvermögen. Man spürte seine Erfahrung als Regierungsrat und seinen Rucksack als Bau- und Wirtschaftsingenieur. Auf Beat Arnold konnte man sich immer verlassen.

Humor und Schlagfertigkeit

Er erkundigte sich stets nach dem Befinden – nie oberflächlich, sondern interessiert. Und er spürte, wenn etwas in der Luft lag oder ein Unwohlsein vorhanden war. Mit seinem trockenen Humor und seiner Schlagfertigkeit heiterte er manche Runde auf und erleichterte einem den Ratsbetrieb. Er fand schnell auch zu Mitgliedern anderer Parteien einen guten Draht.

Als Genussmensch war er auch kulinarischen Versuchungen und guten Weinen nicht abgeneigt. Er engagierte sich bei den «Kuppelköchen» – also jenem Team von Parlamentariern, das ab und zu in der Küche des Bundeshauses für Gäste kocht.

Nun ist Beat nicht mehr unter uns. Allzu jung wurde er aus dem Leben gerissen. Seiner Frau und seinen noch kleinen Kindern entbiete ich mein herzliches Beileid und wünsche ihnen viel Kraft und Zuversicht in diesen schweren Tagen. Adieu, mein lieber Beat. Danke für alles – wir sehen uns!

Andreas Glarner



Stiller Schaffer: Beat Arnold.

Wie Sozis gegen bessere Löhne kämpfen

Die Besteuerung von Firmen belastet auch die Arbeitnehmer.



Die Sozialdemokratische Partei (SP) will die Abschaffung der Stempelsteuer via Referendum stoppen. Diese Steuer belastet heute Finanztransaktionen. Die SP-Co-Präsidenten Mattea Meyer und Cédric Wermuth schlagen Alarm: Es dürfe nicht sein, dass die Unternehmen weniger Steuern bezahlen müssten, das ginge auf Kosten anderer Firmen und der Privathaushalte. Im Kampfstil: «Kaum zeichnet sich ein Ende der Pandemie ab, plündern die grössten Profiteure der Corona-Krise die Staatskasse.» Profiteure sind aus ihrer Sicht die Konzerne.

Für die linke Seite ist klar: Mit einer steuerlichen Entlastung der Finanzgeschäfte würde man Banken und Grosskonzernen Milliarden zuschanzen, dies zulasten der anderen: «Schon wieder sollen die Arbeitnehmenden und die KMU die Rechnung bezahlen», heisst es. Und es komme noch schlimmer: Weitere Steuerprivilegien für Grosskonzerne und Vermögende seien bereits in der Pipeline.

Und gleich hatte es früher schon getönt. Als es seinerzeit bei der Unternehmenssteuerreform um eine geringere Belastung der Unternehmensgewinne ging, kritisierte die Linke dies quasi als Raubzug gegen Haushalte und Gewerbe. Aus dieser Sicht ist Steuerpolitik ein brutaler Verteilungskampf zwischen Konzernen und normalen Leuten.

Die Wirklichkeit ist anders. Unternehmen sind nicht Einheiten oder Akteure, wie Personen es sind. Firmen können nicht von finanziellen oder anderen Vorteilen profitieren, geniessen, sich freuen, wenn sie mehr Geld haben, oder sich ärgern über Steuererhöhungen, weil dadurch ihr Nutzen sinkt.

Firmen kann man viel eher vergleichen mit einem Bündel von Verträgen. Viele Parteien finden sich in einer Firma per Absprache zu einem gemeinsamen Projekt zusammen: Investoren geben Kapital, Manager ihre Führungsarbeit, Arbeitnehmer ihr Fachkönnen, dazu kommen Abmachungen mit Kreditgebern, mit Lieferanten, dann auch die Beziehungen zu den Kunden.

Aber das Unternehmen als Beziehungsknotenpunkt kann nicht selbst denken, reden, fühlen, das können nur die Leute, die damit verbunden sind. «Grundsätzlich können Steuerlasten nur von Menschen getragen werden, nicht von <Unternehmen>», schreibt etwa das Münchner Institut für Wirtschaftsforschung (Ifo). Wenn also der Steuerstaat auf Unternehmen zielt, dann trifft er letztlich Leute. Jeder vom Fiskus einkassierte Franken kommt von Menschen.

Eine Erhöhung der Unternehmenssteuern kann so auf den Gewinn und die Dividenden drücken. Das ist es, was die SP im Auge hat. Aber Steuerlasten lassen sich auch auf die Produktpreise überwälzen, sodass auch die Kunden mitzahlen. Oder via reduzierte Beschaffungskosten trifft es Lieferanten.

Und was oft übersehen wird: Höhere Steuern drücken unweigerlich auf die Löhne, denn steigende Kosten setzen der Produktivität zu, Firmen halten sich zurück mit Lohnerhöhungen, Investitionen und dem Einstellen von Leuten. Eine Untersuchung des Ifo-Instituts hat gezeigt, dass zusätzliche Steuerlasten mehr als zur Hälfte auf die Arbeitnehmer überwälzt werden. Auch wenn dies deutsche Daten sind, sind die Ergebnisse auch für die Schweiz von

Bedeutung. Die SP kämpft mit ihrem Stempelsteuer-Referendum automatisch gegen höhere Löhne und Beschäftigung.

Nobelpreis und Marktmodelle

Das Nobelpreiskomitee vergibt den Preis für Wirtschaftswissenschaften an die Ökonomen David Card, Joshua D. Angrist und Guido W. Imbens für ihre empirischen Beiträge zur Arbeitsmarktökonomik und die methodischen Arbeiten zum Verständnis von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen. Wie das Komitee darlegt, haben die drei Preisträger den Werkzeugkasten der Ökonomie um wichtige Instrumente ergänzt, die zum Messen von Vorgängen und Analysieren von Zusammenhängen in Wirtschaft und Gesellschaft dienen und so zu neuen Erkenntnissen führen. Es sind ziemlich komplizierte Messgeräte, und es ist nicht einfach, damit umzugehen und sie zu verstehen.

Deshalb konzentrieren sich die meisten Medien auf das, was leichter sichtbar ist: die Mitteilungen des Nobel-Komitees und die populärsten Ergebnisse der drei Forscher. Das herausragende Beispiel aus Cards Arbeiten: Mindestlöhne können die Beschäftigung erhöhen. Und etwas verallgemeinert: Die traditionelle Ökonomie der Arbeitsmärkte mit dem Modell von Angebot und Nachfrage ist von gestern, heute ist man gescheiter. «Forscher räumen mit dem Mindestlohn-Mythos auf», lauten Schlagzeilen. Später zwar zeigten genauere Analysen auf, dass die Daten wacklig waren – aber egal, die Schlussfolgerung, dass damit der marktwirtschaftlichen Ideologie der Boden entzogen sei, kann man sich besser merken.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Mein Treffen mit
Literaturnobelpreisträger
Abdulrazak Gurnah.
Manfred Loimeier, Seite 62



Mantel unseres Seins.

Francisco de Goya, *La maja desnuda*, 1795–1800 — Seltsam doch, dass wir glauben, in Freiheit zu leben, nur weil in unseren Breitengraden kaum jemand mal grundlos hinter Gitter gesteckt wird. Dabei sind jene Gitterstäbe, die uns vom Freien abgrenzen, schon längst in unseren Köpfen. Da ist ein Staat, der immer mehr in unsere Existenz eingreift, als ob wir Vierbeiner wären, die eine Leine brauchen und Befehle. Da sind engmaschige Sitten, die die Weitläufigkeit der Freiheit auf die Dimension eines Schrebergartens schrumpfen lassen. Inzwischen verwechseln wir gar Unfreiheit mit Freiheit und die Gegenwart von immer mehr Regularien mit einer Möglichkeit der Gestaltung von Freiheit. Wir sichern die selbstgezogenen Grenzen ab,

anstatt sie zu durchbrechen, und denken doch ans Grenzenlose. Und wir blicken zurück auf eine Zeit, als die äusseren Grenzen um die Menschen herum noch viel enger waren als die selbstaufgelegten inneren, und bewundern deren Mut, Freiheit zu beanspruchen. Der aktuelle Freiheitsheld aus der Vergangenheit ist gerade Francisco de Goya (1746–1828), ein Meister der sublimen Subversion, der sich die Freiheit der Grenzenlosigkeit ausbedingte, im Leben und im Werk. Der im Silber der Bourgeoisie badete und dem Gold einer künstlerischen Unabhängigkeit Form und Farbe verlieh und vor allem Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Der wusste, wie nackt und verletzlich, aber auch wie schön und erhaben, wie

verloren und verzweifelt, wie grandios und katastrophal, wie beseelt und wie böse der Mensch unter den Kleidungsschichten der gängigen Ethik, Religion, Moral und Sitte sein kann.

Goyas Bilderwelten sind Plädoyers, die sich gegen jenen falschen Glanz auflehnen, den die Pharisäer einer jeden Epoche rechthaberisch für sich beanspruchen, indem sie die Freiheit vermessen, um sie danach einzäunen zu können. Die uns einkleiden in ihre ideologisch gefärbten Kleidungsstücke, uns versprechen, sie würden uns wärmen, und vorgeben, besser zu wissen, wie wir den Mantel unseres Seins zuknöpfen sollen.

Michael Bahnerth

Fremde Heimat

Der diesjährige Literaturnobelpreisträger Abdulrazak Gurnah befasst sich in seinem Werk mit der Begegnung zwischen den Kulturen. Gerade in Europa ist so eine Stimme wichtig.

Manfred Loimeier

Abdulrazak Gurnah: Die Abtrünnigen.
Berlin-Verlag, 2006. 352 S., Fr. 32.90

«Ja, die Menschen, über die ich schreibe, sind oftmals Menschen, die sich an einem anderen Ort befinden als zu Beginn ihres Lebens, dem Ort ihrer Geburt, dem sie zugerechnet werden.» Was mir der britisch-tansanische Schriftsteller Abdulrazak Gurnah bei unserem letzten Gespräch vor mittlerweile einigen Jahren bestätigte, kann als das Motto der Mehrheit seiner Romane bezeichnet werden: «Was ist Heimat?» Denn Gurnah ist ein Autor der internationalen Begegnung, einer, der in seinen Romanen am Beispiel menschlicher Beziehungen schildert, was es bedeutet, aus verschiedenen Kulturen zu kommen. Dieses Aufeinandertreffen unterschiedlicher Regionen und auseinanderklaffender Erfahrungs- und Erwartungshorizonte ist es eben, was sich als roter Faden durch sein literarisches Werk zieht – seit Jahren schon, seit Beginn seines Schreibens Mitte der 1980er Jahre. Während der von Gurnah sensibel gestaltete Themenkomplex um Heimatverlust, Fremdheit, Exil oder Migration lange Zeit ohne Bezug zum hiesigen Alltag zu sein schien, ist Abdulrazak Gurnah nun mit einem Mal ein Literaturnobelpreisträger.

Spuren der Vergangenheit

Das erste Mal, als wir für ein Interview aufeinandertrafen, war im Jahr 1996. Damals erschien die deutschsprachige Übersetzung seines Romans «Paradise», «Das verlorene Paradies». Zurückhaltend, zuvorkommend, präzise in seinen Meinungen war Gurnah schon damals – ein vornehmer, freundlicher Herr. In und mit diesem Roman «Das verlorene Paradies», der seither zu meinen Lieblingsbüchern zählt, formulierte Gurnah seine Idee vom Indischen Ozean als Begegnungsraum zwischen Ostafrika und Indien, als Handelsdrehscheibe zwischen Arabien und Asien, auf der die Seeleute die jahreszeitlich verschiedenen Driften des Ozeans nutzten, um sich mit ihren Schiffen und Waren von der einen Küste zur anderen tragen zu lassen

und zumindest in Afrika die Karawanen durch die Sahara mit Handelsgütern zu versorgen.

Während den Menschen in Europa die Meere eher als Grenzregionen oder Gefahrenzonen erscheinen, sind diese Gewässer in Gurnahs Roman «Das verlorene Paradies» etwas Verbindendes, wo verschiedene Lebensformen aufeinandertreffen, ineinander verschwimmen und sich vermischen. «Das sind Kulturen entlang der Küsten am Indischen Ozean», erklärte Gurnah, «die Hunderte von Jahren des Kommens und Gehens erlebten, die sich gegenseitig beeinflussten und stabilisierten. Und es scheint mir, dass das ausserhalb dieser Kulturen nicht recht verstanden wurde – und damit meine ich nicht nur den Westen, sondern auch Regionen in Afrika oder Asien. Das ist eine Art ozeanische Küstenkultur, die ihre eigene Kontinuität hat.»

Schwingt im englischsprachigen Originaltitel «Paradise» das positiv Beschwörende mit, ist im deutschsprachigen Titel «Das verlorene Paradies» eben der Verlust angezeigt, das Abschiednehmen. Gurnah, 1948 auf Sansibar geboren, kennt selbst das Gefühl, eine Heimat verlassen zu müssen, die fremd geworden ist, und eine neue Heimat finden zu müssen, die sich zunächst dagegen sträubt. Gurnah fand seinerzeit im Alter von achtzehn Jahren in Grossbritannien diese neue Heimat, wo er zuletzt an der Uni-

versität Kent bis kürzlich zu seiner Emeritierung als Professor englischsprachige Literaturen Afrikas und der Karibik lehrte.

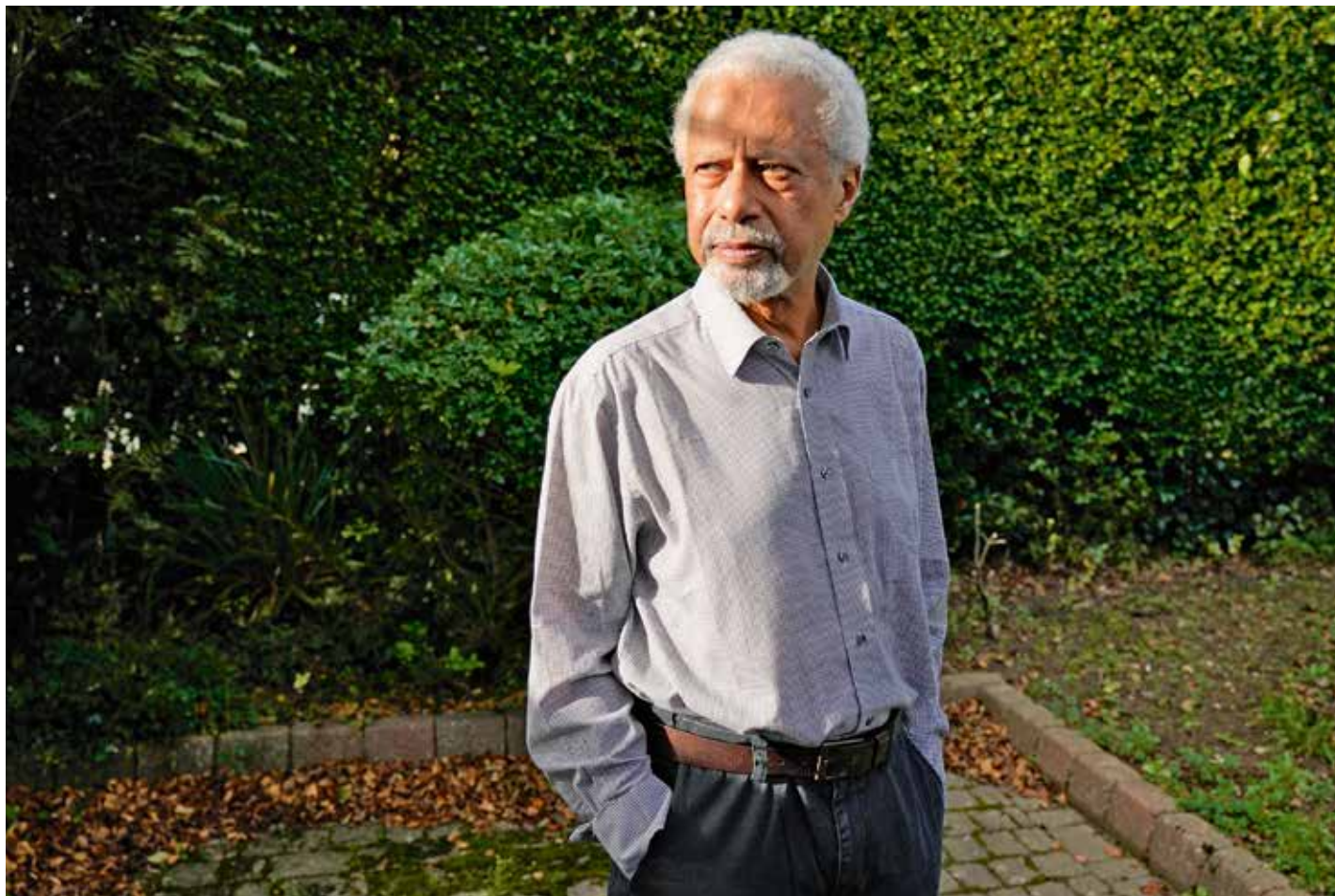
«Memory of Departure» heisst sinnigerweise Gurnahs Debütroman aus dem Jahr 1987, der entsprechend einen Abschied von der Familie und gar von einer Lebensweise schildert. Ebenso vielsagend klingt der Titel des im Jahr darauf erschienenen zweiten Romans, «Pilgrims Way», 2004 als «Schwarz auf Weiss» auch auf Deutsch erschienen. Dessen Protagonist weist etliche autobiografische Züge Gurnahs auf, allein schon darin, dass Daud, die Hauptfigur, wie Gurnah einst vor Übergriffen auf arabisch- und indischstämmige Menschen auf Sansibar aus Tansania fliehen musste. In Grossbritannien verdrängt Daud seine Herkunft und sein Trauma, bis ihn die Bekanntschaft mit einer Kollegin zur Auseinandersetzung mit seiner Vergangenheit zwingt.

Zu einer solchen Auseinandersetzung kommt es auch im Roman «Donnernde Stille» von 1996 – auf Deutsch im Jahr 2000 veröffentlicht. In einem sowohl melancholisch-sensiblen als auch ironischen Tonfall geschrieben, karikiert Gurnah darin die Überlebensmechanismen in den organisatorischen Tücken des afrikanischen Alltags und auch den Wahnwitz einer erfolglos verlaufenden Entwicklungspolitik des Westens. Die Hauptfigur, ein Mann in einer Lebenskrise, kehrt nach einer Amnestie für politische Exilanten zu seiner Familie nach Tansania zurück, die dort für ihn einen angesehenen Regierungsjob

Was macht es mit Menschen, wenn sie sich in ihrem Leben an unvertrauten Werten orientieren?

und eine Medizinstudentin als Ehefrau bereithält. Doch er muss wahrhaben, dass er in seinem Exil wie in einer Parallelwelt gelebt hat und seiner längst von ihm getrennt lebenden Ehefrau einst seine afrikanische Verwandtschaft vorenthalten hat. Das, was als seine Heimat gilt, hat er lange verdrängt, und er versteht es inzwischen auch nicht mehr.





Zurückhaltend, zuvorkommend, präzise in seinen Meinungen: Autor Gurnah.

Die Begegnung der Kulturen, der Übergang von einer Kultur in eine andere prägt nicht zuletzt auch den Roman «Die Abtrünnigen» – im Jahr des Erscheinens 2006 sogleich auf Deutsch publiziert. Es geht um Heimatverlust und Sehnsucht, um Weggehen und Bleiben, um Entfremdung und Liebe. «Die Abtrünnigen» – das sind Menschen, die ihre Heimatkultur verlassen haben und in Liebesbeziehungen ein emotionales Zuhause suchen. So ist Gurnah ein Autor, der zwar viel über Getrenntheit schreibt, dabei im Grunde aber immer auslotet, wo gemeinsame Schnittmengen das Fundament dafür bieten, ein Zusammenleben zu ermöglichen.

Dass Gurnah dabei Tragik und Komik, Melancholie und Heiterkeit verknüpft, ist ein besonderes Merkmal seines Stils. «Es scheint mir, dass die wahrhaftigsten Dinge uns oft melancholisch machen», sagt Gurnah dazu, «aber ich will natürlich auch über Schönheit schreiben. Und Komik kommt hinzu, weil die Leben, die wir leben, mitunter genauso zum Lachen sind, wie sie uns wehmütig stimmen können. Das hängt davon ab, wie wir damit umgehen. Selbst in einem schmerzvollen Augenblick kommt man sich manchmal komisch vor und schützt sich damit doch davor, zu verzweifeln – man nimmt sich damit nicht so furchtbar wichtig. Das ist wahrscheinlich die Wirkung, die ich zu erzielen versuche.»

Und während sich die Leserinnen und Leser in Europa nun so langsam mit Gurnahs Werk vertraut machen, ist Europa in Gurnahs Werk längst vertreten – auch das ist typisch für das Gefälle in der gegenseitigen Wahrnehmung, das mit dem Nobelpreis etwas egalisiert wird. In Gurnahs Roman «Ferne Gestade» nämlich, 2001 unter dem Titel «By the Sea» erschienen und im Jahr darauf ins Deutsche übersetzt, spielt auch Deutschland eine kleine Rolle, die DDR genauer, denn dort findet sich die Hauptfigur wieder, ein junger Mann aus Tansania, der im seinerzeit befreundeten sozialistischen Bruderstaat ein Regierungsstipendium für ein Medizinstudium erhalten hat.

Fremdheit, Entfremdung, Abkehr, Exil

Deutschland – die deutsche Kolonialzeit – steht zudem im Mittelpunkt von Gurnahs jüngstem Roman «Afterlives», veröffentlicht im Jahr 2020, der voraussichtlich bald in deutscher Übersetzung herauskommen wird. Er handelt davon, dass die deutsche Kolonialarmee einen Jungen gefangennimmt, der dann später auf der Seite der Deutschen gegen seine Landsleute kämpft. Und das ist bezeichnend für Gurnahs Auffassung von (Post-)Kolonialismus – dass dies nämlich nicht nur eine Epoche ist, mit der sich Europas Nationen längst intensiver beschäftigen sollten, sondern auch die Staaten und Menschen in Afrika selbst.

Denn was macht es mit Menschen, wenn sie sich in ihrem Leben an unvertrauten Werten orientieren, an Anschauungen, die sie übernommen oder auferlegt bekommen haben? Auch das bedeutet Fremdheit, Entfremdung, Abkehr, Exil – und wohin soll dann die Sehnsucht führen? «Was mich auch interessiert, ist das, was im Westen – oder im Norden, wo auch immer man das verorten mag – als Globalisierung bezeichnet wird und sich seither als Begriff verbreitet hat. Globalisierung ist in meinen Augen die Ausbreitung des westlichen Einflusses auf die Welt, der unaufhaltsam zu sein scheint, vielleicht aus wirtschaftlichen Gründen. Ich meine indes, dass man nichts verstehen kann, wenn man auf diese Weise die Welt betrachtet.

Wenn man am Beispiel meiner Idee vom Indischen Ozean nicht versteht, dass dies ein kosmopolitisches Konzept darstellt, das unbekümmert vom Westen besteht, dann versteht man nicht, was in der Welt los ist – und vielleicht will man das auch gar nicht verstehen. Ob China, Pakistan oder Afghanistan, das sind Regionen, die ihren eigenen Mittelpunkt haben und andere als Peripherie sehen, und so gibt es nicht nur ein einziges Zentrum der Welt, sondern zahlreiche Zentren und Randbezirke des Weltgeschehens.» Was damit besonders wichtig wird: die gegenseitige Wertschätzung in der Begegnung. Was für ein schöner Traum!

Schwarzer Kanon

Spektakulärer Erotiker

Dagmar Just

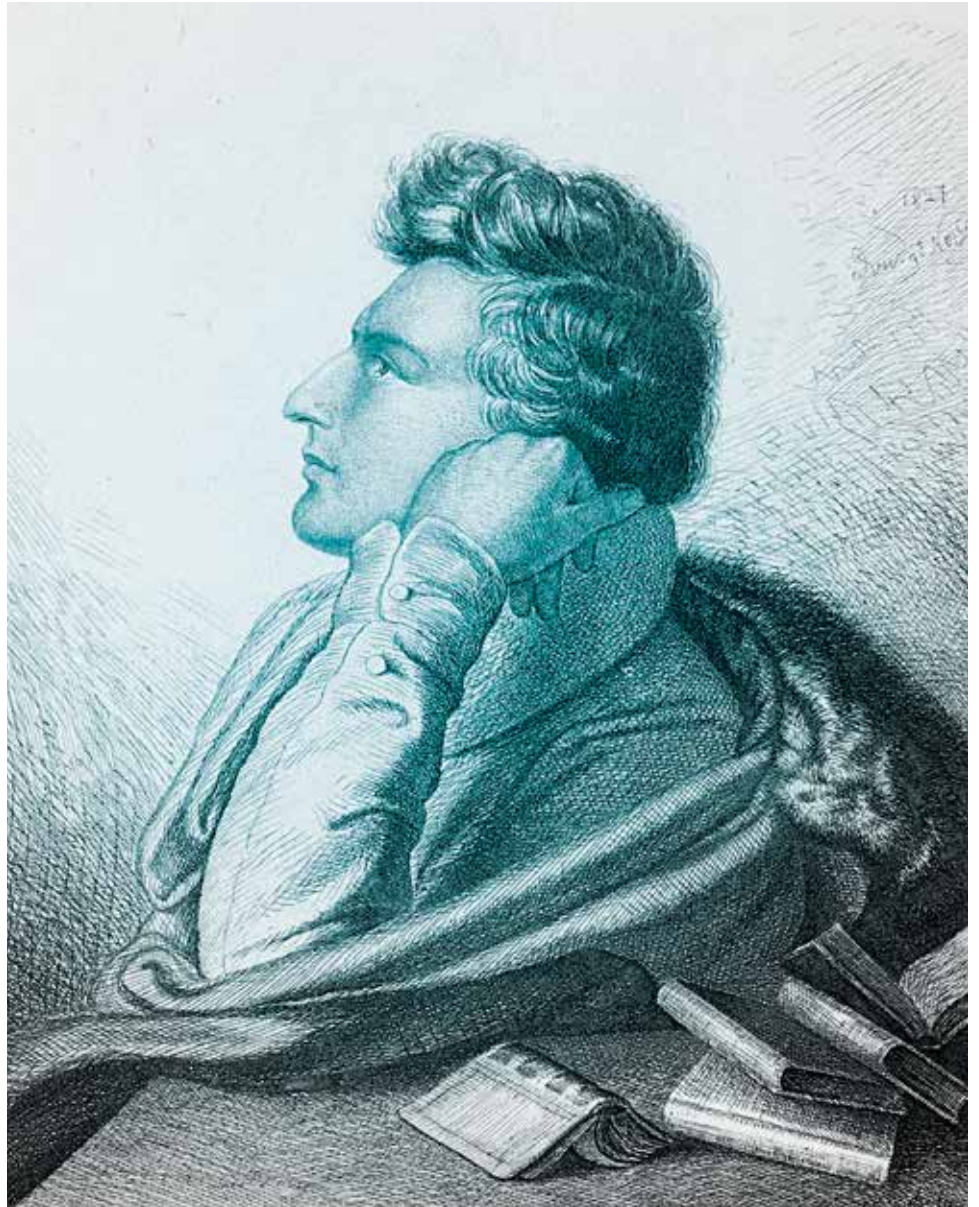
Hubert Wolf, Wolfgang Schopf u. a.:
Die Macht der Zensur. Heinrich Heine
auf dem Index. Patmos, 1998. 272 S.

Am 27. April 1836 besuchte der Direktor des Wiener Hofkammerarchivs, Franz Grillparzer, auf seiner Frankreichreise Europas berühmtesten Deutschen in Paris: «Hatte endlich die Wohnung Heines erfragt und ging heute zwölf Uhr zu ihm [...]. Ein hübscher, runder junger Mann im Schlafrock öffnete. [...] Heine selbst [...]. Er wohnte da in ein paar der kleinstmöglichen Stuben mit einer oder zwei Grisetten, [...] die in den Betten herumstörten, von denen er mir eine [...] als seine *petite* bezeichnete.»

Der Mann im Schlafrock ist wie sein Besucher Jurist, stammt aus Düsseldorf, aus betuchter jüdischer Familie, und hatte eigentlich ein normaler deutscher Anwalt oder Literaturprofessor werden wollen. Dafür liess er sich sogar taufen. Aber da er kein Blatt vor den Mund nahm und Autoritäten lieber provozierte als hofierte, wurde nichts daraus. Also wanderte er «ins Land des Champagners und der Marseillaise» aus, um dort «zu werden, was er ist», ein Genie, über das der deutsche Reichskanzler Otto von Bismarck sagen wird: «Ein Liederdichter, neben dem nur noch Goethe genannt werden darf.» Der Bob Dylan des 19. Jahrhunderts, dessen Gedichte von Massen verschlungen, immer wieder aufgelegt, übersetzt, vertont, gesungen oder neidisch als «Abwischerei» verteufelt werden. Und dessen Prosa so spektakulär neu, explizit sinnlich und politisch inkorrekt ist, dass sie ihn zum roten Tuch für einige der mächtigsten Männer seiner Zeit, inklusive des Papstes, qualifiziert.

Lebensgefährliche Lektüren

Obwohl Heine 1797, im gleichen Jahr wie die Lady des Horrors, Mary Shelley, und der Meister der Melancholie, Franz Schubert, geboren wurde, klingt der Ton, den er in seinen Essays, Reisebildern und Erzählungen anschlägt, nie nach Biedermeier, eher nach 1917 oder 1968: «Die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer Zeit [...] Die Franzosen sind das auserlesene Volk der neuen Religion [...], Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister.» Folgerichtig verbietet der deutsche Bundestag im Dezember 1835 sein Gesamtwerk. Anfang 1836 wird er dann beim Heiligen Stuhl denunziert, vermutlich von der grauen Eminenz in Europas Politik persönlich, Fürst von Metternich.



Bob Dylan des 19. Jahrhunderts: Heine.

Das Index-Tribunal geht gleich an die Arbeit, und schon im Sommer sind drei Konsultoren mit der Prüfung von Heines drei letzten auf Französisch erschienenen Büchern, «De la France» (Paris 1833), «De l'Allemagne» (Paris 1836) und «Reisebilder – Tableaux de voyage» (Paris 1834) beauftragt. Im Herbst berät die Konsultorenversammlung über die Gut-

1845 wird der Papst ihn erneut auf den Index setzen, diesmal mit seinen «Neuen Gedichten».

achten und fällt einhellig das Urteil: *prohibetur*. Zehn Tage später schliesst sich das Plenum der Kardinäle mit dem famosen Fazit an: «Die Heilige Kongregation hat befunden, dass alle drei [Werke] [...] dieses über eine grosse Vorstellungsgabe und eine äusserst lebhaft Phantasie verfügenden Schriftstellers [...] trotz der Anmut des Stils [...] das Verbot unbedingt

verdienen, denn alle drei sind voller Irrtümer, Gotteslästerungen, Unanständigkeiten und Grundsätzen, die den Umsturz der sozialen Ordnung beabsichtigen.»

Am 3. Oktober gibt Papst Gregor XVI. sein Placet; das Dekret geht in die Druckerei, und am 7. Oktober steht es bereits an allen Kirchentüren: «Niemand wage, gleich welchen Ranges und Standes, die genannten verurteilten und geächteten Werke an gleich welchem Ort und in gleich welcher Sprache entweder hinfort herauszugeben oder [...] zu lesen oder aufzubewahren, sondern er ist gehalten, unter Androhung der im Index der verbotenen Bücher genannten Strafen, sie den [...] Inquisitoren gegen die häretische Verkehrtheit zu übergeben.» Das ist der Ritterschlag: Heine als erster und letzter grosser deutscher Autor nach Luther und Lessing, den der Vatikan in den schwarzen Kanon der lebensgefährlichen Lektüren aufnahm.

Das Dekret ist auf den 22. September 1836 datiert. Da bleiben dem Mann mit den zwei

Grisetten im Bett noch genau zwanzig Jahre. Provokant wird er weiterschreiben und weiterlieben: «Diese schönen Gliedermassen / Kolossaler Weiblichkeit / Sind jetzt, ohne Widerstreit, / Meinen Wünschen überlassen.» Das literarische Frankreich wird ihn dafür bewundern und das Aussenministerium mit einem jährlichen Stipendium versorgen, während Deutschland ihn mit einem Steckbrief und Einreiseverbot belegt. Er wird seine *petite* heiraten, und das Duell in der Woche danach im Wald von Saint-Germain-en-Laye bei Paris mit einem beleidigten Frankfurter Kaufmann wird er nur deshalb überleben, weil dessen Kugel an seiner Brieftasche abprallt: «Gut angelegtes Geld», wie er später erklärt.

1845 wird der Papst ihn erneut auf den Index setzen, diesmal mit seinen «Neuen Gedichten» – darunter auch der Lieblingssatz aller Deutschenfresser: «Denk ich an Deutschland in der Nacht, / Dann bin ich um den Schlaf gebracht.»

Sissis Wunschbräutigam

Die deutschen Junggenies Richard Wagner, Karl Marx und Friedrich Engels pilgern zu ihm, Österreichs Kaiserin Sissi wählt ihn zu ihrem Wunschbräutigam. 1846 erklärt ihn die Presse für tot. 1848 bricht er tatsächlich zusammen, im Louvre vor der Venus von Milo. Danach beginnt sein achtjähriges Finale furioso: Krämpfe, Lähmungen, Sehschwäche, Morphium. Tapfer nennt er es «die Krankheit der glücklichen Männer» – Syphilis – und reimt wie ein Gott: «Sie küsste mich lahm, sie küsste mich krank, / Sie küsste mir blind die Augen; / Das Mark aus meinem Rückgrat trank / Ihr Mund mit wildem Saugen.» Am 17. Februar 1856 stirbt Heine und wird in Paris unweit von Marie Duplessis beerdigt, der begehrtesten Kurtisane von Paris, besser bekannt als Kameliendame.

Einsamer Kampf gegen sich selbst

Rolf Hürzeler

Edgar Rai: Ascona. Piper. 256 S., Fr. 31.90

Ascona ist für Erich Maria Remarque nicht nur Sonnenschein. «Seit der Schriftsteller gekommen ist, verschlechterte sich seine Verfassung, er trank zu viel. Rauchte zu viel, sass herum.» Er sei zu eitel gewesen, um diesen Zustand zu akzeptieren, aber nicht eitel genug, um ihn zu ändern.

So schildert der deutsche Autor Edgar Rai die inneren Kämpfe, die der 1898 geborene Schriftsteller Erich Maria Remarque mit sich austrug, als er in den dreissiger Jahren auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn stand.

Sein Roman «Im Westen nichts Neues» über die Sinnlosigkeit des Ersten Weltkriegs machte Remarque weltberühmt und zu einem vermögenden Mann. Der Schriftsteller floh aus Berlin nach Ascona, als Adolf Hitler deutscher Reichskanzler wurde. Dabei war Remarque kein politischer Kopf, aber er erkannte die Gefährlichkeit des Nationalsozialismus frühzeitig.

Zärtliches Geflüster

Edgar Rai hat sich nun in seinem biografischen Roman «Ascona» dieser unruhigen Zeit im Leben von Remarque angenommen. Nach einer langen Fahrt in seinem schicken Lancia fand Remarque im Tessin eine stetig wachsende Bohème antinazistischer Exilanten vor: Die Schauspielerinnen Tilla Durieux war dabei,

ren Gedanken zu fassen, war ein Ding der Unmöglichkeit», interpretiert Rai, nachdem sie Remarque, längst geschieden von ihm, ins Tessin folgte. Der neue Anlauf entwickelte sich für beide zu einer schmerzhaften Quälerei. Besonders, nachdem Remarque die Schauspielerin Marlene Dietrich getroffen hatte und dem «blauen Engel» verfallen war.

Die beiden fanden sich in einer *Amour fou*. Die Dietrich war für ihn der «Puma»; sie nannte ihn angeblich «Schnupsilein». Zärt-

Die Dietrich war für ihn der «Puma»; sie nannte ihn angeblich «Schnupsilein».

liches Geflüster hin oder her, Remarque litt fürchterlich, denn die Dietrich konnte sich keine exklusive Beziehung vorstellen und nächtigte weiterhin fröhlich mit Männlein und Weiblein gleichermassen. Mit dem Ergebnis, dass Remarque noch tiefer ins Glas blickte, als er es ohne Liebeskummer bereits zu tun pflegte. Der Leser spürt spätestens an dieser Stelle, dass Remarque in seiner noblen Casa Monte Tabor direkt am See entsetzliche Qualen litt, auch wenn es ihn bis zu seinem Lebensende im Jahr 1970 immer wieder nach Ascona zog, wo er begraben liegt. Die Casa steht übrigens noch, ist aber in Privatbesitz. Der Versuch, sie als Kulturzentrum zu betreiben, scheiterte vor ein paar Jahren an den Kosten.

Manchmal salopp

Das damalige Dorf hat mit dem heutigen nur den Namen gemein. Wer heute die Via Borgo mit ihren Boutiquen hinaufspaziert, sucht das berühmte «Caffè Verbano» vergeblich. Es ist längst verschwunden, und doch gibt es Reminiszenzen: Das Museo Comunale d'Arte Moderna zeigt in einer Dauerausstellung Gemälde von Marianne von Werefkin, die zu Remarques Zeit das Dorfleben mitprägte. Allerdings standen sich die beiden nicht sehr nahe.

Remarque fand in Ascona weniger denn je zu seinem Schreiben. Er überarbeitete seinen unfertigen Roman «Drei Kameraden» über drei Schicksalsgenossen, die nach dem Ersten Weltkrieg eine Autowerkstatt betreiben. Die kränkliche Bürgerstochter Pat bringt deren Leben durcheinander, vor allem aber entwickeln sich die politischen Verhältnisse für die jungen Leute bedrohlich. Der Roman durfte in Deutschland nicht erscheinen. Er wurde zwar ebenfalls verfilmt, hatte aber nicht den Erfolg von «Im Westen nichts Neues».

Auch wenn die historischen Deutungen manchmal etwas gar salopp erscheinen, hat Edgar Rai alles in allem ein berührendes Buch geschrieben.



die Lyrikerin Else Lasker-Schüler; der Kommunist Ernst Toller sowie die Malerin Marianne von Werefkin gehörten dazu.

Sie fanden sich zu einer kunterbunten Familie, die sich Tag und Nacht im Kaffeehaus «Verbano» an der Via Borgo traf. Der Schriftsteller Curt Riess beschrieb in den 1960ern dieses Leben in seiner «Geschichte des seltsamsten Dorfes der Welt». Es erschien Ende August mit einem Nachwort der Journalistin Esther Scheidegger neu.

Im Gegensatz dazu konzentriert sich Rai auf die sechs Jahre Remarques am Lago Maggiore bis zu seiner Flucht 1939 in die USA. Rai folgt den biografischen und den historischen Grundzügen der Geschehnisse, nimmt sich aber alle erzählerischen Freiheiten. Etwa, wenn er von dem komplizierten Verhältnis Remarques zu seiner Ex-Frau Jutta Zambona berichtet: «In Juttas Gegenwart einen kla-



Innere Zusammenhänge: Schriftstellerin Nguyen Phan Que Mai.

Vietnams Trauma

Bernadette Conrad

Nguyen Phan Que Mai: Der Gesang der Berge. Aus dem Englischen von Claudia Feldmann. Insel. 429 S., Fr. 35.90

Wo hört der eine Krieg auf und fängt der nächste an? Als die Grossmutter ihrer Enkelin aus ihrem Leben zu erzählen beginnt, ist sie mit ihr gerade aus Hanoi aufs Land geflüchtet, um den amerikanischen Bomben zu entkommen. Man schreibt das Jahr 1972. Sollen ihre Geschichten von einer malerisch schönen Kindheit in den 1920er Jahren die junge Guave – wie die Grossmutter ihre zwölfjährige Enkelin zärtlich nennt – trösten? Denn Guave hat nur sie, ihr Vater ist als Soldat, die Mutter als Ärztin auf den Schlachtfeldern unterwegs, von ihrer Tochter sehnsüchtig zurückersehnt.

Aber auch die Kindheitsgeschichte der Grossmutter läuft auf jenen Moment zu, in dem der Wahrsager des Dorfes ihr, selbst erschrocken, ein äusserst hartes Leben voraussagen wird. Und so war es dann auch gekommen. Dass es nicht noch schlimmer werden könne, nachdem sie als junges Mädchen sah, wie von einem japanischen Soldaten dem eigenen Vater der Kopf abgehackt wurde, stellte sich als frommer Wunsch heraus.

Als junge Mutter von fünf Kindern war sie Mitte der 1940er Jahre in die Wirren des Indo-

chinakrieges geraten und hatte sich auf einer fürchterlichen Flucht durch die gleichzeitige Hungersnot gezwungen gesehen, ein Kind nach dem anderen in der Obhut anderer Menschen zu lassen. Die ältere Tochter – Guaves Mutter – hatte entsetzt reagiert: «Warum sollte ich dir vertrauen? Du hast gesagt, du würdest uns nicht aus den Augen lassen, aber du hast genau das Gegenteil getan.» Ich war zur schlechtesten Mutter geworden wie ein Schmetterling ohne Flügel, wie ein Baum ohne Laub und Äste [...] Und was auch immer mit uns geschah, sie würden mir vielleicht niemals verzeihen.»

Kugeln, Schüsse, Flucht und Tod

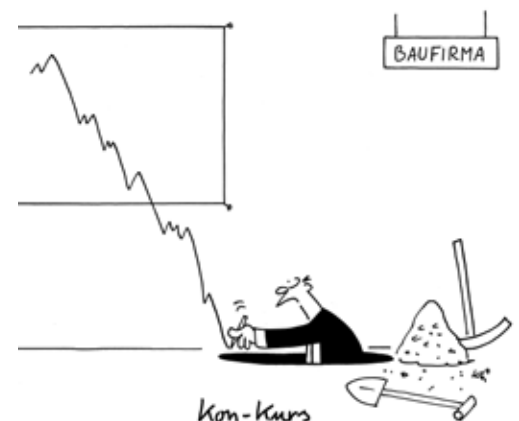
Vielleicht muss man die extreme Geschichte Vietnams im 20. Jahrhundert genauso lesen, aus der Perspektive eines Menschen, der erlebt hat, wie ein Krieg dem nächsten die Hand reicht. Auf das Joch der französischen Kolonialmacht war die japanische Verwaltung während des Zwei-

«Ich war zur schlechtesten Mutter geworden wie ein Baum ohne Laub und Äste.»

ten Weltkriegs gefolgt, an dessen Ende begann 1946 der Indochinakrieg gegen die Kolonialmacht – an dessen Ende, 1954, sich der Beginn des fürchterlichen Vietnamkrieges abzeichnete.

Guaves 1920 geborene Grossmutter hat so viel mehr Kriegsjahre erlebt als Zeiten des Friedens, dass man als Leserin Orientierungs-

schwierigkeiten bekommen kann: War es ihr Bruder oder Sohn, der erschossen wurde, nachdem sie noch am Morgen fröhlich miteinander gesprochen hatten? Der heimkommt im Rollstuhl, ohne Beine, und das Leben nur noch mit Schnaps ertragen kann, ist ihr Sohn Dat. Statt des anderen Sohnes kommen zwei Polizisten mit der Todesnachricht. Und als schliesslich Guaves Mutter heruntergehungert und verwundet vor der Tür steht, ist sie vor allem psychisch in einer Weise traumatisiert, dass Guave keinen Zugang mehr zu ihr finden kann. «Ich war erst fünfzehn und konnte nicht verstehen, dass der Krieg meine Mutter verschlungen und als jemand anders wieder ausgespuckt hatte. Ich verstand nicht, warum sie im Schlaf so laut schrie, von Kugeln, Schüssen, Flucht und Tod. Ich verstand manche ihrer Worte nicht. Und ich verstand nicht, warum der Name meines Vaters auf ihren Lippen so traurig klang.» >>>



Kein Schrecken, kein Trauma kann verdaut und verkraftet werden, wenn nicht eine lange Zeit des Friedens die Bereitschaft zu Aufarbeitung, zu Mitgefühl und Zuhören schafft: Diese leise Hoffnung immerhin zeichnet sich in den Jahren nach 1976 auch in Guaves Familie ab. Aber Ideologie, dies grausame Unterfutter des Krieges, wirkt weiterhin im nun gespaltenen Land: Dass die tapfere Grossmutter ihren Beruf als Lehrerin aufgegeben hat, um als Händlerin genug zum Lebensunterhalt für alle jüngeren Familienmitglieder, die Kriegsheimkehrer, die Enkelin, zu verdienen, wird der Familie als «Kapitalismus» ausgelegt: «Bodensatz der Gesellschaft, der weggeputzt werden müsste.» Und auch das ist nicht alles. Der Giftstoff Agent Orange bringt verstümmelte Kinder in die Welt. Nein, ein Vorbei scheint es nicht zu geben.

«Ich erkannte, wie abscheulich der Krieg war. Wenn er diejenigen, die er berührte, nicht tötete, nahm er ihnen einen Teil ihrer Seele, sodass sie nie wieder ganz werden konnten», stellt Guave fest, als sie beschliesst, über all das zu schreiben. «Ich schrieb für Grossmama, die gehofft hatte, dass das Feuer des Krieges ausgelöscht würde, und sich doch immer wieder an seiner Glut verbrannte. Ich schrieb für meine Onkel, meine Tante und meine Eltern, die hilflos waren in diesem Kampf von Bruder gegen Bruder und deren Krieg immer weiterging, ganz gleich ob sie lebten oder tot waren.» In klarer poetischer Sprache weiht dieses bemerkenswerte Buch in innere Zusammenhänge der vietnamesischen Gesellschaft ein – und erinnert über Vietnam hinaus an die auf Generationen hinaus vernichtende Dimension von Krieg.

Bedrohter Rechtsstaat

Walter Hollstein

Ralph Knispel: Rechtsstaat am Ende. Ein Oberstaatsanwalt schlägt Alarm. Ullstein. 240 S., Fr. 29.90

Die Zustände machen Angst: Justiz und Polizei sind überfordert und können ihren eigentlichen Aufgaben von Ordnungsmacht und Strafverfolgung nicht mehr zureichend nachkommen. Schon lange nicht mehr, wie der eindrückliche Erfahrungsbericht des Berliner Oberstaatsanwalts Ralph Knispel in dessen neuem Buch «Rechtsstaat am Ende» belegt. Als Folge erodiert der Vertrauens- und Ansehensverlust des Rechtsstaats.

Knispel zitiert die Präsidentin des Bundesgerichtshofs, Bettina Limperg, die schon 2014 mahndend darauf hingewiesen hatte, dass «eine Krise des Rechtsstaats immer auch einhergeht mit einer Krise der Demokratie

und beides Gift für die Wurzeln unserer gesellschaftlichen Ordnung ist». Wenn aber das Vertrauen in die vorgegebene Ordnung und deren Institutionen schwindet, schwindet auch der Respekt vor deren Trägern. Das belegt Knispel eindrücklich mit den dramatisch zunehmenden Verstössen und Widerstandshandlungen gegen Polizisten, wobei diese sich gezwungenermassen schon aus verschiedenen Gebieten zurückziehen mussten. «Tatsächliche – oder als solche empfundene – rechtsfreie Räume gibt es in mehreren Grossstädten des Landes. Vor allem in Berlin, Essen und Duisburg kontrollieren kriminelle Banden ganze Stadtviertel.» Diese drei Metropolen sind auch Hochburgen der arabischen und türkischen Clans.

Knispel liebt seinen Beruf. Zu Beginn des Buchs bekennt er: «All die Überraschungen und Enttäuschungen, die mein fast drei Jahrzehnte währendes Dienstleben bei der Staatsanwaltschaft geprägt haben, konnten mir meine Begeisterung für meinen Beruf nicht nehmen.» So will er auch nicht resignieren oder Dienst nach Vorschrift machen, sondern verändern und verbessern. «Deshalb will ich mit meinem Buch nicht nur auf gravierende Mängel unseres Rechtsstaats aufmerksam machen, sondern auch Wege aufzeigen, wie diese zu beheben sind.» Dazu gehören unter anderem Massnahmen wie die Schliessung der Personallücken in Polizei und Justiz, die bessere und zeitgemässe Ausstattung beider Bereiche oder eine adäquate Fortbildung der dort Beschäftigten.

Das Buch ist ein höchst aktuelles Zeitdokument, das aufrüttelt, aber auch Angst macht. Es ist hochspannend und makaber zugleich. Was darin exakt geschildert wird, lässt sich im Übrigen auch auf die Schweiz übertragen. Betroffene aus Justiz und Polizei bestätigen die Aussagen von Ralph Knispel seit langem.

Erinnerung an Nietzsche

Eine soziologische Dimension wird man ergänzen müssen: Seit den Hoch-Zeiten der Konjunktur hat sich Vater Staat peu à peu verändert; er ist mütterlicher geworden. Der Ausbau sozialer Netze und Versicherungen, die Betonung von Wohlfahrt und Fürsorge und die entsprechenden Institutionen zeigen das an. Empathie und Nachgiebigkeit, die Abschaffung von Schulnoten, die Humanisierung des Strafvollzugs sind Ausdruck einer Gesellschaft, die humaner sein möchte als ihre Vorgängerinnen.

Das ist auch gut so. Aber dabei darf nicht in Vergessenheit geraten, dass Vater Staat ebenso sehr Eigenschaften und Verlangen verkörpert, ohne die eine Gesellschaft auf Dauer nicht aufrechtzuerhalten ist: Leistungsansprüche, Fordern, Strenge, Strafe und Ordnung.



Die Bibel Mein Inneres

Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Aussen haltet ihr Becher und Schüssel rein, inwendig aber sind sie voller Raub und Gier (Matthäus 23, 25). – Zu diesem Bibelvers könnte ich etwas über die Pharisäer schreiben. Damit würde ich dem eigentlichen Thema ausweichen und selber zum Pharisäer werden. Deshalb gehe ich gleich davon aus, dass ich ein Pharisäer bin, und beziehe die Aussage Jesu auf mich: Es gibt bei mir einen Unterschied zwischen innen und aussen. Ich verdecke nach aussen allerlei Gefühle und Gedanken, die mich bewegen. Zum Beispiel bin ich zuweilen verärgert über Personen oder Ereignisse. Es kommt vor, dass ich jemanden blöd finde. Doch lasse ich es mir nicht anmerken. Mit zunehmendem Alter werde ich über manche Entwicklungen ungehalten. Daraus ergeben sich unfreundliche Gedanken über deren Urheber. In meinem Innern brodelt es manchmal. Paulus präzisiert im Galaterbrief: Feindschaft, Streit, Eifersucht, Zorn, Eigennutz, Zwietracht, Parteilung, Missgunst, Trunkenheit, Übermut (5, 20 f). Egal, was auf mich zutrifft: Wahr ist, dass sich mein Inneres nicht immer deckt mit dem, was ich nach aussen darstelle.

Vermutlich kennen das auch andere Menschen. Unschöne Gefühle gehören zu den menschlichen Grundtönen. Begrüssungsrituale sind dazu da, diese zu zähmen, etwa der Handschlag als Zusage, dass ich keine Waffe zücke. Das wirkt. Feindseligkeiten werden durch Begegnungen und Blickkontakte gezähmt. Alle Gefühle ungefiltert nach aussen zu stülpen, wäre unsittlich. Aber sobald meine Aussenwirkung mich beherrscht, kippen die guten Sitten in Heuchelei und Lüge. Das verhärtet die Fronten und die Herzen. Meine inneren Minenfelder sollte ich anschauen und bedenken. Und Gott bitten, dass auch er sie anschaut – und entschärft.

Peter Ruch

Unaufdringliche Schönheit

Mit der Eröffnung des Chipperfield-Baus ist das Kunsthaus Zürich in Bewegung geraten. Die Erweiterung – überzeugend.

Angelika Maass

Je deutlicher der Chipperfield-Bau Gestalt annahm, desto grösser wurde die Vorfreude. Nun steht er da, gross in jeder Hinsicht, erfüllt von Kunst und Leben, offen für alle, die sich auf das wechselvolle Abenteuer Kunst einlassen wollen. Denn Kunst ist und bleibt ein Abenteuer: des Zu-sich-selberkommens, der Stellungnahme, des Fremdgehens, der freiwilligen und unfreiwilligen Verbindungen. Wenn Kunst dann einen so passenden Ort bekommt, wie ihn das erweiterte Kunsthaus bietet, ist das Grund zur Freude und zur Dankbarkeit. Und ja, auch das: Man darf stolz sein auf dieses grösste Kunstmuseum der Schweiz.

Die Kunsthaus-Erweiterung musste erdauert werden. Zwischen der von der Zürcher Kunstgesellschaft entwickelten Idee und der feierlichen Übergabe an die Öffentlichkeit liegen zwei Jahrzehnte. Die Idee nimmt Gestalt an, als der englische Architekt David Chipperfield 2008 als Sieger aus dem Wettbewerb hervorgeht. Doch bis zum Baubeginn 2015 dauert es noch ein paar Jahre: Eine Volksabstimmung muss gewonnen werden, danach bringen Einsprachen und archäologische Abklärungen drei Jahre Verzögerung. 2018 steht der Rohbau, im März 2021 kann der Betrieb aufgenommen werden. Dass es so lange dauerte, war, wie Hausherr Christoph Becker rückblickend betont, kein Nachteil, war es doch auch eine Zeit der lebendigen, in die Zukunft gerichteten Entwicklung.

Das alles ist, jedenfalls für den Moment, Geschichte. Wer das ebenso monumentale wie elegante Gebäude mit seiner unter allen Lichtverhältnissen klar und gleichzeitig zart erscheinenden Fassade zum ersten Mal betritt, dem darf man raten: Machen Sie's wie ich, gehen Sie einfach hin, um sich zu freuen. Grund dafür gibt es genug.

Mein erster Eindruck: Nach gut vier Stunden fühlte ich mich schon ganz zu Hause, was angesichts der Grösse insbesondere der zentralen Halle mit dem luftig-schönen Treppenbereich überraschen mag. Zum Gefühl grosszügiger Wohnlichkeit tragen die geradezu genial aufeinander reagierenden Horizontalen und Ver-

tikalen bei, das viele natürliche Licht, das bestechende Farbkonzept, das von Weiss- und Grautönen bestimmt wird, vom hellen Braun der Eichenböden und vom Messinggold der Türen, Handläufe, Wandbekleidungen. Erstaunlich, wie warm der Marmor im Foyer und in den öffentlichen Bereichen wirkt, wie elegant der Sichtbeton, der in einzelnen Räumen als oberer Wandabschluss sogar intime Atmosphäre erzeugt.

Pipilotti Rists Wohlfühloase

Unaufdringliche Schönheit kennzeichnet den Neubau, gepaart mit Durchlässigkeit, die den Chipperfield-Bau klar in seinem Umfeld verortet und das dialogische Wechselspiel von Innen und Aussen fördert, nicht zu sprechen von den Korrespondenzen, die sich zum bestehenden Kunsthaus ergeben, real und im übertragenen Sinn als Fortsetzung der Tradition des Hauses. Diese Rücksichtnahme gehört zu den grossen Vorzügen des Erweiterungs-

Ausruhen, auftanken bei den Fauves, den Expressionisten, den Klassikern der Moderne.

baus, und man stimmt Chipperfields Gedanken zu, «die Schaffung des neuen Gebäudes als einen Akt der Konsolidierung zu betrachten».

Mit einem einzigen Besuch ist es nicht getan, aber ein einziger Besuch reicht, um sich von der auf zwei Stockwerken gezeigten Kunst begeistern zu lassen. Eigentlich sind es noch mehr Stockwerke, doch das Untergeschoss mit der Verbindung zum bestehenden Kunsthaus und das weitläufige Erdgeschoss mit Eingangsbereich, Foyer, Museumsshop, Bar, Festsaal und allein vier Räumen für Museumspädagogik lassen wir beiseite.

Zwei Stockwerke für die Kunst: Das bedeutet über 5000 Quadratmeter Ausstellungsfläche mehr, die zu den fast 6500 bisherigen von Moser-, Müller- und Pfister-Bau hinzukommen. Sie sind verteilt auf 33 Räume – kein einziger gleich gross wie der andere, was zum



Wechselspiel: Impressionen

lebendigen Raumerlebnis in diesem «Haus der Räume» (Christoph Felger, Chipperfield Architects Berlin) beiträgt.

Nun also die Treppe hinauf in den ersten Stock. Rechts oder links? Links, voller Vorfreude auf das zu erwartende «Fest der Farbe». Unter diesem Titel hatte das Kunsthaus die Sammlung Merzbacher vor fünfzehn Jahren im Pfister-Bau präsentiert; das grosse Leuchten war auf ein begeistertes Echo gestossen. Hier ist es nicht anders, denn es handelt sich – nicht nur, aber doch vor allem – um Werke, denen man sich vorbehaltlos hingeben kann. Ausruhen, auftanken bei den Fauves, den Expressionisten, den Klassikern der Moderne: Kirchner, Heckel, Klee, Chagall, Beckmann, Matisse, Modigliani, Derain, Kandinsky.

Über siebzig Werke hat das Kunsthaus ausgewählt, auch jüngere wie «Harmony in Rose» von Bridget Riley sind darunter. Unauffällig ist an einer Wand zu lesen, was Werner Merzbacher, dessen Eltern Opfer des Holocaust wurden, dem Publikum angesichts seiner Sammlung wünscht: «viel Freude» und «positive Gefühle». Die hat man auch, wenn man am Ende oder in einer Pause zwischendurch in Merzbachers jüngste Erwerbung für seine Sammlung eintaucht und alle Gedanken loslässt: Pipilotti Rists musikalisch untermalte Wohlfühloase «Turicum Pixelwald». Auf mehr fremde und nicht nur positive, aber immer intensive Gefühle müssen sich die Besucherinnen



des Chipperfield-Baus in Zürich.

und Besucher in den drei Räumen für Gegenwartskunst einstellen und dem auf Zeit eingerichteten «Interventionsraum». Packend die Positionen gleich mehrerer klar Stellung beziehender Künstlerinnen; stark und ästhetisch ausdrucksvoll in ihrer Materialität Danh Vos Fragmente der Freiheitsstatue, die der Starkünstler in aller Welt verstreut hat.

Versprechen für die Zukunft

Immer wieder darf man sich darüber freuen, wie viel Raum den einzelnen Kunstwerken gegeben ist, so dass Beziehungen, Gemeinsamkeiten oder Gegensätze wunderbar zum Sprechen kommen. Sammlungskonservator Philippe Büttner und Mirjam Varadinis, Kuratorin für Gegenwartskunst, haben überzeugende Arbeit geleistet. Wie ausdrucksvoll ist etwa, nun bereits in der rechten Hälfte des ersten Geschosses, der Zusammenklang von Gerhard Richters «Acht Lernschwwestern», Andy Warhols «Silver Car Crash», Sigmar Polkes blutiger «Levitation» und Isa Genzken «TV»-Skulptur. Und was für einen still-grandiosen Auftritt hat Cy Twombly am anderen Ende der rechten Seite; mehr als einmal hat es mich an meinem Chipperfield-Kunsttag dort hingezogen, vorbei am attraktiven Dada-Kabinett und den Readymades der anderen Art aus dem Darknet. Dreizehn Twombly-Werke in einem Raum, erfüllt von Mythos und Antike, Sehnsucht nach Ursprung. Dominant: das



hohe Gemälde «Die Rache des Achilles» mit der bluttriefenden Speerspitze, zusammen mit drei plastischen Arbeiten eine Art Altar für Twombly bildend. Ihm gegenüber die nicht weniger expressiven Augen- und Gedankenbilder «Goethe in Italy» – nicht dass ich Twombly nun verstehen würde, aber näher als in diesem Raum kam er mir noch nie. Von Twombly aus in die zweite Privatsammlung im ersten Stock, die drei Räume der Sammlung Looser, die zuletzt vor zwei Jahren als Versprechen für die Zukunft im Moser-Bau präsent war. Rund siebzig Werke, viele sprühend vor Energie, andere explosiv in ihrer Kompaktheit oder Offenheit: Willem de Kooning, John Chamberlain, Agnes Martin, Richard Serra sind nur einige der Namen. Auch Ellsworth Kelly gehört dazu, dessen minimalistischem Relief «White Curve» man bereits in der Treppenhalle begegnen konnte, wo es eine Wand buchstäblich beflügelt.

Raumflucht für Monets Seerosenbilder

Im zweiten Geschoss erstrahlt mit rund 170 Werken die Bührle-Sammlung. Hier, zwischen Werken des Impressionismus und Nachimpressionismus, den Gemälden alter und neuer Meister, kommt man aus dem Staunen nicht heraus. So schön wie hier waren sie noch nie zu sehen, und wir vergessen für einen Moment die Polemiken um den Sammler Emil Bührle. Das Kunsthau ist auf alle Fälle um

Offenheit bemüht, neue Erkenntnisse werden fortlaufend im Dokumentationsraum zur Sammlung einfließen. Neben Räumen für Sonderausstellungen (eben jetzt zu sehen «Earth Beats», ein «künstlerisches Plädoyer zum Schutz der Erde») bietet das zweite Geschoss eine grossartige vierteilige Raumflucht für Monets Seerosenbilder, sammlungseigenen Impressionismus und Neuerer der Moderne wie Picasso, Matisse, Léger. Auch hier ist für Überraschungen gesorgt, denn neu ist mit «Femme au miroir» unter den grossen Namen auch Platz für Alice Bailly. Der vierte Raum gehört Hodler und Segantini: voller Klang und weit sich öffnend. Seelenlandschaften. Was Hodler vor mehr als hundert Jahren gesagt hat, ist noch immer zu erleben: «Sehen Sie, wie da drüben alles in Linien und Raum aufgeht? Ist Ihnen nicht, als ob Sie am Rand der Erde stünden und frei mit dem All verkehrten?»

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

itjobs CH
KARRIERE AUF SICHER



Kein Heavy-Metal-Held, den er nicht vor die Linse bekommen hätte: Musiker Simmons und Sängerin Skin.

Fotografie Mit Leib und Seele

Gion Mathias Caveltz

Joseph Carlucci: 45 Years
of Rock Photography by Joseph Carlucci.
Carlucci-Verlag, 276 S., Fr. 79.–

Die Frankfurter Buchmesse steht wieder vor der Tür, und niemand hat Lust, einem Buch näher als 300 Meter zu kommen. Geschweige denn, ein Buch zu lesen. Im Falle des Pracht-Fotobandes «45 Years of Rock Photography by Joseph Carlucci» muss man das zum Glück auch nicht, denn 99,999 Prozent darin sind Fotos. Und dem Werk möglichst nahe-zukommen, lohnt sich definitiv. Denn echter, hochprozentiger Rock-'n'-Roll-Schweiss spritzt einem nur so entgegen, wenn man darin blättert. Der Geruch extrahaariger, ungewaschener Achselhöhlen zerstört einem die Nase. Und inmitten der globalen Corona-Zombifizierung erwacht man selbst wieder zum Leben.

Ein ewiger, glühender Fan

Es gibt keinen Heavy-Metal-Helden, den Joseph Carlucci im Laufe seiner 45-jährigen Karriere nicht vor die Linse bekommen hätte, sowohl vor wie auch hinter der Bühne: Lemmy, Ronnie James Dio, Alice Cooper, die Musiker von Iron Maiden, Metallica, AC/DC, Kiss, Slayer, Black Sabbath, Deep Purple. Ob in der Realität bereits tot, halbtot oder offiziell noch am Leben: In seinem 276-seitigen Opus magnum im LP-Format kicken sie ass, wie man im Rock-Jargon zu sagen pflegt.

Wer ist nun aber dieser Joseph Carlucci? «Er ist ein Teil der Metal-Szene», äussert sich Rockmusik-Experte Lukas Rüttimann. «In der Schweiz gab es kein Konzert, an dem Carlucci nicht war. Generationen von Fotografen kamen und gingen – Joseph ist nach wie vor an vorderster Front dabei.» Ein Besessener also. Einer, der sich mit Leib und Seele dem Metal verschrieben hat (respektive, glücklicherweise, verfoto-grafiert). Ein ewiger, glühender Fan.

Carlucci selbst – das wird bei einem Treffen in einer Sushibar im Zürcher Niederdorf schnell klar – ist kein Rockstar. Er ist ein höflicher, zurückhaltender Gentleman; nur dank seiner Diskretheit konnte er 45 Jahre lang überhaupt im Umkreis seiner Idole überleben. Üble Backstage-Geschichten gibt es von ihm keine zu hören; in seiner gesamten Laufbahn hat er «nie einen Schwanz gesehen», wie er auf die Frage, wer im Rock-Business den Grössten habe, sachlich zu Protokoll gibt (im Originalton tönt das aus dem Mund des seit 55 Jahren in der Westschweiz wohnhaften, 1956 in Nociglia zur Welt gekommenen Süditaliensers so: «Non ho visto nessun cazzo in 45 anni di foto»). Hm. Das grenzt dann doch schon fast an ein Wunder.



Opus magnum im LP-Format:
Starfotograf Carlucci.

Mit dem Fotografieren angefangen hat er 1974, aus Leidenschaft: Uriah Heep in Bern, in der Ur-formation mit David Byron als Sänger; «Ed è li che sono caduto nel brodo, come si dice.» Arbeiten von ihm erschienen in der Folge in *Aardschok*, *Enfer Magazine*, *Rock Hard*, *Metal Hammer*, *Hard & Heavy* oder im *Planet Rock* (GB); aber auch in der *Elle*. Als der Verfasser dieses Artikels wissen will, was denn das Wildeste, Rockstarmässigste wäre, was sein Gegenüber ad hoc zustande brächte, antwortet Carlucci: «Wenn ich Sie die Rechnung für das Mittagessen bezahlen liesse.» Am Schluss des Gesprächs zahlt natürlich Carlucci.

Film

MeToo im Jahr 1386 Wolfram Knorr

The Last Duel (USA, GB, 2021).
Von Ridley Scott. Mit Matt Damon,
Adam Driver, Jodie Comer, Ben Affleck

Nur wenige Stunden bevor am 6. Januar 2021 Randalierer das US-Kapitol stürmten, forderte Trump-Adlatus Rudy Giuliani, die Wahlen durch ein «Kampfverfahren» beizulegen. Der Rückgriff in die Atavismuskiste erinnert an einen Fall, in dem es um einen physischen Kampf als letztes, extremes Mittel ging, ein Rechtsproblem zu lösen: um eine Vergewaltigung im 14. Jahrhundert. Er ist erstaunlich gut belegt und beschäftigt Rechtshistoriker immer wieder. Der US-Historiker Eric Jager, sich auf zahlreiche historische Quellen stützend, veröffentlichte 2004 ein Buch darüber: «*The Last Duel: A True Story of Trial by Combat in Medieval France*».

Es dauerte nicht lange, bis die Geschichte das Interesse der Traumfabrik weckte. Zahlreich waren die Versuche, aber erst Ridley Scott, Fachmann für Wucht-Spektakel («Gladiator», «Robin Hood», «Kingdom of Heaven»), fand sogleich Unterstützung durch Matt Damon und Ben Affleck, die sich als Autoren-Gespann mit «Good Will Hunting» (1997) einen Namen gemacht hatten und gemeinsam mit der Autorin und Regisseurin Nicole Holofcener («Enough Said»), die für die weibliche Perspektive sorgte, das Drehbuch schrieben. Damon und Affleck übernahmen auch entscheidende Rollen. «The Last Duel» ist ein MeToo-Fall aus dem Jahre 1386.

Der normannische Ritter Jean de Carrouges (Matt Damon) und der Knappe Jacques Le Gris (Adam Driver) sind kampferprobte Freunde. Während Carrouges aber immer wieder ins Getümmel muss, um die Abgaben für seine Ländereien zahlen zu können, wird der «Schöngeist» Le Gris ein geringsehener Gast beim lebenslustigen Grafen Pierre d'Alençon (Ben Affleck) und macht Karriere. Carrouges sucht einen Ausweg aus seinem pekuniären Dilemma



Barbarische Höllenfahrt:
«The Last Duel» von Ridley Scott.

durch die Heirat mit der reichen Marguerite (Jodie Comer), die Ländereien in die Ehe einbringt. Stolz oder Glück kennt Jean nicht, nur Schlachten. Während er wieder mal eine solche für König Karl VI. schlägt und die Gattin alleine lässt, wird diese von Jacques vergewaltigt. Der rät ihr nach ruchloser Tat, den Mund zu halten, doch sie denkt nicht daran und erzählt es dem Gatten. Der reagiert wie jeder Macho, ist aber zutiefst in seiner Ehre gekränkt und verlangt Gerechtigkeit, zuerst beim Grafen, der den Fall wegen mangelnder Zeugen ablehnt («Sie muss das geträumt haben»), dann beim König in Paris.

Um Gehör zu finden, griff er auf einen Präzedenzfall aus dem Jahre 1306 zurück, auf das Duell als letztes Mittel für Adlige, denn «gerichtliche Duelle» zur Beilegung von Streitigkeiten, wenn es keine Zeugen gab, waren verboten worden. Jean verlangte eine Ausnahme. Der König gewährte die Wieder-

aufnahme, holte berühmte Anwälte an den Hof, lud Zeugen, die alles aufgriffen, was sich «deuten» liess («Sie erzählte, Jacques hübsch zu finden»), aber zu einem Urteil konnte sich das Gremium nicht durchringen. Jacques beteuerte seine Unschuld, und Marguerite rückte nicht von ihrer Anklage ab. So blieb nur das «gerichtliche Duell», Gottes Entscheidung. Der König ermahnte Marguerite: «Wenn dein Mann verliert, ist er schuldig, und du hast gelogen, wirst nackt an einen Pfahl gebunden und bei lebendigem Leib verbrannt.»

Von Minnesang-Romantik keine Spur

Scott und die Autoren griffen – sich der Dramaturgie des japanischen Klassikers «Rashomon» (1950) bedienend – auf die Perspektiv-Erzählung zurück: Aus drei unterschiedlichen Sichtweisen wird die Vergewaltigung erzählt, und wie ein mittelalterliches Triptychon wirken die verschiedenen Wahrheiten spannungsvoll aufeinander ein: Jeans Jähzorn-Reaktion, Jacques' zynische und rücksichtslose Inbesitznahme der alleingelassenen Marguerite und ihre demütige Erniedrigung, die nach Gerechtigkeit verlangt. «Die Ansicht», dass die Menschen des Mittelalters «in einer dumpfen Gebundenheit gelebt und geschaffen hätten, lässt sich zumindest für das hohe Mittelalter nicht aufrechterhalten. Sie waren äusserst klare Denker, helle Köpfe» (Egon Friedell). Vor diesem Hintergrund ist es zulässig, dass etliche Dialoge sehr zeitgeistig anmuten, aber nie aufgesetzt wirken, weil sie «gelebte» Ausbrüche einer Gesellschaft sind, die in scharfer Gliederung wie eine Kathedrale ansteigend strukturiert war und der man sich zwar unterwarf, aber zugleich auch impulsiv zu widersetzen begann.

So ist Jean de Carrouges die interessanteste Figur. Vom herzoglichen Hof verlacht, von der Gattin geduldet statt geliebt, ein vierschrotiger, des Lesens und Schreibens unkundiger Berserker mit waldschratig verfaltetem Gesicht, wütet er nicht für die Ehre seiner Frau, sondern gegen den Adel, der ihm die Anerkennung zu verweigern scheint, wie eine Mixtur aus Michael Kohlhaas und Puntila. Als ruhelos kampffeiler Gerechtigkeitsfanatiker und wahnhafter Besitzstands-Rabulist sieht er in seiner Frau nur mehr einen Teil seines zu respektierenden Besitzes, mehr nicht. Der Mittelalter-Typus schlechthin, der sich aus «dumpfer Gebundenheit» (Egon Friedell) rauszuhauen versucht. Und Marguerite bleibt bis zum rabiaten Finale statuarisch unerbittlich. Von Minnesang-Romantik keine Spur.

Das «Gottesurteil», das abschliessende Duell, wird zur fulminanten Apotheose des Films – eine ultrabrutale Lanzen-Schwert- und Dolch-Eruption in klingenden, funkensprühenden, scheppernden, knirschenden Ketten- und Metall-Panzerungen. Eine barbarische Höllenfahrt.

Alben für die Ewigkeit



Cream: Disraeli Gears.
Atco Records (1967).

Dürfte ich nur fünf Alben auf eine einsame Insel mitnehmen – dieses Meisterwerk wäre klar dabei. Warum? Es hat diese sagenhafte Triomagie, wenn drei geniale Musiker sich zum optimal richtigen Zeitpunkt finden und alles in jeden Ton reingeben. So haben das nur Cream und The Jimi Hendrix Experience auf diese Art und Weise vollbracht. Kein Studiogebastel und -gefummel. *Live and true.*

Der Eröffnungssong «Strange Brew» ist psychedelischer Bluesrock der feinsten Sorte: Zurückhaltung und zugleich unwiderstehlicher Groove. Allein die Stelle, wo der hypnotische Gesang einsetzt, ist genial: «Strange brew, kill what's inside of you . . .» Die Hitsingle «Sunshine of Your Love» entstand kurz vor Sonnenaufgang. Jack Bruce spielte diesen einprägsamen Basslauf, während der Texter zum Fenster rausschaute und mit «Its getting near dawn when lights close their tired eyes» kam. Stark geprägt wurde diese Nummer jedoch vom eigenwilligen Mister Baker mit den vorwärtstreibenden Triolen an den Drums. In «Tales of Brave Ulysses» verwendete Eric Clapton zum ersten Mal das Wah-Wah-Pedal, noch vor Jimi Hendrix.

Das Schönste neben all den Songperlen ist dieser warme, vertrauliche Sound. Clapton mit seinem einmaligen *woman vibrato* und den sagenhaft melodiosen Soli, Jack Bruce mit einem Bach-geschulten Bassspiel und entrücktem Gesang und schliesslich Ginger Baker, der einen stampedenhaften und hypnotischen Beat dazu klopfte.

Hier waren die Meister ihrer Zeit am Werk. Die Zeit mag vergangen sein, ihr Können keinesfalls. Es tönt taufriech, lebendig und inspirierend.

Chris von Rohr



Eitel- und Empfindlichkeiten: The Beatles.

Pop Auf einer langen, kurvenreichen Strasse

Peter Kemper

The Beatles: Let It Be
Limited 50th Anniversary Super Deluxe Edition.
Universal Music, Fr. 139.00

John Harris (Hg.): The Beatles. Get Back.
Droemer HC, 240 S., Fr. 59.90

«Aufgestanden, nach Twickenham gefahren, bis zur Mittagspause geprobt – bei den Beatles ausgestiegen»: So prosaisch liest sich der Tagebucheintrag von George Harrison, nachdem er am Nachmittag des 10. Januar 1969 in den Twickenham-Filmstudios seinen Bandkollegen nach einem Streit um das Gitarrenspiel im McCartney-Song «Two of Us» lakonisch mitgeteilt hatte: «Ich glaube, ich werde euch jetzt verlassen.» John: (Hört auf zu spielen) «Was?» George: «... die Band». John: «Wann?» George: «Jetzt. Wir sehen uns in den Clubs.»

Harrison war es leid, sich als Juniorpartner ständig von Lennon und McCartney bevormunden zu lassen und forderte mehr Raum für eigene Kompositionen. Vor allem aber konnte er sich nicht mit der Idee anfreunden, die Beatles als «kleine Live-Band» (McCartney) in einem gigantischen Konzert, womöglich in einem Amphitheater in Libyen, neu zu er-

finden. Natürlich kehrte George nach fünf Tagen zurück, und Eric Clapton musste nicht, wie von Lennon vorgeschlagen, als Ersatzgitarist einspringen.

Doch der von Anfang an angestrengt wirkende Nostalgietrip zu ihren jugendlich-unbeschwerten Anfängen als verschworene Gemeinschaft stand unter keinem guten Stern. Zu gross waren mittlerweile die Egos der vier, zu unterschiedlich ihre persönlichen Ziele und Vorlieben geworden, zu stark dominierten Eitel- und Empfindlichkeiten. Harrison sehnte sich in Twickenham nach der integrativen Kraft und disziplinierenden Autorität ihres

Das «Get Back»-Kapitel gilt als ein Konglomerat aus Misstrauen, Zank und Zersetzung.

früheren Managers. Und McCartney sekundierte: «Seit Mr. Epstein gestorben ist, waren wir sehr negativ. Ich meine, deshalb hatten wir alle abwechselnd die Nase voll von der Band, wisst ihr, weil nichts positiv daran ist.»

Privileg und Chance

Nachzulesen sind diese pophistorisch bedeutsamen Gespräche der «Fab Four» jetzt erstmals im Beatles-Buch «Get Back». Es kann mit seiner opulenten Bebilderung als Appetitanreger für die dreiteilige Filmdokumentation von Peter Jackson gesehen werden, die Ende November auf Disney+ Premiere feiern wird. Flankiert

wird das Ganze durch eine limitierte «Let It Be – 50th Anniversary Box», die coronabedingt zwölf Monate später als geplant erscheint – passend zur damaligen, mehr als einjährigen Verzögerung der «Let It Be»-Veröffentlichung.

«Vier Freunde sollt ihr sein»

Bis heute gilt das «Get Back»-Kapitel als ein Konglomerat aus Misstrauen, Zank und Zersetzung, als hätten sich die zweiwöchigen Sessions in den ungeliebten, weil sterilen und viel zu grossen Filmstudios, mit ständig beobachtenden Kameraaugen und einer omnipräsenten Yoko Ono, zur unfreiwilligen Kampfzone der Beatles entwickelt. Zunächst versuchten sie zu retten, was zu retten war, indem sie neben neuen Kompositionen immer wieder alte Rock'n'Roll-Nummern anstimmten. Nach vierzehn Tagen wechselte man in das Kellerstudio des Apple-Gebäudes in der Londoner Savile Row und setzte dort die Aufnahmen fort. Der Tontechniker Glyn Johns sollte schliesslich aus den aufgezeichneten Sessions ein Album zusammenstellen. Doch er scheiterte krachend mit seinen zwei Versuchen, aus fertigen Songs, Probenmitschnitten und Gesprächsfetzen ein halbwegs stimmiges Resultat zu destillieren.

Jetzt demonstrieren die Musikeinspielungen, dass hier eine Band zusammenarbeitete, die keineswegs am Ende war. Der neue Mix von Giles Martin überzeugt einmal mehr durch einen frischen, leicht modernisierten Sound. Von den rund 400 Songs, die die Beatles während der «Get Back»-Sessions anspielten, bie-

ten die jetzt veröffentlichten 27 Outtakes zwar nur einen kleinen Einblick in die überbordende Spielfreude der Band. Doch embryonale Versionen von Lennons «Gimme Some Truth» oder McCartneys «The Long and Winding Road» machen die 5-CD-Edition zu einer wahren Schatzkiste. Man erlebt, wie sich die Band an frühen Song-Fassungen versucht, wie Fehler passieren, wie man sich auf Abwege verirrt, sich streitet, wieder versöhnt und gemeinsam begeistert.

Buch wie Jubiläumsbox akzentuieren die Geschichte neu: Das «Get Back»-Projekt kann keineswegs als Beleg für die These herhalten, von der Devise der Beatles, «Vier Freunde sollt ihr sein», sei lediglich ein «Jeder denkt an sich, nur ich denk an mich» geblieben. Dafür wirkt die Atmosphäre im Studio zu kreativ und dynamisch. Oder wie Peter Jackson im Vorgriff auf seine sechsstündige Filmdokumentation im Buch meint: «Man beachte nur, wie häufig «Lachen» in der Beschreibung aufgeführt wird.»

Streaming Klasse statt Kasse? Benjamin Bögli

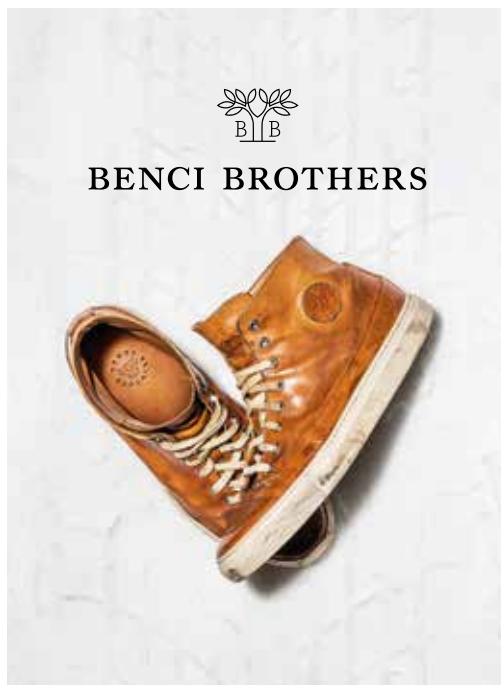
Mubi: Streaming-Dienst. 12 Franken pro Monat.

Die digitale Welt ist manchmal uralt. Beim meistbeachteten Vermerk auf den Social-Media-Kanälen des Streaming-Dienstes Mubi handelte es sich um einen Hinweis zu Charlie Chaplin. Und das in unserer modernen Zeit! Mubi, da sind sich die Kulturschaffenden von Zürich bis New York einig, habe das, was Netflix fehle: den Schlüssel zu den verborgenen Filmschätzen – von der Côte d'Azur bis zum Shinagawa-Bahnhof in Tokio. Erst bei Mubi fühle sich der distinguierte Kenner der Filmkunst so richtig zu Hause. Hier entdeckte er den fast vergessenen Klassiker, aber auch die zeitgeistige Arthouse-Perle.

In der Tat begründet der Anbieter mit seinen Filmen gewisse Zonen, die von den Grössten des Markts vernachlässigt werden. Interessant ist auch Mubis Spiritus Rector: Das türkische Rechengenie Efe Cakarel – er gewann als Schüler an der europäischen Mathe-Olympiade Bronze und studierte am MIT Informatik – gründete 2007 eine digitale Plattform mit der Absicht, Autorenfilme auf der ganzen Welt verfügbar zu machen. Im selben Jahr ging der Streaming-Dienst von Netflix online. Jeder, der sich einmal mit einem Branchenkenner unterhalten hat, weiss, wie kompliziert der Umgang mit internationalen Filmrechten ist. Irgendwie wurstelte sich Cakarel trotzdem durch, ging zweimal zwar fast

pleite, konnte aber vor wenigen Jahren mit einem angepassten Geschäftsmodell richtig Fuss fassen.

Der Abonnent hat für 12 Franken im Monat Zugriff auf jeweils dreissig Filme, wobei jeden Tag ein neuer Titel hinzukommt. Die Auswahl macht Mubi selber. Jüngst war zum Beispiel Richard Lesters «Yeah! Yeah! Yeah!» (1964) über die Beatles Film des Tages. Abgesehen davon konnte man auf 29 weitere Filme zugreifen – darunter der dänisch-afghanische «Parwadeshgah» (2019) oder der Klassiker «La piscine» (1969) mit Alain Delon und Romy Schneider. Zudem steht ein wachsendes Archiv mit Schwerpunkt auf neues und altes europäisches Kino zur Verfügung. Dieser Fokus ist eine Einschränkung, die Mubi in Kauf nimmt, weil die EU die Firma mit Millionen von Euro unter-



stützt. Man kriegt also nicht unbedingt das – der Meinung von Mubi nach – Beste aus aller Welt zu sehen, sondern eher das Beste aus Europa.

«Klasse statt Masse» lautet Mubis Motto. Im Stil eines Boutique-Kinos geht das Unternehmen davon aus, mit dem «handverlesenen» Programm sein Publikum besser zufriedenzustellen als mit Algorithmen à la Netflix. Das ist riskant, weil das Angebot doch sehr klein ist. Denn jemand, der Klassiker mag, liebt nicht unbedingt das jüngste Drama aus Afghanistan und umgekehrt. Aber es wäre nicht verwunderlich, wenn es dem türkischen Unternehmer gelänge, in den nächsten Jahren sein Angebot so auszubauen, dass es mit dem amerikanischen Criterion Channel mithalten kann, dem wahren Arthouse-Champion, auf den in der Schweiz nur sehr umständlich – und für \$ 10,99 Monatsgebühr – zugegriffen werden kann.

Jazz Wiedergefundene Melodie Peter Rüedi

James Brandon Lewis Quartet (feat. Aruán Ortiz, Brad Jones, Chad Taylor): Code of Being. Intakt 371.

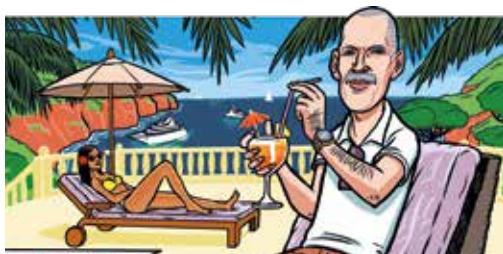
«Nur die Lumpe sind bescheiden», wurde an dieser Stelle unlängst Goethe zitiert. Ist der Satz im Original, einem Trinklied, auch anders gemeint, als geflügeltes Wort dient er bis heute als dichterfürstlicher Beleg gegen alle Arten von falscher Bescheidenheit. So drängt er sich also auch auf, wenn James Brandon Lewis, 1983 in Buffalo geborener Tenorsaxofonist, seinen Platz in der Geschichte der afroamerikanischen Musik bestimmt: «John Coltrane, Albert Ayler, Cecil Taylor, Eric Dolphy, Ornette Coleman, Sonny Rollins: Ich sehe mich selbst in vielerlei Hinsicht als Teil dieser Tradition, und ich hoffe, auf die eine oder andere Weise einen Beitrag zu dieser Tradition leisten zu können.»

Die Wahrheit ist: Der Mann hat recht. Aufgewachsen in der spirituellen Aura der Gospelmusik, später als Student von Charlie Haden und Wadada Leo Smith (u. a.) sowie im Kontakt mit Jazzmusikern der traditionsbewussten Mitte wie Benny Golson oder Wallace Roney, entwickelte er sich zu einem freien Improvisator, der sich immer des Hallraums der ganzen Jazzgeschichte und deren Verwurzelung in Blues, Worksong und eben Gospel bewusst war, mit anderen Worten: Bei aller intensiv ausschweifenden und überfliegenden sogenannten «freien» Improvisation versichert er sich immer wieder in einfachen melodischen Zusammenhängen.

Mit diesem Primat der Melodie ist er eines der *missing links* zwischen Jazztradition und freier, ja entfesselter Improvisation oder, wenn wir an die genannte Reihe von Vorbildern denken, ein «Traditionalist der Avantgarde». So der Titel einer Kolumne an dieser Stelle (*Weltwoche* Nr.17/20) über den stupenden Mitschnitt eines Duo-Konzerts mit dem Drummer Chad Taylor in Willisau 2019, an dem die beiden unter anderem mit einer Version von Duke Ellingtons Hymne «Come Sunday» verblüfften.

Auf seiner jüngsten CD im Quartett sind seine Partner neben dem genannten Chad Taylor Brad Jones am Bass und der kubanische Pianist Aruán Ortiz. Alle sind sie Lewis wahlverwandt als Grenzgänger zwischen freiem und traditionellem Jazz, sind gleichberechtigte, starke Mitdenker in der kollektiven improvisatorischen Erforschung, Erweiterung und Verdichtung von acht seiner schönen, zum Teil sehr melodios-einfachen Kompositionen.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Landleibe

Mark van Huisseling

Zurzeit erlebt eine Erkenntnis ihre Blütezeit – dass die Städte auf Kosten der Landbewohner lebten, angeblich. Oder mit anderen, weiter gefassten Worten, denen eines Kollegen von der *Neuen Zürcher Zeitung*: «Gut zwei Monate ist es her, seitdem der SVP-Präsident Marco Chiesa in seiner 1.-August-Rede den Städten den Krieg und dem Land den Frieden erklärt hat.» (Aber wem erzähle ich das, Sie sind *Weltwoche*-Leser oder, allenfalls, -Leserin.)

Vernachlässigen wir die Kostengeschichte (diese könnte unter Umständen etwas komplizierter sein, eher in Richtung «Unternehmen zahlen für Städte und reichere Landgemeinden für ärmere ebensolche» gehen; Quelle, unter anderen, Mathias Binswanger, ein Ökonom). Davon abgesehen ist die Aussage, dass Menschen auf dem Land beziehungsweise in den Städten nicht nur freundeidgenossenschaftliche Gefühle füreinander empfinden, wohl richtig, wichtig zudem.

Wenn auch nicht neu – Ihr Kolumnist, weder politisch noch soziologisch sehr aktiv respektive gebildet, kam bereits während der Rekrutenschule 1985 zum Schluss, dass es so was wie zwei Lager im Staate gäbe, Stadt- versus Landbevölkerung eben. Nach ein paar Wachdiensten mit einem Kameraden entschied Kanonier van Huisseling aus Bern, er weise mehr Gemeinsamkeiten mit irgendeinem Berliner, Londoner, New Yorker oder einem anderen, Tausende Kilometer weit weg lebenden Städter auf als mit seinem *compatriot* Zwahlen aus dem 34 Autominuten nahen Dorf Rüeggisberg. Was ein wenig kokett war, aber nicht falsch.

Vorwärts in die nähere Vergangenheit, ins Jahr 2000. In «Bobos in Paradise» (deutsch

«Die Bobos: Der Lebensstil der neuen Elite») schrieb David Brooks, ein amerikanischer Journalist, über die Mitglieder der sogenannten kreativen oder gebildeten Klasse, Leute, die in Medien-, Kommunikations- und Technologiefirmen sowie an Universitäten und in der Welt der Kultur das Sagen haben; «Bobo» steht für *bourgeois bohemians* und bedeutet Reichtum sowie Rebellion, beruflicher Erfolg mit nonkonformistischer Haltung oder «das Denken der Hippies, der unternehmerische Geist der Yuppies» (Wikipedia). Der Autor sah die Bobos wohlmeinend, sagte ihnen und den Städten, die sie bewohnten – keine Bobos auf dem Land, *of course* –, eine glänzende Zukunft voraus.

Es kam anders, logisch. Die Bobos «entfalteten eine irritierende Intoleranz», wertete Paul Widmer, Diplomat und HSG-Lehrbeauftragter, jüngst in der *NZZ*. Sie wollten allen ihre Wertvorstellungen aufdrängen (stimmt wohl, ist aber ein Vorwurf, den sich jede Klasse, die dazu in der Lage ist, gefallenlassen muss). In den Universitäten und Medien habe es für Andersdenkende immer weniger Platz, eine Cancel-Culture, Absage- und Löschkultur, greife um sich. «Und was ist mit mehr Solidarität? Ach je, die Gutverdienenden verteidigen ihre wirtschaftlichen Privilegien wie gehabt.» Während die einfachen Arbeiter und Angestellten – Zwahlen aus Rüeggisberg – dagegen dem rauen Wettbewerb der Globalisierung ausgesetzt seien.

Was zu Thomas Matter, Zürcher SVP-Nationalrat, führt, der mit seiner «Anti-Städte-

*«Es kam anders, logisch.
Die Bobos <entfalteten eine
irritierende Intoleranz>.»*

Kampagne in ein Wespennest gestochen» habe (*NZZ*; Matter und ich sind ein bisschen bekannt miteinander): «Wir krampfen, und die Linken sagen uns, wie wir leben, was wir essen, wie wir uns bewegen sollen.»

Das wäre nicht gut, falls es denn so sein sollte. Aber immer noch besser als die Entwicklung, die die Bobos in Amerika ausgelöst haben: Statt die Gesellschaft zu erneuern, habe die neue Elite das Land gespalten. Sagt Brooks, der Buchautor und Bobos-Begründer *himself*, in einem neuen Artikel. Er habe danebengehauen, schreibt er, voll daneben – die Wahl von Do-

nald Trump zum Präsidenten sei vor allem die Retourkutsche des verachteten Mittelstandes vom Land auf die Arroganz der Stadt-Bobos gewesen.

Klingt stringent. Ob's stimmt? Keine Ahnung, aber, *hey, it's politics*. Sowie ein Gebiet, über das gesprochen/geschrieben wird von Washington bis Wallisellen (und sogar in MvHs Spalte). Für Antworten auf die Frage, weshalb denn die SVP bei den Gemeindewahlen Ende September im Aargau in Lenzburg, Baden, Oftringen, Wettingen oder Zofingen verloren hat, sind andere zuständig.



UNTEN DURCH Männerärztinnen Linus Reichlin

Kürzlich veröffentlichte eine Schweizer Zeitung einen Artikel mit dem Titel «Warum Männer nicht mehr Frauenarzt werden wollen». Und wie ist es umgekehrt? Wie viele Prostatatinnen gibt es? Oder wie heissen eigentlich weibliche Ärzte, die während ihres Studiums ein Interesse für männliche Geschlechtsteile entwickelt haben? Denn es geht ja schliesslich um diese Teile – alle anderen Organe sind bei beiden Geschlechtern deckungsgleich. Man könnte anhand einer Leber in der Obduzierschale nicht erkennen, ob hier ein kleiner Mann oder eine grosse Frau zu viel getrunken hat. Jeder von uns hat mehr oder weniger den gleichen Anus, die Natur hat das gerecht verteilt und sich nicht darum gekümmert, ob ein Anus «anbezogen» oder gar «eine Erfindung des Patriarchats» ist.

Doch bei den Geschlechtsteilen hat die Natur eine deutliche Grenze zwischen oben und unten, konkav und zylindrisch, mehr aussen und mehr innen und so weiter gezogen. Es ist völlig klar, dass jemand, der mit männlichen

Geschlechtsteilen behaftet ist, nicht zum Arzt geht, um Ultraschallfotos im fünften Monat zu machen. Warum also sollten Frauen, die sehr wohl Grund für Ultraschallfotos haben, diese von einem Mann anfertigen lassen? Das ist, als würde ich zu einer auf Männer spezialisierten Ärztin im Sprechzimmer sagen: «Ich kann nicht mehr.» Sie wüsste sofort, was ich meine. Sie würde nicht denken: «Er kann nicht mehr singen.» Unweigerlich, gegen ihren Willen, würde sie denken: «Wenn er es nicht mehr kann, könnte er es auch nicht mit mir.» Ich müsste dann also in einem solchen Fall, einfach um meine Würde zu bewahren, hinzufügen: «Mit Ihnen könnte ich vielleicht.»

Ob das aber der Behandlung förderlich wäre, steht in den Sternen. Die Ärztin wäre gezwungen, ganz ruhig zu sagen: «Das will ich überhört haben.» Na gut, sie überhört es also. Aber was kann sie als Nächstes sagen, ohne nicht auf das von mir Gehörte Bezug zu nehmen? Sie kann ja nun nicht sagen: «Dann höre ich mir jetzt mal Ihr Herz an.» Denn dann müsste ich sagen: «Das, wovon ich spreche, befindet sich fünfzig Zentimeter tiefer, und das wissen Sie ganz genau.» Ja, sie weiss es, so gut, wie sie weiss, dass kein Mann die Sonnenblumenfotos mag, die sie im Sprechzimmer aufgehängt hat. Nur schon, dass sie derart demonstrativ neutrale Fotos aufhängt und nicht solche von Pferden, Hengsten, von Sylvester Stallone oder dem Churer Männerchor, zeigt, dass sie etwas verheimlicht: nämlich ihre Faszination für Männer, die sich ihrer medizinischen Autorität beugen. Männer, die verlegen zur Decke blicken, während sie in Socken und Unterhose auf einer Gummimatte stehen, und die dann mit heiserer Stimme sagen: «Ich kann nicht mehr.» Ich finde, wir sollten uns das Leben nicht auch noch dadurch schwer machen, dass die Geschlechter sich gegenseitig eiskalte Stethoskope in die Reproduktionsorgane schieben. Solche Praktiken gehören nicht in ein Sprechzimmer!

Meine geschlechtsneutralen Organe lasse ich sogar lieber von Ärztinnen besichtigen, aber alles, was fünfzig Zentimeter tiefer liegt, will ich in die Hände eines Arztes legen, der weiss, was ich durchmache. Eines Arztes, der sagt: «Ich auch nicht.» Eines Arztes, der im Sprechzimmer die schmelzenden Uhren von Salvador Dalí aufgehängt hat. Dass nun offenbar immer weniger Männer zur Gynäkologie bereit sind, zeigt, dass hier ein Lernprozess statt-

gefunden hat, jedenfalls bei den Männern. Den weiblichen Männerärzten prophezeie ich, dass ihnen peu à peu die Patienten wegsterben werden. *Remember* Bob Dylan: «The Times They Are a-Changing'»! Ich persönlich mache jetzt schon, wenn ich Männerprobleme habe, um jede Praxis einen weiten Bogen, wenn ich nur schon das «Dr.» (*Domina regnat*) vor dem Namen sehe.



FAST VERLIEBT Souverän leben, souverän lieben Claudia Schumacher

Für die meisten von uns ist das Älterwerden mit Überforderung verbunden. Bei den einen geht das mit der Einschulung los, während die anderen ihr Limit vielleicht erst beim Treppensteigen mit Kniearthrose erreichen. Mir kommt es manchmal so vor, als wäre die Alterskohorte mit den meisten Überforderten die der Dreissig- bis Fünfzigjährigen.

Da wird gestrebt und gehechelt, die richtige Partnerin gesucht, während man gerade zum Supermarktfilialeiter aufsteigt. Oder die patenteste Mitarbeiterin der Firma steht kurz vor ihrer Entbindung mit dem dritten Kind, als der Chef ihr einen Platz neben sich in der Führungsetage anbietet. Was tun, wenn man aufsteigen soll, obwohl man bereits alle Hände voll zu tun hat? Na, aufsteigen natürlich!

Die meisten Menschen können in einem Stadium, in dem sie bereits vor Übermüdung in Serie den Ehepartner im Bett abweisen, noch immer kein Beförderungsangebot vom Vorgesetzten ablehnen. Es grüsst das sogenannte Peter-Prinzip: In hierarchisch gegliederten Gesellschaften neigt jeder Beschäftigte dazu, bis zur Stufe seiner totalen Überforderung aufzusteigen. In meinem Umfeld etwa gibt es diese

zwei brillanten Menschen, die beide eine Beförderung annahmen, als ein weiteres Kind unterwegs war. In den Jahren danach konnten sie kaum die Augen offenhalten. Sie hatten keine Zeit mehr für sich selbst oder für den anderen. Für so profane Dinge wie das Treffen von Freunden, ins Kino gehen oder ein wenig Leben blieb erst recht keine Minute übrig. Alle Kraft floss in den Job, den sie trotzdem kaum zu ihrer Zufriedenheit ausfüllen konnten. Die restliche Zeit schenkten sie ihren Kindern und wurden das schlechte Gewissen ihnen gegenüber dennoch nicht los.

Kann man machen. Womöglich hätten die beiden aber zuletzt ein paar schönere Jahre verlebt, wenn zumindest einer von ihnen auf seine Beförderung verzichtet hätte?

Der Vernünftige darf ja auch mal der Mann sein. Ein Bekannter von mir, der seine erste Ehe ordentlich vergeigte mit seinem beruflichen Ehrgeiz, hat neulich das lukrative Abwerbungsangebot eines grossen Unternehmens, das er hätte leiten sollen, abgelehnt. Ihm ist einfach klargeworden, dass er da sein will, wenn sein Sohn eingeschult wird und wenn er seinen ersten Liebeskummer hat. Klingt einfach, und doch gelingt es den wenigsten in so einer Situation.

«Nein» ist ein souveränes Wort. Wer lieber mit weniger Überforderung älter wird, sollte es häufiger verwenden.

Wie heisst es so schön im neuen Bond-Film? «Die eigentliche Aufgabe des Menschen ist es, zu leben, nicht zu existieren.» Wer an einem Freitagabend wieder so erledigt ins Wochenende segelt, dass er es nicht geniessen kann, braucht vielleicht ein paar Martinis, womöglich aber auch ein paar Neins mehr im Leben.



FRAUEN

Kemi Badenoch



An der letzten Parteikonferenz von Labour kursierte ein Witz: Sollten sie je eine Parteichefin bekommen, wäre das eine Transfrau. Und da 80 Prozent all jener, die «sich als Frauen

identifizieren», ihren Penis behalten, wäre es also einmal mehr ein Mann. Labour ist mittlerweile die einzige Partei der britischen Inseln, die noch nie eine Chefin gehabt hat. Als Rosie Duffield, eine Labour-Abgeordnete, letzten Monat auf die biologische Tatsache verwies, dass «nur Frauen eine Gebärmutter besitzen», wurde sie mit Todesdrohungen bombardiert und vom Labour-Parteichef zurechtgewiesen.

Die Konservativen hatten zwei Parteichefinnen und Premierministerinnen, und jetzt haben sie Kemi Badenoch im Kabinett. Sie ist erst 41, in Grossbritannien geboren, aber in Nigeria und den USA aufgewachsen, kehrte mit sechzehn zurück, um sich weiterzubilden, und arbeitete, zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts, auch mal bei McDonald's. Als sie 2017 als Abgeordnete gewählt wurde, erinnerte sie in ihrer Antrittsrede daran, wie sie Hausaufgaben bei Kerzenlicht gemacht hatte, und bezeichnete die Brexit-Abstimmung als «das grösste Vertrauensvotum aller Zeiten für das Projekt Vereinigtes Königreich».

Auf Beleidigungen seitens von Labour wegen ihrer Abstammung reagierte sie würdevoll: «Es ist falsch, Menschen, die einen anderen Weg vertreten, als Verräter ihrer Rasse zu beschuldigen. Es ist noch unverantwortlicher, ja gefährlich, ethnische Minderheiten mit rassistischen Begriffen wie «Onkel Tom», «Kokosnuss» oder «Hausklave» einzudecken, nur weil sie es wagen, anders zu denken.»

Sie ist mutig, schön und dabei, in der Regierung rasch aufzusteigen. So ist es durchaus denkbar, dass es eines Tages nicht nur eine dritte konservative Premierministerin geben könnte, sondern eine schwarze konservative Premierministerin. Da hast du's, Labour!

Julie Burchill

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

WAS MACHT EIGENTLICH?

Pino Gasparini

In Dänemark musste er vor den Groupies flüchten. Heute singt er noch immer.



«Das holen wir nach»: Musiker Gasparini.

Das dunkle Haar fällt lässig ins Gesicht, der Blick schweift über das Publikum, die Finger greifen fest in die Gitarrensaiten. Pino Gasparini gibt in den 1960er Jahren als Frontman der Rockband The Sevens den Ton an. Und er genießt das Leben als Star: «Im Hotel in Solothurn musste uns die Feuerwehr vor den Fans retten. In Bern wollte das Publikum die Bühne stürmen. Und in Dänemark konnten wir nur mit einem Bus vor den Groupies flüchten.»

Gasparini nimmt einen Schluck Espresso und lacht charmant, als er dies erzählt. Im März feierte er seinen 75. Geburtstag. Doch leiser ist er nicht geworden. Hätte die Pandemie nicht die ganze Unterhaltungsbranche zum Schweigen gebracht, wäre er nun mit der Pepe-Lienhard-Band auf Tournee. Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben: «Das holen wir im nächsten Jahr nach.»

«Ich habe die Eltern mitgenommen»

Stattdessen zelebrierte er im Juni einen «virtuellen» Grossauftritt – anlässlich des Zürcher Sommernachtsballs. Statt live im Hauptbahnhof sang er in einem Studio; das Publikum sass und tanzte vor den Radioempfängern. Dies sei für jeden Künstler eine spezielle Situation: «Du

singst, das Stück ist fertig – und alles ist still. Keine Reaktion. Kein Applaus.»

Geboren wurde Filippo Gasparini 1946 im italienischen Ascoli Piceno. Noch im Jahr seiner Geburt zog er mit seinen Eltern in die Schweiz – wobei er lachend präzisiert: «Ich habe die Eltern in die Schweiz mitgenommen.» Weil er in seiner Jugend als Musiker in ganz Europa unterwegs war, habe er von den Ausländeranfeindungen und der Schwarzenbach-Initiative nicht viel mitbekommen: «Erst nachträglich realisierte ich, wie knapp das alles war.»

Pepe und Pino

1969 folgte der wichtigste Karriereschritt: Von Pepe Lienhard wurde er für dessen Sextett engagiert. Es folgte eine intensive Zeit mit Konzerten in ganz Europa, in Kanada und in den USA. Pepe und Pino wurden zum Schweizer Kulturgut – auch dank Auftritten in Fernsehshows wie «Musik und Gäste», «Teleboy» oder «Piazza». Der Aufwand dahinter war gross. Gasparini sagt: «Wir probten hart und arbeiteten an 300 Tagen im Jahr.»

1980 löste Pepe Lienhard sein Sextett auf und stellte ein neues, grösseres Orchester zusammen. Immer dabei: Sänger Pino Gasparini. Dank der grossen musikalischen Bandbreite wurden die Schweizer auch als Begleitband weltbekannter Stars gebucht. In Monte Carlo, wo das Orchester während zweier Saisons gastierte, begegnete er dem Sänger und Entertainer Frank Sinatra zum ersten Mal. Für dessen Songs schwärmt Gasparini noch heute. Ist es die Ähnlichkeit in der Erscheinung, die italienische Herkunft oder das Charisma? Gasparini wurde auch schon als «Frank Sinatra der Schweiz» bezeichnet. «Damit kann ich bestens leben», sagt er lachend.

Als Karriere-Highlight nennt er den sechsten Platz am Eurovision Song Contest 1977 in London – mit dem Hit «Swiss Lady». Dass dies aber bereits der Höhepunkt gewesen sein soll, glaubt man nicht. Denn wer Pino Gasparini zuhört, ist sich sicher: Singen hält jung. Und das Beste kommt erst noch.

Thomas Renggli

Osinskis Spiegelkabinett

Mitten in der kalifornischen Wüste steht seit kurzem das «Invisible House». Man kann es mieten – vorausgesetzt, man findet es.



Rollendes Echo: «The Invisible House» in der Nähe von Joshua Tree.

Etwas ausserhalb von Palm Springs, wo die amerikanische High Society in den sechziger Jahren Erholung suchte, setzte der Exzentriker Chris Hanley jüngst eine Vision um, die lange in ihm schlummerte. Er nennt sie das «Invisible House», das unsichtbare Haus, das er mitten in der steinigen Wüste angrenzend an den Joshua-Tree-Nationalpark bauen liess. Die Inspiration dazu, sagt er, sei ihm beim Anblick des Monoliths in Stanley Kubricks Wunderwerk «2001: A Space Odyssey» gekommen. Die vom Architekten Tomas Osinski errichtete Stahl- und Glas-konstruktion von 2020 gleicht jetzt allerdings eher einem gefällten New Yorker Wolkenkratzer.

Osinski nahm den Urgedanken der «organischen Architektur» des grossen amerikani-

schen Baumeisters Frank Lloyd Wright (FLW) auf und gab ihm einen raffinierten Dreh: FWL versuchte, seine Gebäude so nahtlos wie möglich in die Natur einzufügen, das Bauwerk Osinskis reflektiert diese jetzt sogar. Die Fassade des «Invisible House» besteht ausschliesslich aus Spiegelglas. Manch ein verträumter Ausflügler, auf der Suche nach spiritueller Erleuchtung, wie es sie in dieser Gegend Kaliforniens viele gibt, mag sich ab diesem architektonischen Phänomen verwundert am Kopf kratzen.

Enthusiasmus von fast allen Seiten

Ein paar Worte zum Innern des Quaders: Er hat vier Schlafzimmer – in einem steht ein 55 000 Dollar teures Bett mit gläsernem Gestell –, eine

riesige Küche, fünf Badezimmer, und durch das 511 Quadratmeter grosse Haus zieht sich ein dreissig Meter langer Swimmingpool. Man ahnt es, hier weht auch ein bisschen der Geist Hollywoods. Beim Besitzer Hanley handelt es sich um einen Musikunternehmer, Kunsthändler, Galeristen und Filmproduzenten, der zum Beispiel «American Psycho» auf die Leinwand brachte. Er vermietet seine modernistische Prachtsloge meistens an Film- oder Fotocrews. Man kann sie aber auch einfach über Airbnb für zirka 5000 Dollar pro Nacht buchen. Die Bewertungen der Gäste sind enthusiastischen Tonfalls; die bisher einzige Beanstandung einer Mieterin: Das Echo sei im «Invisible House» viel zu rollend, man könne kaum eine Unterhaltung führen.

Fast vegetarisch

Giodi, Hotel Saratz
Via da la Staziun 2, 7504 Pontresina
Telefon 081 839 40 00.
Täglich ab 16 Uhr geöffnet

Dass Gemüse das neue Fleisch sei, war noch vor nicht allzu langer Zeit ein launiger Kalauer. Wer aber mit offenen Augen durch die (Restaurant-)Welt geht, wird schnell feststellen, dass daraus je länger, je mehr eine gastronomische Konstante wird. Gleich zweimal ist es mir in den letzten Wochen in Lokalen auf 15-Punkte-Niveau passiert, dass der Hauptgang ungefragt vegetarisch ausfiel, auch wenn im Menü durchaus mit reduzierten Fleisch- oder Fischkomponenten gearbeitet wurde.

Es gibt viele weitere gute Hinweise darauf, dass es immer mehr Köche gibt, die auch aus Gemüse ein gutes Gericht kreieren können,



und mehr Gäste, welche für neuen kulinarischen Luxus offen sind, der statt im teuren Produkt in der Idee und im Zubereitungsaufwand zu finden ist.

Im bekannten Viersternehotel «Saratz» in Pontresina wurde das A-la-carte-Restaurant «Giodi» neu gestaltet. Kari Walker, die Köchin mit walisischen Wurzeln, legt eine vegetarische Karte auf; wer will, kriegt Fleisch oder Fisch dazu. Aber die meisten Gäste, versichert die zurückhaltende Küchenchefin, be-

stellen keine Beilagen. Stattdessen reisen sie geschmacklich um die Welt, aus Jackfrucht macht Walker mit Hilfe von Weizenprotein eine Art Spareribs, die mit Barbecuesauce, etwas zu trockenen Fächerkartoffeln und Avocado-Salsa zum Grillteller werden. Eine wunderbar würzige, tomatige Tajine mit Süsskartoffeln, Ras-el-Hanout-Aprikosen, Kichererbsen, Mandel-Couscous und Koriander schmeckt ebenso ausgezeichnet wie die mit geräucherten Marroni und Kakao gefüllten Ravioli an einer frischen Zitronensauce, welche die gehaltvolle Füllung wirksam kontrastiert.

Einzig bei den Vorspeisen – Waldorfsalat, Couscous-Salat oder Samosas – wäre etwas mehr Mut zur Würze wünschenswert; ansonsten wird aus einem Essen im «Giodi» kein Abend, den man mit dem Gefühl beendet, auf etwas verzichtet zu haben.

WEIN/PETER RÜEDI

Missbrauchte Unschuld

Il Farneto (Marco Bertoni): Frisant Rosso 2020. 11,5 % Reb Wein, Zürich. Fr. 17.–
www.rebwein.ch

Vittorio Graziano: Fontana dei Boschi. 12 % Ebd. Fr. 23.–

Es gibt Weine, über deren komplexe Struktur wir stundenlang meditieren und diskutieren können. Sie bieten ein so weites Feld an aromatischen Nuancen an, das jeder etwas begabte Trinker in sie hineinprojizieren kann. Allerdings: Er muss dem, was ihm im Glas begegnet, auch gewachsen sein. Und dann gibt es Weine, die wollen einfach nur getrunken werden. Im Bereich der vitalen Bedürfnisse muss ab und zu auch ein Genuss ohne Überbau erlaubt sein.

Zum Beispiel der, eine kühle Flasche Lambrusco knallen zu lassen. Der rote Schaumwein aus der Emilia-Romagna ist zu deren Spezialitäten (u. a. Parmesan, Parmschinken, Aceto balsamico oder Pasta mit Salsa bolognese) der ideale Begleiter. Vorausgesetzt, wir finden im Meer der Massenproduktion von banalem, meist zu süssem Schrott die richtigen Flaschen; die kostbaren



fünf Prozent zumal aus den drei klassischen DOC-Appellationen der Provinz Modena: den hellen, duftenden, säurereichen Lambrusco Sorbara, den etwas mildereren, sehr fruchtigen Salamino di Santa Croce oder den dunkelfruchtigen und gerbstoffreichen Grasparossa di Castelvetro. Auch diese Provenienzen sind «einfache» Weine. Aber sie sind weit entfernt von jenen banalen Billigprodukten, die zumal jenseits der Alpen den Ruf des Lambrusco so ruiniert haben, dass den normalen Weinfreund bei blosser Erwähnung ein Brechreiz ankommt.

Dementsprechend lassen seriöse Importeure eher die Hände davon. Nicht so Roger E. Baumann von Reb Wein Zürich. Er bietet gleich sechs Weine von drei dem Umfang nach eher kleineren, traditionell arbeitenden Betrieben an, darunter zwei Rosés aus

Sorbara und Salamino (Gianluca Bergianti) und zwei weisse Frizzanti.

Alle verdienen Applaus. Empfohlen seien hier allerdings, für Einsteiger wie für Liebhaber, die zwei Roten: der Frizzante rosso von Il Farneto, dunkelfruchtig, sehr würzig (mir fällt ein Touch Lorbeer auf), aus biologischer Produktion von Marco Bertoni. Und vor allem der Grasparossa des grossen Traditionalisten Vittorio Graziano, des Wahren in Castelvetro: ein brombeeriger, dunkelfarbiger, tanninreicher Lambrusco Grasparossa namens «Fontana dei Boschi». Er hat auf den ersten Blick neben allen Vorzügen einen kleinen Mangel: Es fehlt die Angabe des Jahrgangs auf der Etikette. Denn auch da hat Andreas März recht, mit seiner Zeitschrift *Merum* seit je ein Verfechter des «wahren Lambrusco»: Der müsse jung getrunken, nicht gelagert werden, «er ist kein Weihnachtswein». Das mag mit ein Grund sein für die Zurückhaltung Schweizer Importeure mit dem Lambrusco: Er tanzt sozusagen nur einen Sommer. Allerdings: Grazianos «Waldbrunnen» schmeckt so, wie sein Name nahelegt: überwältigend frisch.

Laut, fröhlich, frei

Der Porsche GT3 erinnert an die Idee, dass Autofahren nicht bloss funktional sein kann, sondern auch berührend.



Fast jeder kennt vermutlich einen Autofahrer, oft auch eine Autofahrerin, der oder die sagt, «Hauptsache, es fährt» oder «Es muss mich nur von A nach B bringen». Gemeint ist das eigene Fahrzeug, und seine Reduktion auf die reine Funktion ist für jeden überzeugten Anhänger individueller Mobilität eine Beleidigung der Idee, dass die freie Bewegung ein Merkmal des selbstbestimmten Menschen ist.

Wenn ich auf überfüllten Schweizer Autobahnen zu einem Termin fahren muss, bin ich allerdings froh, wenn der – gerne auch elektrisch betriebene – Wagen die wichtigsten Aufgaben übernimmt. Die Technik überwacht das Geschehen um mich herum, und auch ein wenig mich selbst. Das ist der Preis, der zu bezahlen ist für eine entspannte Fahrt, die sich von einer Zugreise nicht mehr gross unterscheidet. Abgesehen davon natürlich, dass im eigenen Auto niemand um einen herum komisch riecht oder intime Gespräche führt, die man nicht hören möchte.

Kürzlich hatte ich im Tessin zu tun, ich war zu Gast im «Castello del Sole», dem «Gault-Millau»-Hotel des Jahres. Es führen viele Wege nach Ascona, und da ich mit dem neuen Porsche 911 GT3 unterwegs war, wählte ich frühmorgens die Route über den Gotthard. Der knallblaue GT3 ist so etwas wie der Gegenentwurf zum eben beschriebenen Funktionsauto. Mit dem wild hochdrehenden Sechs-Zylinder-Saugmotor, dem blitzschnellen Sieben-Gang-Doppelkupplungsgetriebe, dem abenteuerlustigen Heckantrieb und einer ausgeklügelten Fahrwerks- und Aerodynamikabstimmung ist der Sportwagen ganz auf das reine Vergnügen an der automobilen Be-

wegung ausgelegt. Laut und lustig donnert der Renn-Elfer den Berg hoch. Die Konsequenz, mit der sich die 20- beziehungsweise 21-Zoll-GT3-Räder mit dem Asphalt verzahnen und Kurvengeschwindigkeiten zulassen, bei denen man eher an den eigenen Fähigkeiten zu zweifeln beginnt als an den Grundgesetzen der Physik, ist schon sehr begeisternd und beeindruckend.

Mit seiner maximalen Leistung von 510 PS, die bei 8400 Umdrehungen (!) anliegen, und einem Leergewicht von lediglich 1435 Kilogramm ist der GT3 perfekt geeignet für ein paar schnelle Kurven am Morgen. In 3,4 Sekunden sind aus dem Stand 100 km/h erreicht, bis zu 318 km/h wären möglich, was mir auf dem Gotthard natürlich wenig nützt. Aber bei solchen Sportwagen ist es natürlich gut zu wissen, dass man könnte, wenn man wollte.

Autos wie der 911 GT3 werden kulturgeschichtlich zusehends wichtiger und wertvoller. Nach der Fahrt über den Gotthard (und wieder zurück) steigt mein Pegel an Glückshormonen auf ein Niveau, das auch ein paar Wochen danach noch ein leises Lächeln auslöst, wenn ich daran denke. Aber das kann nur jemand verstehen, der noch nicht dem technokratischen Missverständnis unterliegt, dass Autos einen nur von A nach B bringen sollen.

Porsche 911 GT3

Motor/Antrieb: 6-Zylinder-Boxer-Saugmotor/Heckantrieb/7-Gang-Doppelkupplungsgetriebe PDK; Hubraum: 3996 ccm, Leistung: 510 PS/375 kW; max. Drehmoment: 470 Nm bei 6100 U/min; Beschleunigung 0–100 km/h: 3,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 218 km/h; Verbrauch (NEFZ): 12,41/100 km/h; Preis: Fr. 205 500.–, Testwagen: 246 230.–.



OBJEKT DER WOCHE

Feuer, Lärm und Licht

Vssl Camp Supplies 2.0
Ab Fr. 104.– online erhältlich

Falls in den Herbstferien Abenteuer anstehen, kann diese wenige 100 Gramm schwere Dose von Nutzen sein. Das robuste Überlebensset ergänzt das Schweizer Taschenmesser bei Ihrem Camping-Ausflug oder auf Ihrer Expedition in tiefe Wälder ideal. Der Zylinder ist 24 cm hoch, hat einen Durchmesser von 5 cm, und sein Inhalt, fein säuberlich verpackt in kleine Gefässe, ist umfassend: Bienenwachs-kerze, Drahtsäge, Klebeband, Bambustuch für die Toilette; Mini-Erste-Hilfe-Behälter mit Pflastern, antiseptischen Tüchern und Sicherheitsnadeln; Feuer-Starterkit mit Wattebüscheln und wasserfesten Zündhölzern; 8 Meter lange Sicherheitsleine, die mit 125 Kilogramm belastet werden kann; Rasierklinge, Wasserreinigungstabletten, Fischerzeug inklusive Würmern; Nähutensilien, Büchsenöffner, Kabelbinder. All das findet man in der Überlebensbüchse.

Sie verfügt zudem über einen Kompass und – worauf man beim Hersteller besonders stolz ist – ein eingebautes Licht für den Notfall, das 40 Stunden lang brennt und für Signale, aber auch als Taschenlampe eingesetzt werden kann. Denn manchmal lauern unangenehme Überraschungen gleich um die Ecke. Es soll immer wieder Leute geben, die am Zürcher Üetliberg in Bergnot geraten. Ein Glückspilz, wer dann mit blinkendem Rotlicht oder mit der griffbereit verstaute Alupfeife auf sich aufmerksam machen kann. Diese fehlt nämlich auch nicht.

Benjamin Bögli



«Freude herrscht!»:
St. Galler Stadtpräsidentin Pappa.



Olma-Gäste: Thomas Bieger, Ex-Rektor Uni St. Gallen (l.), Joe Keller, Alt-Regierungsrat.



Im Messiefieber:
Olma-Direktorin Bolt.



Heimspiel:
Guy Parmelin, Gattin Caroline.



Wert der Begegnungen: Kirchenratspräsident Schmidt (l.), Bischof Büchel.



Aufregender Termin:
Bundespräsident Guy Parmelin an der Olma-Eröffnung.

BEI DEN LEUTEN

Glänzendes Comeback

Alles strömte an die Olma. Die Lust, beim Traditionsanlass dabei zu sein und wieder einmal *id Möscht* zu gehen, war gross.

Michael Baumann

Tags zuvor weilte Bundespräsident **Guy Parmelin** (SVP) noch im Ausland bei **Winfried Kretschmann**, dem Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, und machte Europapolitik. Ein Heimspiel hatte er dann zusammen mit seiner Frau **Caroline** an der Eröffnung der 78. Olma, der Schweizer Messe für Landwirtschaft und Ernährung, in St. Gallen. Trotzdem sei er vor dem Pflichttermin mit dem *Säuli* nervöser gewesen als vor dem Gipfeltreffen mit **Joe Biden** und **Wladimir Putin** in Genf.

Benedikt Würth (Die Mitte), St. Galler Ständerat, ist gar früher aus den Ferien in der Toskana zurückgekommen, um dabei sein zu können. Auch **Walter Vogelsanger** (SP), Regierungsrat des Gastkantons Schaffhausen, betonte die Wichtigkeit der Olma für die Gesellschaft: «Zurück zur Olma heisst zurück zur Normalität.» St. Gallens Stadtpräsidentin **Maria Pappa** (SP) zitierte einen Alt-Bundesrat: «Freude herrscht!» Nach dem Corona-bedingten Olma-Ausfall 2020 habe die Messe wirklich gefehlt, was Olma-Direktorin **Christine Bolt** nur bestätigen konnte. Dass die Vertreter des Gastkantons fast in Truppenstärke anwesend waren, nahm Divisionär **Willy**

Brülisauer, Kommandant der Territorialdivision 4, wohl mit Freude zur Kenntnis.

Hannes Germann (SVP), Schaffhauser Ständerat, wie auch der St. Galler Nationalrat und Präsident des Schweizer Bauernverbandes, **Markus Ritter** (Die Mitte), waren einfach froh, wieder einmal unter die Leute zu kommen. Die Schaffhauser seien herzlich willkommen geheissen worden, sagte Regierungsrat **Dino Tamagni** (SVP), der in seiner Rede rhetorisch wieselflink den Bogen schlug vom Widderbock, dem Kantonswappentier, zu «Bock auf die Olma haben». Seine Regierungskollegin **Cornelia Stamm Hurter** (SVP) ist Stammgast an der Olma, sie war schon als Mädchen mit ihrem Grossvater da. **Markus Büchel**, Bischof des Bistums St. Gallen, und **Martin Schmidt**, evangelisch-reformierter Kirchenratspräsident des Kantons St. Gallen, sprachen über den Wert von Begegnungen. Und die einheimische Nationalrätin **Franziska Ryser** (GP) nutzte die Gelegenheit, um mit ehemaligen Kollegen vom Stadtparlament Erinnerungen aufzufrischen. Natürlich gab es für alle als Verpflegung Olma-Bratwurst – selbstverständlich ohne Senf.



Schaffhausen grüsst: Regierungspräsident Vogelsanger, Gattin Franziska Brühlmann.



St. Galler unter sich: Stadtparlamentarier Marcel Rotach, Vica Mitrovic, Nationalrätin Franziska Ryser, Patrick Guidon vom Kantons- und Handelsgericht.



Zurück aus den Ferien: St. Galler Ständerat Würth (r.), Regierungspräsident Bruno Damann.



Kommando der Territorialdivision 4: Divisionär Willy Brülisauer.



Erinnerungen: Schaffhauser Ständerat Germann, Regierungsrätin Stamm Hurter.



Wieselflinke Rhetorik: Schaffhauser Regierungsrat Tamagni (l.), alt Regierungsrat Ernst Landolt, Regierungsrat Patrick Strasser.



Feine Unterhaltung: Kornelia Bruggmann (l.), Lisa Stoll.

Aseptisch und dominant



Kontrolliertes Aufbegehren: Kim Kardashian neulich in New York.

Madonna eröffnete die MTV Music Awards neulich in glänzendem Lack, Kim Kardashian stieg in New York, in Leder gehüllt, und mit verschlossener Maske aus der Limousine. Nachdem Gucci die Kollektion aus Overknee-Stiefeln und armlangen Lederhandschuhen – prophetisch in Plastik verschweisst – zu Beginn der Pandemie in einem Londoner Schaufenster präsentierte, fragt man sich, wie der Trend zum Fetisch-Look gewertet werden sollte. Ist die Modereferenz an Sadomaso-Praktiken, also an das Spiel mit Macht und Disziplin, ein Ausdruck davon, die Kontrolle nach dem Ausnahmezustand zurückzugewinnen und den Alltag dominieren zu wollen? Der Philosoph Byung-Chul Han behauptete vor einigen Jahren, dass das Glatte unsere Gegenwart charakterisiere. Er verband die glatten, nahtlosen Oberflächen von iPhone, Brazilian Waxing und Jeff-Koons-Skulpturen als Ausdruck einer Kultur der Gefälligkeit, die sich mit dem Aufkommen der sozialen Medien verfestigte. So gesehen, kann man den Look als kontrolliertes Aufbegehren im Zeitalter von Instagram deuten.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Eigentlich sprechen meine Freundinnen und ich sehr offen miteinander. Beim Thema Orgasmus werden wir aber etwas schüchtern. Ich weiss von einigen Frauen, dass sie noch nie einen Orgasmus hatten. Ist es einfach mein Umfeld, oder kommt das oft vor?

B. M., Zürich

Das ist mein absolutes Lieblingsthema, deshalb habe ich auch das Buch «Coming Soon – Orgasmus ist Übungssache» geschrieben. Ich hoffe, ich kann Ihnen die Frage also beantworten: Es ist immer noch so, dass zwei Drittel der Frauen beim Geschlechtsverkehr, also bei dem, was man unter Sex versteht, keinen Orgasmus haben und auch

keine Ahnung haben, wie das geht. Viele wissen aber, wie sie bei der Selbstbefriedigung zum Orgasmus kommen.

Das Tolle ist: Man kann es lernen. Mit unterschiedlichen Übungen ist es möglich, die Vulva und die Vagina empfindlich zu machen. So kann man in Zukunft tatsächlich immer tollere Gefühle haben. Was ist die Logik dahinter? Stimulieren Sie sich zum Beispiel meistens klitoral, dann vernachlässigen Sie die Nerven im vaginalen Bereich. Das Hirn lernt nicht, diese anderen Regionen als erregend wahrzunehmen.

Es ist wie beim Klavierspiel: Wenn Sie bloss auf den unteren Tasten üben und sich dort total wohl fühlen, die oberen Tasten aber

nicht gross berühren, reizt es Sie gar nicht, diese zu integrieren: Jedes Mal, wenn Sie die oberen Tasten doch antippen, will es einfach nicht richtig gut klingen. Um diese voll mit einzubeziehen, muss man einfach richtig üben.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danias@weltwoche.ch

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Piau-Voon Wang

Wie kann man als westlicher Investor in chinesische Technologiefirmen und Start-ups investieren? Antworten vom Direktor des Anlageunternehmens Legend Capital in Peking.

Hierzulande kennt man die chinesische Firma Legend, seit sie 2005 die Computersparte von IBM unter dem Namen Lenovo übernahm. Doch die Legend-Geschichte begann viel früher: 1984 gründete Unternehmer Liu Chuanzhi die Firma als Spin-off der Chinesischen Akademie der Wissenschaften. Zielstrebig baute er Legend zu einem umfangreichen Tech-Konzern aus. Bis heute ist Legend Holdings Ankeraktionär der börsenkotierten Lenovo.

Heute weckt der Name Legend auch am Schweizer Kapitalmarkt Interesse. «Hi, I am PV.» Freundlich begrüsst uns der Managing Director von Legend Capital in den Zürcher Büros der Banque Internationale à Luxembourg (BIL), der Luxemburger Universalbank mit Schweizer-Präsenz in Zürich, Genf und Lugano. Wie BIL ist auch Legend Capital Bestandteil der Familie von Legend Holdings.

Vor zwei Jahren kaufte Legend Holdings die Mehrheit an BIL und investiert seither ambitioniert ins Wachstum, auch in der Schweiz. «Wir wollen eine Brücke schlagen zwischen chinesischem Kapitalmarkt und westlichem Private Banking», erklärt PV Wang. An drei Abenden stellt er Interessierten aus der Finanzszene Legend Capital vor.

«Wir sind der führende Investor in chinesische Unternehmen im Frühstadium, also Venture Capital und Private Equity.» Die verwalteten Vermögen betragen rund neun Milliarden Dollar. Den Private-Equity-Arm von Legend gibt es seit den frühesten Anfängen der entsprechenden chinesischen Branche vor etwa zwanzig Jahren. Wer «China» und «Private Equity» sagt, meint eigentlich Legend Capital.

Vermögende Privatpersonen im Blick

Was macht die Anlagefirma einzigartig? Zum einen, sagt PV Wang, vertraue man vor allem Mitarbeitern mit Industrieb Hintergrund: Ingenieure, Informatikern beispielsweise. Diese verstünden das Geschäft der Start-ups und könnten echten betriebswirtschaftlichen Mehrwert beisteuern. Zudem lege man Wert auf die gleiche Ausrichtung der Interessen. Das komme bereits darin zum Ausdruck, dass die



«Wir wissen, was wir tun»: Manager Piau-Voon Wang.

Mehrheit von Legend Capital nicht bei Legend Holdings liege, sondern bei den Mitarbeitern. Aber auch bei den Investments achte man auf gleiche Interessen. «In der Regel übernehmen wir Minderheitsanteile von ungefähr 20 oder 30 Prozent.»

Über sechs Milliarden US-Dollar sind seit 2001 an Investoren geflossen. Vor der BIL-Akquisition haben vor allem grosse institutionelle Anleger in die Produkte von Legend Capital investiert. «Das Know-how von BIL im Private Banking öffnet die Anlageklasse der chinesischen Private Equity erstmals auch für vermögende Privatpersonen», sagt PV Wang. In der Regel über Fonds nach Luxemburger Recht.

Für sehr grosse Kunden sind auch direkte Investitionen in die Fonds von Legend Capital möglich.

Das neue Angebot, so PV Wangs Beobachtung während seiner Roadshow, findet seine Nachfrage. «Viele Anleger sind von den bestehenden Anlageoptionen im Tiefzinsumfeld enttäuscht und suchen Alternativen.» Von Peking aus will er dafür sorgen, dass die Renditen auch in Zukunft Freude machen. Westliche Investoren kaufen sich damit direkt ins China-Know-how der grösstenteils chinesischen Anlageprofis von Legend Capital ein. In einem Markt wie China sei das wichtig: «Wir wissen, was wir tun.»

Florian Schwab

Aufgehender Stern am Zugersee

Noémie Bernard war eine talentierte Springreiterin. Nun hat sie in der Küche die Zügel in der Hand.

Thomas Renggli

Von der Stadt Zug her kommend, legt das Kursschiff am Landesteg an. Walchwil, Anfang Oktober. Noémie Bernard empfängt im holzgetäfelten Speisesaal des Restaurants «Sternen». Es ist eine der besten Adressen am See – und die junge Köchin so etwas wie der Shootingstar der Szene.

Rein optisch entspricht Bernard dem Klischee der Köchin schlecht: schlank, sportlich, 29 Jahre jung – Silberringe im rechten Ohr. Darauf angesprochen, antwortet sie lachend: «Wenn ich den Menschen erzähle, dass ich in einer Küche arbeite, glauben sie es mir oft nicht.» Doch möglicherweise sei das Berufsbild etwas veraltet. Als Köchin müsse man nicht zwingend mehr essen als die Gäste. Früher war sie eine passionierte Reiterin und erreichte im Springen ein akzeptables Niveau. Bevor sie die Kochlehre antrat, war der Besuch der Sportschule ein Thema. Doch letztlich entschied sie sich auch für den Weg der Vernunft: «Wer im Springreiten Erfolg haben will, braucht entweder viel Geld oder spendable Sponsoren.» Und schliesslich sei ihr das Kochen in die Wiege gelegt worden. Schon als kleines Mädchen habe sie dem Vater beim Salatzubereiten geholfen.

Höflichkeit wahren

Noémie Bernard versprüht Empathie und Charme. Doch spätestens beim kräftigen Händedruck spürt ihr Gegenüber, dass die Frau richtig zupacken kann – in einem Arbeitsumfeld, in dem das Klima oft rau ist und die Tage bis in die späten Abendstunden dauern, ist dies eine entscheidende Eigenschaft. Vom Vorurteil, dass in einer professionellen Küche auch unter den Mitarbeitern mit harten Bandagen gekämpft werde und die Atmosphäre von einem unzimperlichen Umgangston geprägt sei, will sie aber nichts wissen: «Ich lege Wert darauf, dass wir freundlich und respektvoll miteinander umgehen. Wir sagen <danke> und <bitte>.»

Zwar bezeichnet sie die Arbeit in der Küche als Teamwork und ihren Vater und Mitkoch Giorgio als wichtigen Ratgeber, doch das Pa-



«Sie setzt jetzt schon Massstäbe»: Spitzenkoch Donatz.

Jacky Donatz über Noémie Bernard:

«Zusammen mit ihrem Vater Giorgio bietet sie im legendären «Sternen» in Walchwil den Gästen eine moderne und vielseitige Küche. Noémie Bernard hat bei der Schweizer Topköchin Tanja Grandits gelernt und gilt für mich als eines der grössten Talente der Schweiz. Ihre Leidenschaft und Kreativität setzen schon jetzt Massstäbe.»

tent des Traditionsrestaurants lautet auf ihren Namen: «Ich bin die Verantwortliche in der Küche – und mein Vater ist der Geschäftsführer.» Derweil fungiert Mutter Anita als Gastgeberin und kümmert sich um den Service: «Eigentlich sind wir drei Chefs», sagt Noémie Bernard und stuft das innerfamiliäre Konfliktpotenzial als «klein» ein. Laute Diskussionen seien zwar nicht ausgeschlossen, aber wenn man dann gemeinsam eine Lösung finde, seien die Dissonanzen in der Regel schnell vom Tisch. Mit insgesamt nur sechs Mitarbeitenden ist der «Sternen» ein klassischer Familienbetrieb. Dies habe auch geholfen, während der Pandemie über die Runden zu kommen, sagt Bernard. Wer zu viel Personal beschäftigte, hatte wohl schneller ein Problem.

Seit mittlerweile drei Jahren wirtten die Bernards im «Sternen». Zuvor war das Lokal anderthalb Jahre leergestanden. Mit den neuen Pächtern zog auch eine vielschichtige Erfahrung in den «Sternen» ein. Die Eltern waren zuvor im Gasthaus «Bergli» am Klausenpass tätig gewesen. Wenn es nach dem Vater gegangen wäre, hätte Noémie das Restaurant übernommen. Doch die Tochter, die Andreas Caminada als grosses Vorbild bezeichnet, zog es aus dem engen Tal hinaus. So arbeitete sie unter anderem im Hotel «Bellevue Palace» in Bern, im «Parkhotel Vitznau» – und danach während dreier Jahre bei der renommierten Köchin Tanja Grandits im Restaurant «Stucki» in Basel. Doch irgendwann sagte Noémie Bernard zu sich selbst: «Jetzt muss etwas geschehen.» Sie habe sich in einem eigenen Betrieb verwirklichen wollen, wo sie die Gäste kenne und nochmals einen Schritt vorwärts machen könne.

Persönliche Verabschiedung

So steht sie heute im «Sternen» am Herd. Es ist ein Glücksfall für alle Involvierten – vor allem auch für die Gäste. Die sind bei Noémie Bernard immer Könige: «Wir versuchen jeden Wunsch zu erfüllen», sagt sie, «wenn jemand keinen Salzwasserr Fisch mag, bieten wir eine Alternative. Wenn jemand vegetarisch essen will, passen wir uns an.» Dazu gehören auch die flexiblen Öffnungszeiten: Montag und Dienstag sollten die Türen geschlossen sein – eigentlich. Zu einem Gast nein zu sagen, sei ein No-Go. Überhaupt liegt ihr viel am gegenseitigen Austausch. So legt Bernard Wert darauf, die Gäste nach getaner Arbeit persönlich zu verabschieden: «Sie wollen sehen, wer für sie gekocht hat. Denn der Service am Gast ist immer auch Vertrauenssache.»

Noémie Bernard spricht mit der Abgeklärtheit einer routinierten Fachfrau – und gleichzeitig mit dem Enthusiasmus einer jungen Köchin, die auf der Basis der klassischen Kulinarik Raum für Neues und Fantasiereiches zulässt. Es sind die perfekten Zutaten für ein echtes Galadinner.



Raum für Fantasie: Köchin Bernard, 29.

Weltwoche Nr. 41.21
Bild: Gerry Nitsch für *die Weltwoche*

«Meine Mutter hat mich am meisten geprägt – und Sergio Leone»

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu Unrecht verdammt wird?

Michael Steiner: Michael Kohlhaas von Kleist ist diesbezüglich die literarische Hausnummer. Und wie in dieser Novelle geht es bei allen zu Unrecht Verdammten um die Frage, welche Mittel man wählt, um sich zu wehren. Wird Wehrhaftigkeit zu Zorn wie bei Kohlhaas, kommt das der eigenen Verdammnis gleich, dergestalt, dass die Seele verkümmert.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Steiner: Kommt darauf an, von wem.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Als Künstler genug, um in der Schweiz gut leben zu können, aber zu wenig, um reich zu werden. Meine reichen Freunde machen Geld mit Geld, das ist mir aber suspekt, weil der Ertrag von Geld nur Eigennutz bringt. Ich bin besetzt davon, nur Dinge zu erschaffen, die meine Mitmenschen inspirieren.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Steiner: Vor dem Zerfall, den das Älterwerden mit sich bringt, also vor dem siechenden Ableben vor dem Tod.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Steiner: Elvis Presley, John Lennon und Jim Morrison: ohne Vorurteile. Weisheit, Poesie.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Steiner: Dieselben wie bei den Männern. Was aber nicht heisst, dass ich Frauen gleich sehe wie Männer, im Gegenteil, die Faszination liegt im Wesensunterschied.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Steiner: Keiner, denn unser politisches System wird durch Kompromiss definiert, was dafür sorgt, dass der grösste gemeinsame Nenner durch Personen vertreten wird, die genau das vertreten wollen.

Weltwoche: Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

Steiner: Da gibt es niemanden, der mir spontan in den Sinn kommt. Eigentlich alle – von jenem einer sibirischen Hausfrau bis zu jenem eines kalifornischen Astrophysikers.



«Durcheinandertal der Menschheit»: Filmer Steiner.

Weltwoche: Welches ist Ihre Lieblingsbeschäftigung?

Steiner: Ausschlafen.

Weltwoche: Wie oft lügen Sie pro Tag?

Steiner: Nie – meine erste Lüge heute.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Steiner: Jein, also bin ich Agnostiker. Ich bin der Meinung, dass Spiritualität Moral vermitteln kann, und Moral ist der Anker der Menschheit. Song dazu: «Hemmige», von Mani Matter.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Steiner: Mit fünfzehn – die zweite Lüge heute?

Weltwoche: Was lesen Sie am liebsten?

Steiner: Die Whatsapp-Chats meiner Freunde und Freundinnen.

Weltwoche: Was würden Sie dem Papst sagen?

Steiner: Dass er nicht den vertritt, den er eigentlich vertreten sollte.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Steiner: Wieso Sommerabend? Die Winterabende dauern länger.

Weltwoche: Welche Kritik, die stimmt, möchten Sie nie über sich hören?

Steiner: Wenn Kritik nicht aus Neid oder Boshaftigkeit geäussert wird, bin ich immer offen für Kritik.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Steiner: Sei ehrlich.

Weltwoche: Was ist Ihr liebstes Vorurteil?

Steiner: Zürcher sind arrogant.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner einen Seitensprung verzeihen?

Steiner: *Never fucking ever.* Harhar.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Steiner: Weil das keine Lösung für die Probleme dieser Welt ist. Jeder Prophet steht am Ende einsam in der Wüste, denn Bewusstsein ist wichtig, aber es führen viele Wege nach Rom, und die vielen Wege sind da, weil nicht alle den gleichen Pfad begehen.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Steiner: Als Anarchist bin ich dagegen.

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

Steiner: Ja. Und ich habe es auch gegessen.

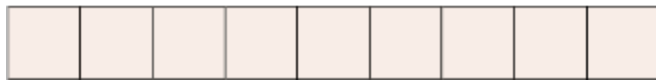
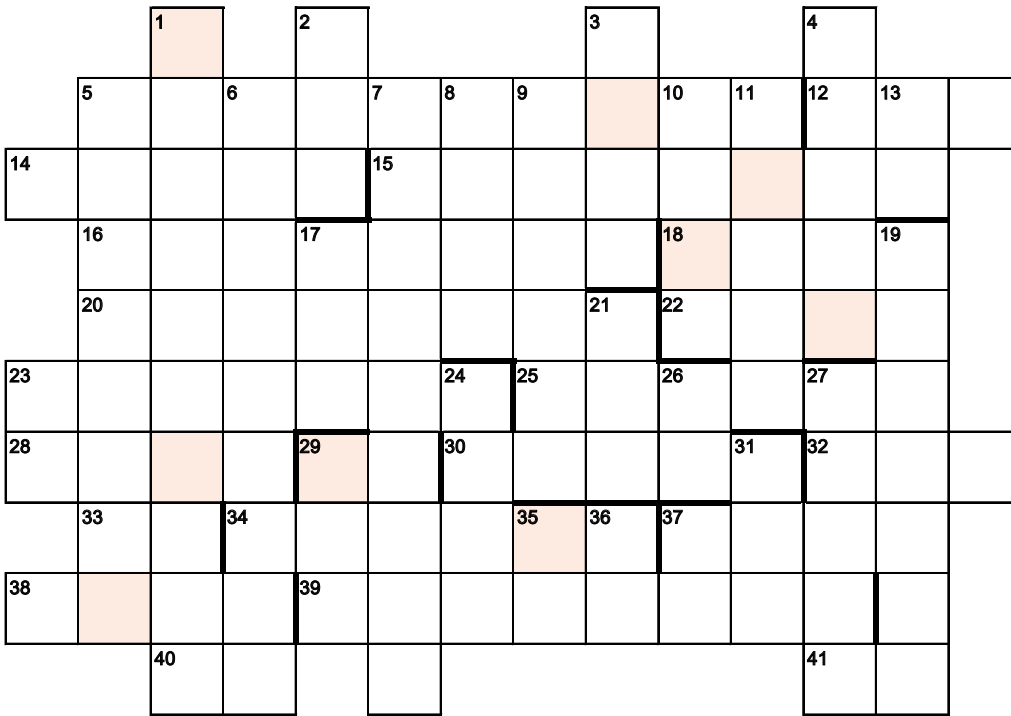
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Steiner: Meine Mutter. Und Sergio Leone.

Weltwoche: Hätten Sie lieber eine andere Nationalität, und wenn ja, welche?

Steiner: Nein. Ehrlich gesagt, gebe ich nicht viel auf Nationalität, aber ich weiss mein Glück zu schätzen, dass ich hier geboren wurde. Wer Geld und Wasser en masse hat, sollte sich bewusst sein, dass man im Durcheinandertal der Menschheit den Jackpot geknackt hat. Bildung und Humanismus sind unsere grössten Werte. Das kostet Geld, und deswegen ist auch seriöse Buchhaltung nicht zu verachten, denn wenn die grösste kapitalistische Macht dieser Welt aus dem Kommunismus kommt, stellt sich die Frage nach dem quo vadis. Vor allem als eine Nation mit nur 8 Millionen Bürgern. Die gerade eine ziemlich schlechte Falle macht in Bezug auf die wissenschaftlichen Institutionen. Selbst wenn die Wissenschaft suchend ist, wird sie immer die faktische Wahrheit finden. «Ask not what your country can do for you – ask what you can do for your country.»

Der neue Film von Michael Steiner, 52, «Und morgen seid ihr tot», läuft ab 28. Oktober in den Kinos.



Lösungswort — von Nachahmungstätern begangener Überfall
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 Anti-Kanton? 12 dumm, wenn nicht «eingängig» 14 sind gestrichen nicht angemalt, sondern eingeholt 15 kann in Merenschwand, Strengelbach oder Elfingen leben 16 sorgt für Weitblick – oder für Einblick in Nachbars Schlafzimmer 18 einst mutig, heute eher zurückhaltend 20 für Sprachpuristen geeignete Leasing-Variante 22 um sie sollte wirklich niemand gebracht werden 23 möglicher Zustand von Fäusten oder Ladungen 25 Lateiners 17 senkrecht für 6 senkrecht 28 was eineiige Zwillinge von Natur aus haben 29 handelt rückwärts paradoxerweise mit Bleifrei 30 bäumiger Teil der Mästerei 32 Viertel von Spreitenbach 33 Briefabschluss, der nach Zehnerexponenten fragt 34 gallischer Baumliebhaber 37 nicht ganz umsonst 38 sind auf dem Golfplatz meist nicht trinkbar 39 Eigenschaft für Angeber 40 nicht geprüft, und nicht mal deutsch 41 erdgeschichtlich definitiv schon vor den Hühnervögeln da

Senkrecht — 1 Streichmusikerutensil für feuchtes Wetter? 2 Informatikers «Weg damit!» 3 was , und
 auch nachts sind 4 Fleischstück mit hohem Holzgehalt 5 emsiges Treiben vieler Waldarbeiter? 6 Sprachexperte aus Hefe, Kuckuck und Kurzstück 7 Schlafstätte für Metallstifte? 8 damit kann man international kochen oder telefonieren 9 von Jordi und Ast besungener Salzwassertropfen 10 enthaupteter Jüngling als Rotationszentrum 11 teilungsfähige Präposition 13 auch als logischer Operator taugliches Gesetzbuch 17 Hippopotamus minus hippos 19 für Besuch in himmlischem Club und schnelles Erröten bekannt 21 womit ein Besäufnis offensichtlich endet 23 invertierte Masseinheit 24 bekanntlich für jedes Wetter geeignetes Gewebe 26 Rp.-Analogon ennet der Landesgrenze 27 angelsächsischer Geschmack zum Drücken 29 Kleincomputer, auch für Nicht-Sozialisten 31 natürlicherweise nur in Australien vorkommender Teil der Speisemuschel 35 für unsere Augen genauso schwarz wie UV 36 ehemalige Nummer elf oder chinesische Nummer eins 37 sehr kurze Sammlung historischer Dokumente

© Daniela Feurer – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 737



Waagrecht — 4 FUCHSSCHWANZ: die Säge 10 DEN[NOC] 13 [HIER][AUS]: franz. hier = gestern 15 SIESTA: span. almuerzo = Mittagessen, descansar = ruhen 17 ALTERN 18 STREIT 19 FAST: engl. schnell 21 BEA-ENGSTIGEN: Anagramm von «Sangengebiet» 25 GIRREN 26 DEMENT(gegen) 28 NED Flanders: aus «Die Simpsons» 29 OIG[NON]: franz. Zwiebel 31 PI(pi) 32 IDEE 33 (In den) SEIL(en hängen) 34 Manns GENUG sein

Senkrecht — 1 IUNITAGE 2 OS: lat. Knochen 3 UNART 4 FESSELND 5 HOSENROCK 6 CHAOT 7 HILF(!) 8 ARE: engl. (auch) bist 9 ZUNGE 11 NEREIDE 12 (Grey/Black) HAT: engl. Hut 14 Teppich-ETAGEN 16 Zwischen Euphrat und TIGRIS lag Mesopotamien (meso potamoi). 20 SEMPER(oper): lat. von jeher/beständig 22 Die SEGEL streichen 23 IDOLE 24 (Suppe) NEIN(lage) 27 NEUN: drei (aller guten Dinge) hoch zwei 30 NI: Nickel

Lösungswort — **IDEALFALL**

Die neuen Rätsel für die WELTWOCHEN schreibt Daniela Feurer



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Elegance is an attitude

Simon Baker
Simon Baker

LONGINES



The Longines
Master Collection